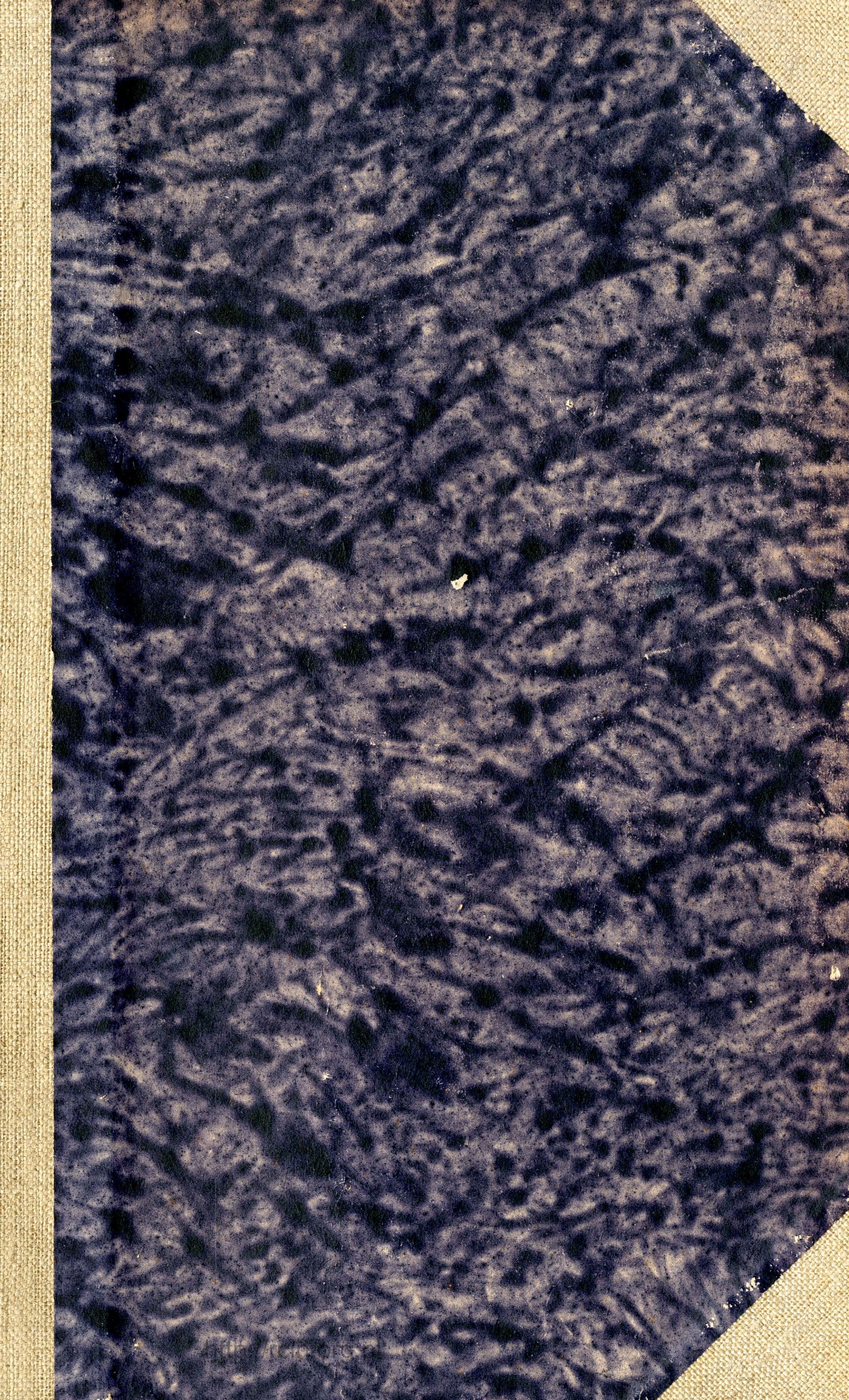
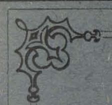
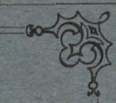
BALTISCHE STUDIEN BD. XXX 1928



Baltische Studien.

Herausgegeben

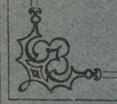
von der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Neue Folge Band XXX.

2. Halbband.

Stettin.
Leon Sauniers Buchhandlung.
1928.




Baltische Studien.

Herausgegeben

von der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Neue Folge Band XXX.

---

2. Halbband.

Stettin.
Leon Sauniers Buchhandlung.
1928.

Inhalts-Verzeichnis.

Schriftleitung:
Staatsarchivdirektor Dr. O. Grotefend
in Stettin.

Dänisch-wendische Kämpfe in Pommern und Mecklenburg (1157–1200)

Von

Dr. Oskar Eggert

Vorbemerkung.

Diese Abhandlung enthält die Darstellung über den Verlauf der Kriegszüge Waldemars I. und Knuts VI. von Dänemark in das Wendenland. Sie ist die Fortsetzung einer Arbeit, die unter dem Titel: „Die Wendenzüge Waldemars I. und Knuts VI. von Dänemark nach Pommern und Mecklenburg“ in den Balt. Stud. N. F. Bd. 29 (1927) erschienen ist.

Im Sommer des Jahres 1157 schien endlich der jahrelange dänische Thronstreit beendet, als die drei Thronbewerber Sven, Knut und Waldemar übereinkamen, sich das Reich zu teilen. Sven sollte Schonen, Knut Seeland und Waldemar Jütland erhalten. Aber der innere Friede dauerte nur einige Wochen, dann flammten die Kämpfe von neuem auf. Den Anlaß dazu gab das Streben Svens nach der Alleinherrschaft.

Es war in Roeskilde in der Dämmerung des 9. Augusts 1157. Die drei Könige saßen bei einem festlichen Gastmahle, als die von Sven meuchlerisch gedungenen Mörder in die Königshalle eindrangen und Knut mit dem Schwert durchbohrten[1]). Waldemar, verwundet, entkam nur mit genauer Not auf sein Schiff. In stürmischer Sommernacht trieb sein Schiff als Spielball der Wellen hin und her, bis es endlich an ein kleines Eiland verschlagen wurde.

Sobald der Sturm nachließ, segelte Waldemar nach Jütland. In flammender Entrüstung rief er die Jüten zum Kampfe auf gegen den treulosen Sven. Bevor er aber seine jütischen Mannen einschiffen konnte, landete Sven schon mit einem Heere in Jütland. Am 23. Oktober 1157[2]) kam es bei Gratheheide, unweit Wiborg, zur Schlacht. Waldemar siegte, Sven wurde auf der Flucht erschlagen.

Damit war nun Waldemar der Alleinherrscher des Dänenreiches geworden. Die Großen des Reiches erkannten ihn als König an, und Erzbischof Eskill von Lund krönte ihn feierlich zum König aller Dänen. Der junge, noch nicht 30 Jahre alte König stand vor keiner leichten Aufgabe. Während des unglückseligen Bürgerkrieges hatten die wendischen Seeräuber — die Gelegenheit war ja günstig — die dänischen Küsten durch Plünderungen furchtbar heimgesucht. Ein Drittel Dänemarks lag öde. Furcht und Schrecken erfüllte die Dänen, wenn sie von den Piraten hörten. Der König sah ein, daß man diese den Bestand Dänemarks bedrohende Gefahr nur dann wirksam bekämpfen konnte, wenn man die Wenden in ihrem eigenen Lande heimsuchte und scharfe Vergeltung übte.

---

[1]) Saxo 725, Ktl. (= Knytlingasaga) c. 114, Ann. Colbaz. A. D. 43, Ann. Waldem., Nestved. 1130—1228 und 821—1300, Sorani 1130—1300, Lund., Ryens., A. D. 80—83, Sven Aggesons Gesta Reg. Dan. MGSS XXIX 35 ff. und SSM I 136 ff.

[2]) Saxo 734, Ktl. c. 118 und die in Anm. 1 genannten Annalen.

Zu dem Zwecke ließ er im Frühjahr 1158[1]) bei Masnedø[2]) die dänische Flotte versammeln. Als er aber seinem Kriegsvolke seine Absicht erklärte, nach dem Wendenlande zu ziehen, schützten die Sprecher des Volkes Lebensmittelmangel vor, erwähnten die gefährliche Kühnheit dieses Unternehmens gegen die kecken und tapferen Feinde und verweigerten die Heeresfolge. Als die ganze Versammlung ihnen zustimmte, gab der König nach. Vielleicht schreckte er selber vor der Größe seiner Aufgabe zurück.

Noch unsicher im Besitze der Krone hatte Waldemar ungefähr zu gleicher Zeit Gesandte an Kaiser Friedrich I. nach Augsburg geschickt[3]), um diesem seine Erhebung anzuzeigen und die lehnsherrliche Bestätigung zu erbitten. Sie wurde ihm sogleich gewährt, jedoch unter der Bedingung, daß der König selber vor dem Kaiser erscheine, wenn dieser aus Italien zurückgekehrt sei. Man wird Waldemars Verhalten auch unter dem Gesichtspunkt seiner Politik gegen die Wenden zu beurteilen haben. Er sicherte sich dadurch gewissermaßen seine Flanke. Darum nahm er auch die Verbindung auf mit seinem deutschen Grenznachbarn, dem mächtigen Herzoge von Sachsen und Bayern, Heinrich dem Löwen.

Heinrich hatte schon im Jahre 1158[4]) die Wenden in Mecklenburg mit Krieg überzogen und den Obotritenfürsten Niklot zur Unterwerfung gezwungen. Als er im Frühjahr 1159 vom Kaiser nach Italien gerufen wurde[5]), wollte er jeden Anlaß zu Unruhen in seinem Gebiete beseitigen. Er lud auch Waldemar zu einer Zusammenkunft ein[6]) und schloß mit ihm einen Freundschaftsvertrag. Um sich vor den Wenden Ruhe zu verschaffen, zahlte Waldemar Heinrich 1000 Mark Silber. Heinrich berief nun Niklot und die anderen wendischen Fürsten zu sich und verpflichtete sie eidlich, bis zu seiner Rückkehr mit den Sachsen und den Dänen Frieden zu halten. Er legte ihnen auf, alle Seeräuberschiffe nach Lübeck zu bringen und seinen Gesandten vorzuführen. Die Wenden lieferten aber nur wenige unbrauchbare Schiffe ab und behielten die seetüchtigen zu ihren Kaperfahrten. Es fehlte der starke Arm des Mannes,

[1]) Saxo 736 ff. Die Ktl. erwähnt dieses Heeresaufgebot nicht.

[2]) Insel zwischen Seeland und Falster.

[3]) Gesta Friderici III 25.

[4]) Ann. Palid. MGSS XVI 90, Ann. Magdeburg. ebd. 191, Ann. Stederburg. ebd. 207, Ann. Pegav. ebd. 259.

[5]) Helmold I 87. Vgl. auch Gesta Friderici IV 28.

[6]) Barthold II 151 und H. Olrik, Absalon I 96 verlegen die Zusammenkunft in das Jahr 1158. Vgl. dazu Balt. Stud. N. F. 29, 40.

der seinen Forderungen hätte Nachdruck verschaffen können. Heinrich war nämlich, wahrscheinlich im Mai, spätestens wohl Anfang Juni[1]), mit tausend Schwerbewaffneten nach Italien gezogen, begleitet vom Grafen Adolf von Holstein — dieser hatte mit den Wenden einen besonderen Vergleich geschlossen — und von vielen Edlen Bayerns und Sachsens. Die Abwesenheit Heinrichs und seiner Fürsten benutzten die Slawen von Aldenburg (Wagrien) und Mecklenburg, um die dänischen Küsten erneut zu plündern. Der Dänenkönig war mit Recht darüber empört. Es gelang aber Bischof Gerold von Lübeck, sowohl durch Gesandte, als auch persönlich, seinen Zorn zu beschwichtigen und einen Waffenstillstand zwischen ihm und den wagrischen und obotritischen Wenden bis zur Rückkehr des Herzogs zu vermitteln.

Aber schon regten sich in Dänemark neue Kräfte. Der Mann gelangte zu Einfluß, der den Grundstock zu dem späteren dänischen Reich in Pommern gelegt hat und von dem H. Olrik[2]) sagt, daß er die Seele in dem großen nationalen Kampfe war: Absalon, Bischof von Roeskilde.

Als das dänische Heeresaufgebot im Frühjahr 1158 auseinandergegangen war[3]), hatte er den König gefragt: „Warum wird denn der Kriegszug aufgegeben?" Der König hatte geantwortet: „Um die Kräfte meines Volkes zu schonen!" Da war es damals mit beißendem Spott von den Lippen Absalons gekommen: „Zieh lieber mit Feiglingen aus. Siegst du, ist es gut. Wirst du geschlagen, dann ist es auch gut, dann sind viele feige Schufte weniger auf der Welt."

Kurz darauf, am 18. April 1158, starb Asker, Bischof von Roeskilde. Zu seinem Nachfolger wählte man, wohl nicht ohne königliche Einwirkung[4]), Absalon, obwohl er das kanonische Alter noch nicht ganz erreicht hatte[5]). Und nun war er Tag und Nacht, Sommer und

---

[1]) circa pentecosten (31. Mai) Ann. Weingart. Welfici MGSS XVII 309.

[2]) Absalon I 70.

[3]) Saxo 736 ff.

[4]) Entgegen Saxo 738. Absalon scheint uns nicht ohne königliche Einwirkung als vierter Kandidat für das Bischofsamt aufgestellt zu sein. Vgl. H. Olrik, Konge og praestestand II 42.

[5]) Nach Olrik, Absalon I 12, wurde Absalon im Oktober 1128 geboren und am 30. Oktober 1128 getauft. Sicher ist er zwischen dem 22. März 1128 und dem 21. März 1129 geboren, wie aus der Vetus Chron. Sialand. SSM II 56 hervorgeht. Absalon starb am 21. März 1201 im 73. Lebensjahre (etatis sue anno LXXIII). Liber daticus Lundens. 66. Vgl. dazu Balt. Stud. N. F. 29, 42 ff.

Winter für die Verteidigung seines Sprengels tätig[1]. Seine erste Tat als Bischof war die Abwehr wendischer Seeräuber am 4. April 1159[2] bei Boslunde[3]. 24 wendische Schiffe trieben er und seine 18 Begleiter in die Flucht.

Daß Absalon die treibende Kraft zu den Unternehmungen in das Wendenland war[4], sollte sich auch bei den ersten Wendenzügen zeigen. Die Plünderungen der Wenden dauerten an. Aarhus ging dabei in Flammen auf[5]. Die Plünderungen dauerten auch noch fort, als Waldemar durch Bischof Gerold von Lübeck einen Waffenstillstand mit den Wenden von Wagrien und Obotritien geschlossen hatte[6]. Besonders Falster hatte unter den Einfällen zu leiden. Und als König Waldemar nichts zur Verteidigung seines Landes unternahm, beschuldigte ein Mann von Falster ihn der Feigheit. Darüber war der junge, ehrgeizige König furchtbar erregt und befahl einen Strafzug gegen Falster[7]. Aber bevor dieser zur Ausführung kam, erkrankten Waldemar und Bischof Absalon. Das schien ein Wink des Himmels; daher unterblieb der Zug ganz.

Wenn Waldemar tatenlos die wendischen Angriffe auf sein Land geschehen ließ, so wird man das auch nicht durch das flüchtige Auftreten der Seeräuber, bald hier, bald da, entschuldigen können. Wäre die Landesverteidigung straff organisiert worden, so hätte man sicherlich die Wenden einmal fassen können. Andererseits hatte die Untätigkeit des Königs einen gewissen politischen Hintergrund. Es gab ein Mittel, um die Wenden von ihren Einfällen in Dänemark zurückzuhalten: der Einfall in ihr Land. Sollte nun aber König Waldemar in das Gebiet eindringen, auf das Heinrich der Löwe bereits seine Hand gelegt hatte? Würde das nicht Verwickelungen

---

[1] Saxo 738.

[2] Gegen Olrik, Absalon I 82, der den 12. April 1158 hat. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 45 ff.

[3] Zwischen Korsør und Skelsør.

[4] Nach Adam von Bremen II 21 wohnen die Kissiner und Circipaner nördlich (cis) der Peene, die Kissiner wohnen etwa um Kessin, die Circipaner etwa bei Tribsees. Sie werden auch in Gemeinschaft mit den Rehterern und Tolosanten südlich der Peene Liutizen genannt. In Mecklenburg wohnen die Obotriten, um Ratzeburg die Polaben und in Holstein die Wagrier. Östlich der Oder sitzen die Pommern. Ob die Inseln Usedom und Wollin von Pommern oder von Liutizen (auch Wilzen genannt) bewohnt waren, ist nicht sicher. Vgl. Wigger, Mecklenb. Annalen S. 100 ff. und Niederlé, Manuel de l'Antiquité Slave I 138 ff.

[5] Saxo 739.

[6] Helmold I 87.

[7] Saxo 739 ff.

hervorgerufen haben, Verwickelungen, die für Dänemark gefährlich werden konnten? Heinrich der Löwe hätte sich auch sicherlich die Verletzung seiner Lehnshoheit nicht gefallen lassen.

Die Bedrängnis seines Landes, vielleicht auch persönliche Gründe (Ehrgeiz), erzeugten nun in dem jungen König Waldemar den festen Entschluß, gegen die Wenden zu ziehen, die in Vorpommern wohnten[1]). Die unaufhörliche Not schien auch die Stimmung im Lande dahin beeinflußt zu haben, daß man einem Vergeltungszuge nicht mehr so ablehnend gegenüberstand als früher. Nach Beratung mit seinen Vertrauten, Absalon, Petrus, Suno und Esbern[2]), beschloß der König, in aller Stille einen kleinen Sommerfeldzug nach Vorpommern zu unternehmen.

Bei Landora (Landskrona), an der Westküste von Schonen, versammelten sich im Sommer 1159 nach und nach die dänischen Flotten. Der König, kaum von der Krankheit genesen, zweifelte zuerst, ob ihm alle Teile seines Landes Heeresfolge leisten würden. Der Seeländer war er sicher, weniger sicher schon der Bewohner von Schonen. Aber sie kamen. Zuletzt erschienen auch die Laaländer und die Männer von Falster. 260 Schiffe waren zusammengekommen[3]). Die Vornehmsten des Landes waren versammelt: Erzbischof Eskill von Lund, Bischof Absalon von Roeskilde, Christoph, der Sohn Waldemars[4]), Gvenmar Ketilsson, Peter Denja, Esbern Schnur, der Bruder Absalons, und Ingemar[5]).

Aber auch jetzt war noch nicht aller Widerstand gegen das Unternehmen gebrochen[6]). Erzbischof Eskill leugnete beharrlich, daß die Schiffe von Schonen in Bereitschaft seien. Erst als der König entschlossen beharrte und den Ungehorsamen seine Ungnade androhte, gab er nach.

---

[1]) Es spielte wohl die Rücksicht mit, nicht in Heinrichs engere Interessensphäre einzugreifen. Möglich ist auch, daß durch den von Bischof Gerold von Lübeck erwirkten Waffenstillstand die räuberischen Einfälle der Wenden aus Wagrien und Mecklenburg aufgehört oder wenigstens nachgelassen hatten, möglich dadurch, daß deren Beutegier befriedigt war.

[2]) Saxo 741 ff. Vgl. über den Zug auch die Ktl. c. 119.

[3]) Das war etwa ein Viertel der gesamten dänischen Reichsflotte. Vgl. Erslev, Valdemarernes storhedstid 189. Als Grund zum Zuge erwähnt die Ktl. c. 119 die Absicht des Königs, das Land christlich zu machen. Aber warum bekehrt man dann nicht nach den ersten Wendenkriegen?

[4]) Christoph kann damals nicht älter als allerhöchstens 13 Jahre gewesen sein, da sein Vater erst 28 Jahre zählte (1131 geboren).

[5]) Ktl. c. 119.

[6]) Saxo 741 ff.

14 Tage vergingen noch mit der Musterung des Heeres und mit Kriegsübungen, so daß ein großer Teil der Lebensmittel aufgezehrt wurde. Bei völlig ruhiger See begann die Fahrt. Man ruderte, um möglichst unvermutet an Rügen heranzukommen und sich nicht durch die Segel zu verraten. Bischof Absalon war mit 7 Schiffen vorausgeschickt[1]), um die Zugänge zu dem rügenschen Gestade genauer zu erkunden. Man wollte Arkona angreifen, weil man glaubte, diesen Ort (oppidum) leicht überwältigen zu können. Hier hatten die Rüger ihrem Götzen Swantewit ein Standbild aufgestellt. Und weil sie glaubten, daß die Gottheit sich selbst schützen könnte, ließen sie die Stätte unbewacht. Absalon war schon in der Nähe Rügens, als seine Seeleute ihn darauf aufmerksam machten, daß das Gros der dänischen Schiffe Segel hißte und zurückfuhr. Da geriet er in Zorn und war auf den König höchst erbittert. Wohl oder übel mußte auch er nun umkehren[2]).

Er fand die königliche Flotte im Hafen bei der Insel Moen[3]). Als er mit seinen Freunden Petrus, Suno und seinem Bruder Esbern zusammentraf, entlud sich sein Unmut über den König in bitteren Klagen. Auch die Freunde waren mit dem Verhalten des Königs höchst unzufrieden. Bald darauf rief der König seine vier Vertrauten zu sich. Als er ihren Verdruß bemerkte, sagte er, er habe es der hereinbrechenden Nacht wegen für ratsam gehalten, umzukehren, um morgen die Fahrt von neuem aufzunehmen. Die Freunde schwiegen. Als der König sie nun fragte, was am besten geschehen könne, um die Fahrt fortzusetzen, erhob sich Absalon und machte dem Könige bittere Vorwürfe. Er habe sich durch seine Nachgiebigkeit mit Schande bedeckt, zumal es schon die zweite Heerfahrt sei, die nicht ausgeführt werde. Auch seine Freunde, die ihm zu diesem Vorhaben geraten hätten, bringe er bei ihren Widersachern in den Ruf einer abscheulichen Weibischheit. Der König bezwang seinen Zorn und entließ die Freunde. Mehrere Tage sprach er nicht mit ihnen.

---

[1]) In diesem Zusammenhange mag auf die Ktl. c. 120 (Schluß) hingewiesen werden, in der es heißt: Wieder waren der Bischof Absalon und die Inselmänner am schnellsten, so daß sie 7 Tage bei Hiddensoe auf den König warteten. (varđ þa enn Absalon biskup skjotastr ok Eylendingar, sva at þeir bidu konungsins 7 naetr viđ Heđinsey — Etiam nunc Absalon episcopus et insulares Dani celerrimi erant, ut septem noctes regem opperientur ad Hethini insulam.) Von einer Vorausfahrt Absalons berichtet die Ktl. sonst nichts.

[2]) Die Ktl. berichtet von diesem Teil der Fahrt nichts.

[3]) Südöstlich von Seeland.

In der Nacht nach dieser Unterredung erhob sich ein gewaltiger Sturm, der vier Tage anhielt. Am fünften Tage näherte sich der König den Freunden wieder am Gestade des Meeres. „Lassen wir das Vergangene ruhen," sagte er, „und richten wir unsern Blick lieber in die Zukunft. Ich werde nicht eher umkehren, solange ich noch Mittel habe, das Heer zu ernähren[1]). Lieber will ich meinen Geist aufgeben, als die Fahrt mit schmachvoller Heimkehr beenden[2])!

Petrus schlug vor, noch etwas zu warten, bis die Wildheit des Sturmes sich gelegt haben würde. Für drei Tage sei noch Verpflegung vorhanden. Dann aber müsse der Feind angegangen werden. Absalon erhielt nun den Auftrag, das Wetter zu erkunden. Als am nächsten Morgen der Sturm an Heftigkeit etwas nachgelassen hatte, meldete er dem Könige, daß man vielleicht trotz des starken Windes versuchen könne, die Fahrt zu beginnen. Der König befahl daraufhin den Aufbruch.

Solange sich die Flotte im Schutze der Küste befand, kam sie trotz des hohen Wellenganges gut vorwärts. Als sie aber die freie See erreicht hatte, machte die Gewalt der Wogen das Rudern fast unmöglich. Die kleinen Schiffe drohten aus den Fugen zu gehen. Das Schiff des Erzbischofs Eskill, in dem sich auch der König befand, sprang leck. Da legte sich Ingemar aus Schonen mit seinem Schiffe ihm zur Seite. Kurz entschlossen sprang der König hinüber, in der Rechten das Schwert, in der Linken die Königsflagge haltend. Eskill wollte trotzdem mit seinem lecken Schiff die Fahrt fortsetzen. Da befahl ihm der König umzukehren. Auch einige andere Schiffe, die schadhaft geworden waren, mußten nach Hause umwenden. Als das von den übrigen Schiffen gesehen wurde, drehte auch von diesen eine große Anzahl um. Die Besatzungen täuschten Gebrechlichkeit ihrer Schiffe vor. Der wahre Grund war jedoch, nach Saxo, die Feigheit ihrer Insassen. Nur 60 Schiffe hielten aus und landeten in früher Morgenstunde bei der Insel Hiddensoe. Aber auch von hier kehrten noch zwei Halländer trotz der Ermahnungen Absalons um.

Der König begab sich nach der Landung sofort in Absalons Schiff und legte sich zum Schlafen nieder. Absalon sandte unterdessen Wethemann auf Kundschaft an Land, um zu erfahren, ob die Rüger den Überfall erwarteten. Wethemann fand alles in tiefem Frieden, das Vieh ruhig auf der Weide, die Häfen frei von feindlichen Schiffen.

---

1) Ktl. c. 119.

2) Saxo 744 ff.

Als der König erwachte, rief er seine Hauptleute zu sich und fragte, was man nun beginnen solle. Einige meinten, ein Angriff sei gefährlich. Daher sei es besser umzukehren. Diesen entgegnete der König, daß sie dann ihrem Vaterlande Schimpf und Schande bereiten würden; denn aus den Spuren des Lagers bliebe es den Wenden doch nicht lange verborgen, daß die Dänen hier gewesen seien. Wethemann erinnerte nun daran, daß die Wenden sich nach dem ersten Teil ihrer Arbeit schlafen zu legen pflegten. Diese Zeit solle man zum Überfalle benutzen. Der König lehnte auch das ab, das sei Seeräuberart und seiner nicht würdig. Zuletzt schlug Guemer (Gvenmar Ketilsson in der Knytlingasaga) vor, einen nächtlichen Überfall auf die Provinz Barth[1]) zu wagen, die nur durch einen schmalen Meeresarm von Rügen getrennt sei. Er selbst wolle die Wege dazu erkunden. Der König stimmte zu.

Guemer[2]) ging am Abend an Land, nahm einige Kundschafter der Wenden gefangen und traf den König bei seiner Rückkehr in einer Bucht südlich von Hiddensoe[3]). Am nächsten Abend[4]) rückten die dänischen Schiffe unter seiner Führung in die Engen des seichten Flusses vor. Je drei und drei Schiffe fuhren immer zusammen. Um sich den Einwohnern nicht zu verraten, ruderte man ganz leise. In der Morgendämmerung durchritten dann die Dänen die Wälder und brachen in die Fluren und Dörfer der Wenden ein. Die schlaftrunkenen Bewohner wurden durch den Lärm der heranjagenden Reiter geweckt und meinten, daß es die Fürsten ihres Landes, Bogislaw und Kasimir, seien. Allein wenn sie den Kopf zur Türe hinausstreckten, flogen ihnen die Wurfspieße der Dänen entgegen. Eine große Anzahl der Bewohner bezahlte die Neugierde mit dem Tode.

Die Dänen waren in zwei Abteilungen vorgegangen. Die eine führte der König, die andere in entgegengesetzter Richtung Bischof Absalon. Zwischen beiden Abteilungen lag ein großer Sumpf. Der Rauch der angezündeten Dörfer diente zur gegenseitigen Orientierung. Als man genug Beute gemacht hatte, kehrte man wieder zu den Schiffen zurück[5]).

---

[1]) Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 109 ff.

[2]) Ktl. c. 119. Saxo berichtet von einer Begegnung zwischen Guemer und dem Könige südlich von Hiddensoe nichts.

[3]) In Betracht käme die Gegend von Barhöft, vielleicht die Prohner Wiek.

[4]) Saxo 749 ff.

[5]) Die Ktl. c. 119 berichtet von diesem Zuge, daß die Dänen an einer Flußmündung landeten und die Mannschaften für den Landgang teilten. Während der König auf der einen Seite des Flusses heerte, plünderte Bischof Absalon auf der anderen Seite. Keiner wußte vom andern. Sie verbrannten

Die Schiffe hatte man mit einer kleineren Besatzung unter dem bärtigen Skialm zurückgelassen. Skialm hatte, um nicht bei einem etwaigen Angriffe der Feinde am Auslaufen aus dem Flusse gehindert zu werden, die Schiffe zum Meere zurückgeführt. Da kreuzten gegen ihn Schiffe der Rüger. Er verteilte daher die Besatzungsmannschaften auf sieben Schiffe und jagte mit dieser kleinen Schiffszahl mutig die Rüger zurück. Wiederholt hatte er Angriffe abzuweisen. Als die beiden Abteilungen der Dänen vom Plündern zurückkehrten, war er gerade dabei, nach einem erneuten Angriffe die Rüger zu verfolgen. So fand der König die übrigen Schiffe unbewacht. Nachdem man 60 Schiffe mit Beute beladen hatte[1]), verfolgte die ganze dänische Flotte die Rüger mit aufgesetzten Segeln[2]). Deren Vorsprung war aber zu groß. Und da sie außerdem noch leichtere Schiffe besaßen, konnten sie nicht mehr eingeholt werden.

Nun kam aber Gegenwind auf, so daß die Dänen rudern mußten. Man wandte die Fahrt um und strebte unter großen Anstrengungen vorwärts. Sobald das die Rüger sahen, hörten sie auf zu fliehen; wohl vertraut mit dem Fahrwasser, kamen sie aus ihren Verstecken hervor und griffen die Dänen an, die höchst bestürzt waren. Der größte Teil der dänischen Schiffe floh und ließ den König und Absalon mit der Nachhut, die aus sieben Schiffen bestand, im Stich[3]). Durch keinen Zuruf, keine Ermahnung, kein Zeichen ließen sich die Ängstlichen zurückhalten. So groß war die Furcht, daß ein Ritter, der sich vorher bei der Verfolgung der Rüger sehr kühn gezeigt hatte, sein Segel durch Anfügung eines Lappens zu vergrößern suchte, damit er nur so schnell als möglich fliehen könnte. Der König ging mit seinen Vertrauten zu Rate, was zu tun sei. Absalon wollte bei Hiddensoe das widrige Wetter abwarten. Dem wider-

die bewohnten Landstriche zu beiden Seiten des Flusses weit umher. — Aus diesem Bericht schließt L. Giesebrecht W. G. III 101 A. 4, daß der eine Heerhaufe den Zingst, der andere das gegenüberliegende Festland durchzogen habe. Der von Saxo genannte „palus“ sei der Grabow, das Barther Binnenwasser oder die Verengung zwischen beiden. Barthold II 154 A. 1 vermutet, daß der Zug gegen Richtenberg und Tribsees ging. Olrik, Absalon I 92, erwähnt nur den Zug gegen die Burg Barth. Wohin die beiden Abteilungen vorgingen, gibt er nicht an. Mit L. Giesebrecht stimmt auch Bülow, Chronik der Stadt Barth S. 12, überein. Es fragt sich hier nur, ob dann die Beute so groß gewesen sein wird, daß man damit 60 Schiffe beladen konnte. Zingst wird doch damals (wie heute) wenig bewohnt gewesen sein.

[1]) Ktl. c. 119.

[2]) Saxo 750 ff.

[3]) Saxo 751.

sprach aber der ältere Petrus; denn dort würde man bei anhaltendem Sturm keine Verstärkung erhalten können, die Wenden aber könnten mit jedem Tage Zuzug bekommen. Daher sei es ratsamer, nach Hause zu fahren. Man entschied sich für den Rat von Petrus.

Die Slawen drängten nun mit angestrengtem Rudern in großer Zahl gegen die kleine dänische Schiffsabteilung vor. Mit lautem Geschrei griffen sie an, wurden aber durch die Pfeile der Dänen zurückgetrieben. Bald aber stießen sie von neuem vor, erhoben ein lautes Kriegsgeschrei, schwangen die Schwerter um die Schultern und schlugen wild an ihre Schilde. Aber auch dieser Angriff wurde von den Dänen abgewiesen. Beim dritten Angriff übergossen die Rüger ihre durch die Sonne zusammengetrockneten Schilde mit Wasser und zogen die Häute über dem Knie auseinander, als ob nun unzweifelhaft ein Kampf mit den Dänen beginnen würde. Sie ruderten heftiger und rückten näher heran als zuvor. Aber die vorgestreckten Lanzen der Gegner schreckten sie zurück, so daß sie die Verfolgung aufgaben. Mit nachlassendem Winde kamen die sieben Schiffe ungehindert zu den dänischen Gestaden zurück.

Hatte auch ein großer Teil der Dänen in schmachvoller Furcht die Flucht ergriffen und war somit der Abschluß des ersten Wendenzuges unrühmlich gewesen, so hatte der Zug doch einen moralischen Erfolg. Die Zurückgebliebenen betrachteten die heimgebrachte Beute nicht ohne Neid. Sie erregte ihre Begierde und verminderte ihre Furcht vor den Wenden ganz bedeutend. Diese Stimmung seiner Untertanen benutzte Waldemar klug, um im Herbste desselben Jahres (1159) zu einem neuen Zuge aufzubrechen[1]). In der Hauptsache setzte sich seine Kriegerschar dieses Mal aus Bewohnern von Schonen und Seeland zusammen. Nur wenige Jüten waren dabei.

Das Ziel des Angriffs war die Landschaft bei Arkona auf der Halbinsel Wittow. Man landete unvermutet, plünderte und wollte schon beutebeladen zur Flotte zurückkehren. Inzwischen waren aber die Rüger aus dem Inselkern[2]) mit starken Kräften nach Wittow übergesetzt, um den Dänen in den Rücken zu fallen und sie von ihren Schiffen abzuschneiden[3]). Da stieg ein dichter Nebel auf, so

---

[1]) Saxo 752 ff.

[2]) So verstehen wir Saxo 752 magnis viribus *in insulam e continenti* trajiciunt.

[3]) Die Rüger sind wahrscheinlich bei der Wittower Fähre übergesetzt. Saxo bezeichnet S. 830 diesen Übergang als schmale Enge, kaum von der Breite eines Flusses (parvula freti interrivatione, quae vix fluminis magnitudinem aequara videatur). Siehe L. Giesebrecht, W. G. III 104 A. 1. Die dänische

daß die des Weges unsicheren Dänen stehen bleiben mußten, wenn sie nicht irregehen wollten. Die Rüger rückten indessen weiter vor und standen dicht vor den Dänen, als die Sonne plötzlich den Nebel zerteilte. Prislaw, der Sohn Niklots von Mecklenburg, ein Schwager Waldemars, der aus seinem Vaterlande entflohen war, sprengte mit seinem Pferde als Erster kühn gegen die Feinde. Der König gab ein gleiches anfeuerndes Vorbild. In ungeordneten Haufen stürmten nun auch die dänischen Krieger gegen die Feinde vor. Bei dem Kampfe stürzte der König mit seinem Pferde. Der Sturz war so stark, daß sich sein linker Ellenbogen, nachdem er den Schild durchlöchert hatte, noch tief in den Erdboden hineinbohrte. Absalon wollte ihm zu Hilfe eilen; doch der König winkte ihm, nicht vom Angriff abzulassen. Dem Ungestüm der Dänen konnten die Rüger nicht widerstehen. Die meisten von ihnen wollten sich zu dem Übergange retten, über den sie vorhin übergesetzt waren. Dabei aber fanden viele in den Wellen ihren Tod, andere wurden auf der Flucht erschlagen. Einige wateten bis an den Mund ins Wasser, um so geschützt zu sein. Aber die Dänen stiegen hinab und töteten auch sie. Ein dänischer Reiter drang zu weit vor und wurde von der Strömung fortgerissen[1]); aber seine Genossen retteten ihn. Dabei zeichneten sich besonders aus Esbern, Absalons Bruder, Olaf und Nikolaus. Nur ein dänischer Reiter fand den Tod inmitten eines Haufens Barbaren, dem er sich nicht ergeben wollte. Saxo fügt hinzu, daß die Tapferkeit dieses Mannes so großen Eindruck gemacht habe, daß die wendische Mannschaft seitdem nicht mehr wagte, in einer Schlacht mit den Dänen handgemein zu werden[2]). Die Rüger sollen in diesem Kampfe große Verluste gehabt haben[3]). Als die Dänen dann bei Hiddensoe angelegt hatten, kamen die Rüger zu ihnen, stellten vier Geiseln und bewilligten alle dänischen Forderungen. Darauf kehrte Waldemar in sein Reich zurück[4]).

Flotte hätte dann in dem Wieker Bodden gelegen. Möglich wäre natürlich auch der Übergang bei Lebbin-Vieregge oder bei Waldenitz-Cammin. Der Übergang ist hier aber bedeutend breiter. Velschow, Saxo 830 A. 1, will die Flotte in der Tromper Wiek liegen lassen. Dann hätten aber die Rüger die Landverbindung zur Rückkehr benutzen können. Wir lehnen das ab und ziehen mit Olrik, Absalon I 94, die Wittower Fähre in Betracht.

[1]) Die Strömung dürfte hier kaum so stark sein, wie Saxo annehmen läßt.

[2]) Dem widerspricht Saxo 800, nach dem später (1165) zwischen Dänen und Wenden ein Kampf bei Garz stattfand.

[3]) Die Ktl. c 120 berichtet recht übertrieben einen Verlust von 300 000 Mann.

[4]) Die Ktl. c. 119 gibt an, daß Waldemar den Winter über zu Hause blieb.

Der Erfolg war ganz auf dänischer Seite. Das Selbstbewußtsein der Dänen wurde außerordentlich gehoben. Nunmehr erschien ein Kampf mit den Wenden nicht mehr so kühn und auch im Falle einer Niederlage für den Bestand des dänischen Reiches nicht mehr gefährlich. Die Achtung der Rüger gegenüber den dänischen Waffen war gestiegen. Das sollte sich bereits im folgenden Jahre (1160) zeigen. Die Wendenzüge sind nun nicht mehr Vergeltungszüge; von jetzt ab werden sie Eroberungszüge. Die Insel Rügen Dänemark einzuverleiben, ist das Ziel der dänischen Politik.

Als Waldemar im Frühjahr 1160 zu einer neuen Kriegsfahrt rüstete[1]), erschien während der Vorbereitungen als Abgesandter der Rüger der gewandte Dombor, um Frieden zu erbitten. Absalon nahm ihn gastfreundlich auf und beschlagnahmte sein Schiff[2]). Andauerndes widriges Wetter verzögerte aber die Abfahrt der dänischen Flotte. Dazu mangelte es den Jüten schon an Lebensmitteln, so daß sie nahe daran waren, den Zug ganz aufzugeben. Um ihren Abzug und damit eine Schwächung der Flotte zu verhindern, gaben die Krieger von Seeland und Schonen jenen freiwillig von ihrem Vorrat ab. Die Mannschaft von Fünen trat ihnen aber nichts ab, trotzdem sie reichlich mit Lebensmitteln versorgt war. Als Dombor das sah, benutzte er geschickt die Zwietracht unter den Feinden und erbat nicht mehr den Frieden unter den Bedingungen, die er zuerst angeboten hatte. Er verlangte gegenseitige Geiselnstellung und verweigerte die Zahlung eines Tributs. Die Verhandlungen wurden schließlich ergebnislos abgebrochen. Die widrigen Winde hielten an, und so mußte der Zug unterbleiben.

Es wird aber wohl nicht allein die Zwietracht der Dänen und der anhaltende Sturm gewesen sein, wodurch der König bewogen wurde, von seinem Zuge abzustehen. Aus Sachsen war nämlich von Heinrich dem Löwen eine Gesandtschaft gekommen, die Waldemar aufforderte, an einem Zuge gegen die Slawen teilzunehmen.

In der Lombardei war die Stadt Crema im Januar 1160 nach einjähriger Belagerung eingenommen worden[3]). Heinrich der Löwe hatte noch am Konzil in Pavia teilgenommen[4]) und war dann

[1]) Saxo 757 ff.

[2]) Es war altes Kriegsrecht, daß der Gesandte eines Feindes während der Zurüstungen zum Kriege zurückgehalten wurde, um nicht Kundschafterdienste leisten zu können. Deswegen beschlagnahmte man auch Dombors Schiff.

[3]) Helmold I 87.

[4]) Siehe Otto Morena MGSS XVIII 621 und M. G. Constitut. I Nr. 190, Gesta Frid. IV, 75 ff. und Wilhelm Giesebrecht, Gesch. d. dt. Kaiserzeit V 1, S. 244.

zurückgekehrt[1]). Er berief sogleich für alle Bewohner seiner Grenzmarken einen Landtag nach Barförde[2]). Auch der König von Dänemark kam bis Artlenburg und klagte Heinrich den Schaden, welchen ihm die Wenden zugefügt hatten. Heinrich forderte ihn zum Strafzuge auf. Nach Saxo[3]) soll Heinrich Waldemar ungeheure Belohnungen für seine Teilnahme an diesem Wendenzuge in Aussicht gestellt haben[4]).

Die Wendenfürsten waren nicht erschienen. Nun ächtete der Herzog sie und befahl für die Erntezeit einen Feldzug. Niklot von Mecklenburg hatte Nachsicht von Heinrich erwartet. Als er sah, daß er sich verrechnet hatte, suchte er sich durch einen Überfall Lübecks zu bemächtigen. Sein Anschlag aber mißlang durch die Geistesgegenwart eines Priesters Athelo[5]).

Anfang August 1160 rückte Heinrich mit einem starken Heere in das Land der Obotriten ein und verwüstete es mit Feuer und Schwert[6]). Die Dänen, die zuerst durch widrige Winde aufgehalten wurden, landeten auf Poel[7]) und verheerten diese Insel. Rauchende Trümmerstätten dienten beiden Heeren zur Orientierung[8]). Niklot gab den westlichen Teil seines Landes auf, verbrannte seine Burgen Ilow, Mecklenburg, Dobin und Schwerin[9]) und zog sich in das feste Werle an der Warnow[10]) zurück. Von hier aus unternahmen die Wenden täglich Streifzüge in die Umgegend, um das Heer des Herzogs zu beobachten oder um dem Gegner durch Überfälle kleinerer Trupps, die sich unvorsichtig vom Lager entfernt hatten, Abbruch zu tun.

Eines Tages hatten die Söhne Niklots, Pribislaw und Wertislaw, bei einem Streifzuge einige Knechte Heinrichs des Löwen, die ausgezogen waren, um Getreide zu holen, getötet. Auf dem Rück-

---

1) Helmold I 87.

2) Bei Lüneburg.

3) S. 757 ff.

4) Waldemar erscheint in dieser Zeit bei Heinrich noch immer als der Bittende. Er kommt auch dem Herzog bis Artlenburg entgegen. Saxos dänische Tendenz will uns wahrscheinlich hier die Wahrheit verbergen.

5) Helmold I 87.

6) Helmold I 88, Ann. Palid., Magdeburg., MGSS XVI und MUB I 74 (1162). Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 40 ff.

7) Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 148.

8) Saxo 758.

9) Helmold I 88.

10) Zwischen Schwaan und Bützow. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 148.

wege wurden sie von den Tapfersten im sächsischen Heere eingeholt. Das Treffen endete mit einer Niederlage der wendischen Fürstensöhne, die dabei zahlreiche Gefangene einbüßten. Heinrich der Löwe ließ diese Gefangenen kurzerhand aufhängen. Als Pribislaw und Wartislaw, die ihre Rosse und ihre besten Leute verloren hatten, zum Vater zurückkehrten, wurden sie übel aufgenommen. Mit einer auserlesenen Mannschaft rückte der zürnende Niklot nun selber aus und legte in der Nähe des deutschen Heeres einen Hinterhalt. Bald darauf näherte sich ein Trupp sächsischer Knechte, die Futter holen wollten[1]). Aber unter den Troßknechten befanden sich 60 sächsische Ritter, die unter den Kitteln Harnische trugen. Niklot sprengte den Seinen weit voraus in die Feinde hinein. Seine erste Lanze traf auf einen Harnisch und sprang zurück. Als er die Gefahr merkte, wandte er schnell sein Roß, um sich zu den Seinen zurückzuziehen. Aber es war zu spät. Er wurde umringt und getötet, ehe ihm einer der Seinen zu Hilfe eilen konnte[2]). Ein Ritter Bernhard[3]) soll den tödlichen Streich geführt haben. Die Leiche wurde erkannt, und der abgeschnittene Kopf auf einem Wurfspeer im sächsischen und dann auch im dänischen Lager umhergetragen[4]). Als Prislaw, der flüchtige Sohn Niklots, im dänischen Lager vom Tode seines Vaters hörte, war er gerade beim Abendessen. Eine Zeitlang unterbrach er schweigend die Mahlzeit, das Haupt gesenkt und in die Hand gestützt. Bald aber soll er sich der traurigen Gedanken entschlagen und ausgerufen haben: „So muß ein Gottesverächter umkommen!“[5]). Dann zeigte er seinen Tischgenossen wieder die gewohnte Heiterkeit. Als ihm später sein Bruder Pribislaw über die Warnow hinüber den Vorwurf machte, wie er es über sich gewinnen könne, mit dem Mörder seines Vaters in einem Schiffe zu fahren, soll er erwidert haben, daß jener (Bernhard) sich ein Verdienst um ihn erworben habe, da er ihn von seinem wider Gott frevelnden Vater befreit habe. Er wolle auch

---

[1]) L. Giesebrecht, W. G. III 111 ff., irrt, wenn er hier zwei Überfälle Niklots ansetzt.

[2]) Die Ktl. berichtet c. 120, daß Niklot von den Dänen, Helmold I 88 und Saxo 759, daß er von den Deutschen getötet worden sei. Die Ktl. weiß auch nichts von einem gemeinsamen Zuge Heinrichs und Waldemars. Helmold gedenkt der Beteiligung des Dänenkönigs nicht.

[3]) Saxo 769. Ob das der Graf Bernhard von Ratzeburg ist, läßt sich nicht entscheiden.

[4]) Vgl. Wigger, M. Jb. 28, 114. Die Ktl. c. 120 berichtet, daß Niklots Haupt, auf einen Pfahl gesteckt, vor der Burg Werle aufgepflanzt wurde.

[5]) Saxo 759.

überhaupt nicht als Sohn des Mannes gelten, der sich so großer Verbrechen schuldig gemacht habe[1]).

Einige Tage nach der Landung der Dänen bei Poel hatte Heinrich der Löwe eine Unterredung mit König Waldemar, der mit Absalon in sein Zelt kam[2]). Kaum war aber der König wieder bei seinen Schiffen angelangt, als ihn neue Ereignisse besorgt machten, über die er gern mit dem Herzoge verhandelt hätte. Niemand von seinen Unterführern wollte die gefährliche Gesandtschaft übernehmen. Da erbot sich Absalon, den Auftrag auszuführen. Prislaw als Landeskundiger sollte ihm als Führer dienen, während er zu seinen Begleitern seine näheren Verwandten auswählte.

Bei Herzog Heinrich wurden die Boten freundlich aufgenommen[3]). Zu übernachten aber lehnte Absalon ab, weil er seinen Herrn nicht zu lange in Unruhe lassen wollte. Als ihm Heinrich ein großes Geleit auf den gefährlichen Weg mitgeben wollte, bat Absalon, davon abzusehen. In zwei Abteilungen, um einen großen Heerhaufen vorzutäuschen, zogen die Dänen in der Nacht laut singend durch die wendischen Orte. Die Bewohner, die sie reiten sahen, glaubten, es wären Mannen des Herzogs und ließen sie ungehindert weiterziehen[4]). So kam Absalon mit seinen Leuten wohlbehalten zu den dänischen Schiffen zurück. Der König, in Angst und Sorge um seine Mannen[5]), soll den Psalter gelesen haben, um seine Unruhe zu meistern[6]). Als Absalon mit seinen Begleitern zurückkehrte, sprang er auf und empfing die Zurückkehrenden in großer Freude.

Die dänische Flotte rückte darauf von der Insel Poel in der Bucht von Wismar bis zur Mündung der Warnow (Gudacra) vor[7]). Der Zugang war aber für die großen dänischen Schiffe zu seicht, so daß sie hier liegen bleiben mußten. Die leichteren Schiffe gingen

[1]) Saxo 763. Dem steht Prislaws Verhalten in der Knytlingasaga gegenüber. Als die Dänen bei dem Ritt zu Heinrich dem Löwen an dem vor Werle aufgepflanzten Haupte Niklots vorüberkamen, soll Prislaw geweint und darauf gesagt haben, er habe erwartet, daß es denjenigen so erginge, die dem wahren Gott nicht dienten. — Prislaw heißt in der Knytlingasaga Fridleif.

[2]) Saxo 759 ff.

[3]) Der Verfasser der Ktl. c. 120 läßt Absalon fälschlich nach Braunschweig reiten, weil er keine klare örtliche Vorstellung von den Vorgängen hat. Daß man es nur mit einem kürzeren Ritte zu tun hat, geht auch aus der Ktl. hervor. Absalon reitet nur einen Tag und eine Nacht.

[4]) Ktl. c. 120.

[5]) Saxo 760.

[6]) Ktl. c. 120.

[7]) Saxo 762.

unter Absalons Führung bis an den Breitling vor[1]). Dort hatten die Wenden die Durchfahrt mit ihren Schiffen gesperrt. Die Dänen griffen sofort an. Ihre Schiffe blieben aber auf den Untiefen stecken. Um sie wieder flott zu machen, sprangen die dänischen Ruderer in das flache Wasser und schoben sie mit ihrem Körper vorwärts. Sofort kamen die Wenden heran. Von den Schutzwehren, die sie auf ihren Booten angebracht hatten, sandten sie ihre Geschosse auf die Dänen herab. Bald sprangen sie auch selbst in das seichte Wasser und wurden mit den Dänen handgemein. Schließlich drängten die Dänen sie aber doch zurück. Da ließen die Wenden ihre Schiffe im Stich und flohen. Bei der sofort einsetzenden Verfolgung tat sich unter den Dänen besonders Prislaw, der abtrünnige Sohn Niklots, hervor. Mit zwei Fahrzeugen fuhr er allen voraus. Eins davon zerbrach unter der Last der Bemannung, die von den Untiefen aus hineingesprungen war.

Die Dänen gingen dann an Land und steckten die Uferdörfer in Brand. Erst in der Nacht kehrte Absalon mit einer großen Zahl verlassener Wendenschiffe zum Könige zurück.

Der König schickte nun sein großes Schiff (liburna), ein Geschenk des Königs Ingi von Norwegen, nach Hause zurück und rückte selber zum Breitling vor. Suno sandte er mit zwei Fahrzeugen in die entlegenen Winkel dieser Flußerweiterung. Er selbst brannte die urbs Rostock nieder[2]), die von ihren Verteidigern feige verlassen war, ebenso ein Götzenbild (statua), das göttliche Verehrung genoß[3]).

Inzwischen hatte Heinrich der Löwe das ganze Land verheert, auch die feste Burg Werle hatte er eingenommen, weil die Söhne Niklots, Pribislaw und Wertislaw, sie bald nach ihres Vaters Tode angezündet hatten. Die beiden Wendenfürsten verbargen sich in den Wäldern, während sie ihre Familien auf Schiffen untergebracht

---

[1]) Die Knytlingasaga erzählt von dem Treffen im Breitling, der Zerstörung Rostocks und der zweiten Begegnung Heinrichs mit Waldemar nichts.

[2]) Lisch, M. Jb. 9, 20 hat irrtümlich die Einnahme Rostocks zu 1161 gesetzt. Vgl. auch Beyer, M. Jb. 21, 9.

[3]) Der Name des Gottes wird bei Saxo nicht genannt. Das muß gegen Barnewitz, Geschichte des Hafenorts Warnemünde S. 50, gesagt werden. Arnold V 24 erwähnt, daß Berno, Bischof von Mecklenburg, anstelle des Götzen Gutdrak den Bischof Godehard verehren ließ. Ille (Berno) tamen per Christum confortatus, culturas demonum eliminavit, lucos succidit et pro Gudraco Godehardum episcopum venerari constituit. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 148 ff.

hatten[1]). Heinrich kam nun mit seinem Heere die Warnow hinab zu einer Besprechung mit Waldemar[2]), die wahrscheinlich südlich von Rostock stattfand. Dort schlugen die Dänen ihm über den Fluß eine Brücke, so daß er mit seinen Mannen hinübergehen konnte.

Plötzlich drang die Nachricht zu den Dänen, daß eine Flotte der Pommern und Rüger beabsichtige, ihnen den Ausgang aus der Warnow zu sperren. Heinrich der Löwe warnte den König, der daraufhin sofort den Fluß verließ. Aber es ergaben sich keine Anzeichen, die die Nachricht bestätigten[3]).

Die dänische Flotte segelte nun weiter ostwärts[4]) zum Svoelder[5]). Hier lagen die Wenden mit einer starken Flotte. Als sie die dänischen Segel erblickten, flohen sie. Der König legte nun mit seiner Flotte bei Barhöft (Byr)[6]) an. Er wollte die wendische Flotte herauslocken und schickte deshalb einen gewissen Magnus[7]) mit einer Abteilung nach Walung (Schaprode)[8]), um zu plündern. Er selbst verbarg sich mit seinen Kriegern in den Schiffen[9]). Die Wenden vermuteten, daß das ganze Heer der Dänen an Land gegangen sei. Sie kamen heran, erkannten aber durch die Unvorsichtigkeit einiger dänischer Krieger die Falle und flohen. Die dänische Flotte folgte zwar, konnte sie aber nicht mehr einholen. Sie kehrte nun in den Hafen (Svoelder?) zurück und zeltete[10]). Da fragte Erzbischof Eskill den König: „Warum liegen wir hier solange bei den Inseln und Außenschären herum, ehe wir einen großen Sieg gewonnen haben, wie wir ihn uns bei unserer Übereilung entgehen ließen?“ Der König gab darauf den Befehl, über einen Meeresarm zu rudern. Man ging an Land, sprengte zu Pferde landeinwärts und plünderte die Landschaft oberhalb (nördlich) Strelas

---

1) Helmold I 88.

2) Saxo 756 ff.

3) Vielleicht ist das Gerücht von Heinrich selbst ausgestreut worden, um die Verhandlungen abzubrechen. Waldemar wird die Hilfe nicht umsonst haben leisten wollen.

4) Ktl. c. 120.

5) Saxo erwähnt den Namen Svoelder nicht. Über die Lage vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 113 ff.

6) Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 122.

7) Die Ktl., c. 120, hat Christoph, den Sohn Waldemars. Uns erscheint es fraglich, ob man dem höchstens etwa Vierzehnjährigen die Führung anvertraut hat (nach Suhm erst etwa 10jährig). L. Giesebrecht, W. G III 116, hat nur einen Zug nach Walung. Ebenso Barthold II 159.

8) Vgl. über die Lage Balt. Stud. N. F. 29, 104.

9) Saxo 763.

10) Ktl. c. 120.

(Insel Dänholm) zwei Tage lang [1]). Am dritten Tage setzte man die abgebrochene Plünderung von Walung fort [2]). Ein erwarteter Angriff der Rüger unterblieb aber. Statt dessen erschien deren Unterhändler Dombor.

Die Dänen waren auf ihren Schiffen, als er am Ufer ein Feuer anzündete, um anzuzeigen, daß er eine Botschaft habe. Absalon hatte aber verboten, daß ihn ein dänisches Schiff abholte. So mußte er mit seinem eigenen Boote hinüberkommen. Durch einen Dolmetscher bat er Absalon, den Frieden zwischen Waldemar und den Rügern zu vermitteln. Er versprach, daß die Rüger Gehorsam leisten und Geiseln stellen würden. Absalon erinnerte ihn wiederholt höhnisch an seine Worte bei ihrer Unterredung im Frühjahr. Doch Dombor ließ sich nicht abweisen und wiederholte seine Bitten immer dringender, so daß der Bischof endlich nachgab und sich bei dem Könige für die Rüger verwandte [3]). Nachdem die Rüger Geiseln gestellt hatten, zogen die siegreichen Dänen heim.

Zwar war es Waldemar nicht gelungen, in Mecklenburg Fuß zu fassen; dazu war der Widerstand Heinrichs des Löwen wohl zu groß gewesen. Aber durch den Frieden mit den Rügern schuf er sich die Plattform, von der aus er später die Küste ganz Vorpommerns erobern konnte. Allerdings mußte er noch manche Jahre um seinen Besitz kämpfen, und erst 1168 bekam er Rügen fest in seine Hand. Der Grundstock zu dem Dänenreiche in Pommern wurde in diesem Jahre (1160) gelegt. Damit begannen aber auch die Verwicklungen in der dänischen Politik. Würde sich Heinrich der Löwe gefallen lassen, daß sich der Däne in Vorpommern, auf das er bessere Ansprüche zu haben glaubte, festsetzte? Ein Konflikt zwischen Sachsen und Dänemark war auf die Dauer unausbleiblich. Die Frage war nur, wann es zum Ausbruch dieses Konflikts kommen würde. Die Leidtragenden waren die Pommernherzöge Bogislaw und Kasimir. Hätten sie eine geschickte politische Hand gehabt, so wäre es vielleicht möglich gewesen, die Rivalen aufeinander zu hetzen und sich als lachender Dritter die Freiheit zu bewahren. Da sie die

---

[1]) Saxo 764: Post haec circa australem insulam plagam praedae in biduum actae. Da die Dänen nur über einen Meeresarm setzten, muß an die Gegend nördlich von Strela auf Rügen oder auf dem rügischen Festlande gedacht werden.

[2]) Saxo 764 ff.

[3]) Die Ktl. berichtet c. 120, daß die Rüger den Dänen, die Walung gebrandschatzt haben, nach Masnes nachkommen und daß Dombor hier ergebnislos verhandelt. Baetke, Thule XIX 373 A. 1 sucht diesen Ort auf Ummanz. Diese Unterredung (wie der Zug nach Arkona) wird sich vor dem gemeinsamen Zuge Heinrichs und Waldemars zugetragen haben. Masnes = Masnedø in Dänemark.

nicht besaßen, mußte Pommern die Zeche mit dem Verlust seiner Unabhängigkeit bezahlen.

Innerkirchliche Streitigkeiten im Zusammenhang mit dem Schisma beherrschten in den Jahren nach 1160 die dänische Politik, so daß Waldemar von einer Erweiterung seiner bisherigen Eroberungen absehen mußte. Auch Heinrich der Löwe konnte in diesen Jahren dem Gegner nicht das Wasser abgraben, weil ihn deutsche Angelegenheiten, auch Angelegenheiten persönlicher Art[1]), beschäftigten. Erst im Frühjahr 1162 konnte Waldemar zu einem neuen Zuge nach Wolgast ausfahren. Das war der erste Schritt einer folgerichtigen Politik, sich die Flußmündungen zu sichern, einer Politik, die etwa 470 Jahre später Gustav Adolf von Schweden befolgte.

Wir hören von Helmold[2]), daß Heinrich der Löwe im Winter 1162/63 durch seinen Wendenzug nach Mecklenburg zahlreiche dänische Gefangene befreite[3]). Das Unwesen der Freibeuterei auf dem Meere war also wohl noch nicht unterdrückt. Zudem hausten in der Peenemündung noch Seeräuber. Gegen sie zog Waldemar im Frühjahr 1162[4]). Er segelte zuerst nach Strela[5]). Von hier ritt Absalon auf königlichen Befehl hinauf in das Land und hielt mit den Bauern ein Thing ab. Er verlangte von ihnen, daß sie dem Könige zu seinem Zuge nach Wolgast Hilfsvölker stellten. Die Rüger weigerten sich nicht. So steuerte nun eine große Flotte nach Kuaviz (Gaatz bei Peenemünde)[6]). Die Wolgaster, die unter selbständigen Fürsten standen[7]), hatten Herzog Bogislaw zu Hilfe gerufen, der nun in ihrem Auftrage mit Waldemar über den Frieden verhandelte. Die Wolgaster mußten sich den Dänen unterwerfen, sich verpflichten, die Piraten aus der Peenemündung zu vertreiben, und Geiseln stellen.

An diesem Zuge hatte auch Bernhard, der Sohn des Grafen von Ratzeburg, mit zwei Schiffen teilgenommen[8]). Als die Rüger

---

[1]) Die Ehescheidung von Clementia von Zähringen.

[2]) I 93.

[3]) L. Giesebrecht W. G. III 129 meint, daß die Söhne Niklots von Wolgast aus ihre früheren Seeräuberfahrten nach Dänemark fortgesetzt haben. Dagegen ist Wigger, M. Jb. 28, 124, weil die Fahrt von den Mündungen der Warnow und der Recknitz doch viel näher wäre. Vgl. auch Meyer, M. Jb. 76, 32.

[4]) Saxo 773 und Ktl. c. 120. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 46 ff.

[5]) Ktl. c. 120.

[6]) Über die Lage vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 132 ff.

[7]) Saxo 773.

[8]) Saxo 774. Bernhards Gattin war eine Verwandte des Königs Waldemar, ebenso seine Mutter, die Gemahlin Heinrichs von Badewide. Nach Saxo

bei einer Beratung waren, fragte Bernhard sie, warum sie sich nicht um die Gunst des Sachsenherzogs bemühten. Sie antworteten, daß sie sich um den Herzog nicht kümmerten. Da fuhr Bernhard auf, sie würden wohl bald dessen Macht erfahren. Masco, ein vornehmer Rüger, entgegnete scharf, daß wilde Pferde sich umso heftiger in die Zügel drängten, je kürzer sie geführt würden. Man müsse den Sachsen den Zaum nachlassen, damit er nicht zerreiße. Nun legte sich König Waldemar ins Mittel und schlichtete den Streit. Als Herzog Heinrich aber davon hörte, so berichtet Saxo, konnte er einen Argwohn gegen den König nicht unterdrücken.

Nach diesem Feldzuge[1]) wurde Waldemar von Kaiser Friedrich I. zu einer Zusammenkunft nach St. Jean de Losne in Burgund berufen, bei der er dem Kaiser als Lehnsherrn huldigte. In den Verhandlungen zwischen dem Kaiser und seinem dänischen Lehnsmann scheint letzterer versucht zu haben, eine Bestätigung seines neuen Besitzes zu erhalten. Ob es ihm gelungen ist, wissen wir nicht. Aber ein anderer Vertrag zwischen Heinrich dem Löwen und Waldemar wurde geschlossen. Beide Fürsten verpflichteten sich, keinen Überläufer aus dem Lande des andern bei sich aufzunehmen[2]).

In den ersten Monaten des Jahres 1163 hatte Heinrich der Löwe die Wenden im Lande der Kyciner (Kessin bei Rostock), der Circipaner (um Tribsees)[3]) und die Landschaft Wolgast in seine Botmäßigkeit genommen. Auch die Insel Rügen hatte er geplündert[4]). Die Rüger erkannten ihn bei der Weihe des Doms in Lübeck, wohl im Juli 1163[5]), als ihren Lehnsherrn an und gaben ihm Geiseln. Um die vertragsbrüchigen Rüger zu strafen und sie wieder unter seine Herrschaft zu bringen, sammelte Waldemar seine

---

882 hatte Bernhard als Graf von Ratzeburg einen Teil von Schleswig von Dänemark zu Lehen. Vgl. dazu Olrik, Absalon I 250 A. 30 und W. Meyer, M. Jb. 76, 37.

[1]) Saxo 776 ff. Helmold I 91.

[2]) Helmold I 92.

[3]) Helmold I 93.

[4]) Ktl. c. 120.

[5]) Ann. Magdeburg. MGSS XVI 192 und Chron. mont. Ser. MGSS XXIII 152. Bischof Gerold von Lübeck konnte an dieser Feier teilnehmen. Er hütete aber nach Helmold I 94 bis zum 1. Juli das Krankenlager und starb am 13. August (Necrol. Luneburg. in Wedekind, Noten III 59, Liber memoriarum eccles. Lubic. Leverkus, Urkundenbuch des Bistums Lübeck, S. 4 A. 2 und Necrol. Cismariense, herausgegeben von Kohlmann, S. 332). Daher muß die Kirchweihe zwischen dem 1. Juli und dem 13. August gewesen sein. Vgl. Giesebrecht, W. G. III 135 A. 2, Schmeidler in seiner Helmoldausgabe 185 ff., Wigger, M. Jb. 28, 141 A. 2 und Olrik, Absalon I 133.

Flotte in Grönsund (zwischen Moen und Falster). Da erschienen Gesandte der Rüger[1]) und beugten sich wieder seiner Lehnshoheit. Der König ließ daher das Heeresaufgebot auseinandergehen.

Damit war der Konflikt zwischen Heinrich dem Löwen und Waldemar ausgebrochen. Heinrich beschwerte sich durch eine Gesandtschaft bei Waldemar, daß dieser von Wolgast Geiseln genommen und bei den Rügern geheert habe[2]). Er verlangte Schadenersatz für den Einfall in sein Land. Im andern Falle, so ließ er sagen, würde er Rache nehmen und Waldemars Land mit Krieg überziehen. Diese Gesandtschaft war noch nicht nach Dänemark gekommen, als am 17. Februar 1164 ein gewaltiger Aufstand der Obotriten in Mecklenburg ausbrach[3]). Herzog Heinrich schrieb diesen Anschlag zuerst Bischof Absalon zu[4]). Als er aber erfuhr, daß Absalon daran unbeteiligt war, sandte er andere Boten nach Dänemark, trug Waldemar einen Vergleich an und rief ihn zu gemeinsamem Zuge mit einer Flotte herbei[5]). Er selbst wollte mit Landtruppen gegen die Wenden vorgehen. Waldemar war zum Zuge bereit, da die Wolgaster den Vertrag mit ihm gebrochen hatten[6]). Es entsprach nur seiner Politik; denn hier war ihm Gelegenheit geboten, seinen Einfluß in Pommern zu erweitern. Eine „politische" Verlobung zwischen Knut, dem jungen dänischen Königssohn, und einer Tochter Heinrichs bekräftigte das Bündnis[7]).

Ungefähr in der letzten Hälfte des Mai 1164 rückte Heinrich in Mecklenburg ein[8]). Anfang Juli stand er mit seinen Truppen in der Gegend östlich des Cummerower Sees. Sein Ziel war Demmin. Als Vortrupp hatte er die Grafen Adolf von Holstein, Reinold von Dietmarschen, Christian von Oldenburg und seinen Statthalter im Obotritenlande, Gunzelin von Schwerin, mit ihren Mannen vorausgeschickt[9]). Sie trafen am 5./6. Juli bei Verchen[10]) auf ein ge-

---

[1]) Ktl. c. 120.

[2]) Ktl. c. 120.

[3]) Helmold II 2.

[4]) Ktl. c. 120.

[5]) Saxo 796.

[6]) Ktl. c. 120.

[7]) Saxo 795. Vgl. auch Ktl. c. 120.

[8]) Helmold II 4. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 52 ff.

[9]) Saxo 796 hat nur Heinrich von Ratzeburg, Adolf von Holstein und Gunzelin. Auch nach ihm fielen „Adolphus et Regnaldus" (797). Die Ktl. c. 120 berichtet, daß zwei Grafen des Herzogs, Adalbrecht und Heinrich, in der Nacht erschlagen seien. Vgl. Meyer, M. Jb. 76, 30, der für Heinrich von Ratzeburg Christian von Oldenburg einsetzt.

[10]) Stolle, Beschreibung und Geschichte der uralten, ehemals festen,

waltiges Wendenheer. In dem harten Kampfe fielen Adolf von Holstein und Reinold. Trotz großer Verluste — es sollen auf Seite der Sachsen 450 Mann gefallen sein[1]) — errangen die Sachsen den Sieg. 2500 erschlagene Wenden bedeckten das Schlachtfeld[2]). Das geschlagene Wendenheer zog sich auf Demmin zurück, das Heinrich der Löwe bald darauf einnahm und dem Erdboden gleich machen ließ. Heinrich rückte dann auf Gützkow vor, das die Einwohner verlassen hatten, und brannte auch diesen Ort nieder.

Unterdessen war die Dänenflotte nach Rügen gesegelt[3]). Absalon ging an Land, um von den Rügern Hilfstruppen zu erhalten, während der König nach Wolgast weiterfuhr. Mit Hilfe eines Dolmetschers übermittelte Absalon in einem Thing den Rügern seinen Auftrag. Ein Zwischenfall — ein rügischer Jüngling hatte einem dänischen Krieger das Pferd entwendet — wurde gütlich beigelegt. Tetislaw von Rügen versprach, den Dänen Hilfstruppen zuzuführen. Darauf eilte Absalon dem Könige nach und traf ihn vor der Burg Wolgast[4]). Die Bewohner der Burg baten den König um einen Vergleich, gaben sich in seine Gewalt und stellten Geiseln[5]). Aber ohne daß es der König gewahr wurde, verließen sie des Nachts mit Weib und Kind die Burg, die Waldemar nun besetzte und dem Oberbefehl Wethemanns anvertraute. Als die Einwohner Usedoms von

---

großen und berühmten Hansestadt Demmin, S. 548, nimmt als Ort der Schlacht den Hottenberg bei Verchen an. Ebenso Goetze, Geschichte der Stadt Demmin, S. 224. Rudloff, S. 20, zieht die Anhöhen am nordöstlichen Seeufer in Betracht. Nach Barthold II 167 A. 4 ist die Schlacht auf der westlichen Seite des Cummerower Sees geschlagen, weil ein Lager dicht bei Verchen zu gefährlich war und die zuerst Angegriffenen auf dem Wege nach Malchow die Feinde trafen. Dagegen wendet sich mit Recht Wigger, M. Jb. 28, 150 A. 3, weil dann die Bezeichnung nach Verchen so unpassend wie nur möglich wäre. W. lehnt auch ab, daß die Sachsen vom westlichen Seeufer gekommen sind, da hier weite Wiesengebiete und schwierige Peeneübergänge vorhanden waren. Barthold erwähnt hier Stavenhagen, Geschichte von Demmin 548. Es muß wohl heißen Stolle, Geschichte von Demmin, da nach unsern Erkundigungen Stavenhagen eine Geschichte von Demmin nicht geschrieben hat. Dieselbe Berichtigung gilt für Rudloff S. 164 A. 20, der sich wohl nur auf Barthold stützt.

1) Die Zahl gibt die Ktl. c. 120.

2) Helmold II 4.

3) Saxo 795.

4) Ktl. c. 120.

5) Von Verhandlungen spricht nur die Knytlingasaga. L. Giesebrecht, W. G. III 145, Barthold II 169, Olrik, Absalon I 135 berichten nichts davon.

der Ankunft Waldemars hörten, zündeten sie ihre Stadt an, damit sie den Feinden nicht als Aufenthaltsort dienen könnte[1]).

Der König zog dann zur Mündung des Peeneflusses[2]) und zerstörte die Dunzabru[3]). Unter Absalons Aufsicht wurde die Peene von Pfählen und Hindernissen freigemacht[4]), so daß man in das enge Flußbett hineinfahren konnte. Wendische Reiter hatten das beobachtet, rückten nun zu beiden Seiten des Flusses heran und verwundeten durch ihre Geschosse mehrere Dänen. Als schließlich die Frechheit der Wenden zu groß wurde, sprang Peter, Elifs Sohn, mit seiner Schiffsbesatzung ans Ufer, trieb sie zurück, büßte selbst aber seine Tapferkeit mit dem Tode.

Die dänische Flotte gelangte dann glücklich nach Stolpe[5]), wo auch die Sachsen unter Heinrich eintrafen. Um den sächsischen Kriegern eine „Brücke" zum Übergang über die Peene zu schaffen, legten sich die dänischen Schiffe eng aneinander, so daß das ganze Heer Heinrichs auf das südliche Ufer[6]) hinübergesetzt werden konnte. Die Fürsten schlossen bei einer persönlichen Unterredung die oben erwähnte Verlobung ihrer Kinder ab[7]).

Darauf kehrten beide Fürsten zurück[8]). Waldemar kam wieder

[1]) Saxo 798.

[2]) Zum Unterschiede vom Peenestrom, dem westlichen der Mündungsarme der Oder.

[3]) Ktl. c. 120. Vgl. dazu Balt. Stud. N. F. 29, 136 ff.

[4]) Saxo 798/99.

[5]) Saxo 798. Helmold II 4 nennt als Ort des Treffens nicht Stolpe. Beide Fürsten kommen später nach Stolpe. Ipse vero cum reliquo exercitu ivit in occursum Waldemari regis. Et abierunt sociata manu, ut depopularentur latitudinem Pomeranae regionis, et venerunt loco qui dicitur Stolpe. Die Ktl. c. 120 erwähnt, daß Heinrich von Grozum kommend, zu Waldemar an Bord ging, daß Waldemar am nächsten Morgen nach Stolpe rudert, während Heinrich nach Demmin zurückgeht und dort die Burg ganz niederbricht. Gegen Wigger, M. Jb. 28, 151 A. 2 muß gesagt werden, daß Heinrich den König nach dem Bericht der Knytlingasaga nicht an der Dunzar-Brücke aufsucht. Es ist in der Knytlingasaga auch von einer Verlobung in Stolpe nicht die Rede. Barthold II 168 läßt die Begegnung beider Fürsten bei Stolpe stattfinden. L. Giesebrecht gibt die Unterredung ebenfalls bei Stolpe an. Gegenüber Giesebrecht hat Wigger recht, wenn er daran erinnert, daß Helmold den Ort der Begegnung nicht nennt. Olrik, Absalon I 135, hat die Begegnung in Stolpe. Vgl. auch Balt. Stud. N. F. 29, 137 ff.

[6]) Heinrich kam nach Saxo von Gützkow, das auf dem nördlichen Ufer der Peene liegt.

[7]) Ktl. c. 120.

[8])) Saxo 799. Die Ktl. c. 120 berichtet, daß Kasimir zu Waldemar kam.

zur abgerissenen Dunzabru. Hier erwarteten ihn die Slawen und baten um Frieden. Waldemar beabsichtigte, sich in Wolgast einen festen Stützpunkt zu schaffen und deshalb dorthin eine dänische Besatzung zu legen. Aber alle seine Unterführer weigerten sich, mit ihren Mannschaften dort zu bleiben. Buris, ein Urenkel Sven Estrithsons, Sven, der spätere Bischof von Aarhus, und Christoph, Waldemars Sohn, die nach Wolgast hatten Vorräte bringen müssen, lehnten ab. Nur Absalon war mit seinen Seeländern für Anlegung des Stützpunktes. Aber seine Unterstützung genügte dem Könige nicht.

Es war ein kluger Plan des Königs, ein Plan, der, wenn er verwirklicht worden wäre, vielleicht viele spätere Züge der Dänen unnötig gemacht hätte, ein Plan, der Wolgast zum Mittelpunkt der dänischen Herrschaft an der Südküste der Ostsee hätte machen können, von dem dann auch die nordische Kultur ihren Eingang in Pommern hätte finden können. Er scheiterte an der Kurzsichtigkeit der Unterführer Waldemars.

Als die Wenden nur Waldemar Geiseln stellen wollten[1], hielt der es für unredlich, ohne seinen Verbündeten zu verhandeln. Er benachrichtigte daher den Sachsenherzog durch Thorbern von dem Gesuch der Feinde und einigte sich auch mit ihm über die Friedensbedingungen, die den Wenden auferlegt werden sollten. Erst dann nahm er die wendischen Geiseln in Empfang und schloß den Frieden ab.

Das Land um Wolgast wurde geteilt. Den einen Teil erhielt Tetislaw, der Fürst von Rügen, den andern Herzog Kasimir und den dritten Prislaw, der Sohn Niklots, Waldemars Schwager[2]. Den Piraten, die in Dänemark zu plündern beabsichtigten, sollte die Peenemündung verschlossen bleiben. Heinrich der Löwe blieb im Besitze der Festen, die er in Slawien eingenommen hatte.

Der Erfolg war leicht errungen. Das Land Wolgast war dänisches Lehen geworden. Heinrich der Löwe hatte zwar sein Gebiet in der Gegend um Demmin erweitert, hatte aber zulassen müssen, daß Waldemar sich in Wolgast festsetzte. Der größere Erfolg war unzweifelhaft auf der Dänenseite. Würden sich aber nun auch die Wenden damit zufrieden geben?

Waldemar hatte eine rügische Besatzung in Wolgast zurückgelassen. Durch allerlei Kriegslisten und Räubereien wurde diese von den Wolgastern derart gequält, daß sie die Stadt verließ[3]. Es ist möglich, daß die Rüger glaubten, die Dänen hätten ihre

[1]) Saxo 799. Die Knytlingasaga erwähnt davon nichts.
[2]) Nach der Ktl. c. 120 erhielt Kasimir zwei Teile, der Rüger einen Teil.
[3]) Saxo 799.

Gegner aufgewiegelt[1]). Möglich ist aber auch, daß sie sich von den lästigen Fesseln der dänischen Hoheit zu befreien suchten, weil sie sich nämlich bald darauf Herzog Heinrich unterstellten[2]). König Waldemar zog daher noch im Herbst[3]) desselben Jahres (1164) gegen sie und verwüstete die Landschaft Walung[4]). Dabei zeigten Absalon und seine Seeländer mit ihren Schiffen solche Schnelligkeit, daß sie sieben Tage bei Hiddensoe auf den König warten mußten.

Im neuen Jahre (1165), gegen Ende des Winters[5]), befahl Waldemar ein neues Heeresaufgebot gegen die Rüger, um ihre Treulosigkeit zu bestrafen. Er steuerte mit seiner Flotte nach Strela, zerstörte den Opferhain Bukow (Boeku)[6]) und zog dann hinauf nach Walung (Schaprode) und Arkona. Die Landschaft in der Umgegend von Wiek[7]) (auf Arkona) bis zu dem dortigen Marktplatz der Rüger (Altenkirchen?) wurde verheert. Darauf fuhren die Dänen zurück nach dem Hafen Por[8]), vermutlich die Prohner Wiek, in der Nähe von Barhöft, und ruhten dort zwei Tage aus[9]). Nun sollte der südliche Teil der Insel Rügen angegangen werden. Absalon erhielt daher vom König den Auftrag, den Zudar zu plündern[10]). Der König, der bei Strela angelegt hatte[11]), wollte nachkommen.

Absalon ruderte in der Nacht nach dem Zudar, brandschatzte die ganze Gegend und ritt dann hinauf nach Garz[12]). Da stellten sich ihm am Himmelfahrtstage (13. Mai) die Rüger entgegen[13]). Es kam zu einer großen Schlacht[14]). Als Absalon nämlich mit

---

1) Vgl. L. Giesebrecht, W. G. III 149.

2) Saxo 800.

3) Vermutlich im September. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 63.

4) Ktl. c. 120 (Schluß). Siehe Balt. Stud. N. F. 29, 104.

5) Ktl. c. 121. Vgl. Abschnitt Chronologie Balt. Stud. N. F. 29, 62.

6) Saxo berichtet von der Zerstörung des Opferhains nichts, erwähnt auch die Plünderung von Walung nicht. Vgl. über die Lage Balt. Stud. N. F. 29, 128 ff.

7) Den Namen gibt die Knytlingasaga. Nach Saxo 800 wird nur Arkona geplündert.

8) Saxo 800. Siehe Balt. Stud. N. F. 29, 122 ff.

9) Die Ktl. c. 121 gibt an, daß die Dänen nach Hiddensoe rudern und dort zwei Nächte ruhten.

10) Saxo 800. Die Knytlingasaga erwähnt den Namen Zudar nicht.

11) Das berichtet nur die Knytlingasaga.

12) Ktl. c. 121. Absalon segelt an dem König vorbei nach Parez und reitet dann nach Garz.

13) Annn. Lund., Ryens., A.D.85, und Ann. Nestved. 821—1300, A.D.84.

14) Ktl. c. 121.

der Beute, die er in der Gegend von Garz geraubt hatte, zu seinen Schiffen zurückkehren wollte, folgte ihm eine starke Mannschaft der Wenden. Absalon durchschritt mit seinen Seeländern zwei Furten[1]. Er wollte die Rüger bewegen, durch die Furten zu folgen, damit er sie dann, wenn sie diese im Rücken hatten, angreifen konnte. Aber die Feinde waren vorsichtig und setzten nicht nach. Zum Kampf kam es erst, als zwei verirrte dänische Nachzügler, die sich beim Plündern verspätet hatten, beutebeladen in die Feinde gerieten. Sie warfen sofort ihre Beute zu Boden, zogen die Schwerter und trieben die Gegner zurück. Allmählich mehrte sich die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten, so daß ein scharfer Kampf entstand. Schließlich mußten die Rüger weichen. Die Seeländer töteten besonders die Pferde.

Als die siegreiche Mannschaft zurückkehrte, kam ihr in Schlachtreihe die seeländische Rudermannschaft entgegen, die durch einen Boten zufällig von dem Kampfe benachrichtigt worden war und Hilfe bringen wollte. Nun kehrten beide Abteilungen zu den Schiffen zurück.

Die Verluste der Wenden waren groß. Wohl übertrieben spricht die Knytlingasaga[2] von 1100 Toten. Die Seeländer büßten nur 3 Tote ein[3].

Als der Bischof gerade die Pferde auf die Schiffe treiben ließ, erschien auch der König mit den Jüten. Die Wächter, die ihm den Aufbruch Absalons melden sollten, hatten ihre Wachzeit verschlafen. Darüber war der König sehr erregt gewesen und hatte durch große Beschleunigung versucht, das Versäumte nachzuholen. Als er die Seeländer mit ihren Schiffen entdeckt hatte, hatte auch er zum Plündern an Land gehen wollen[4].

Absalon, der ihm seinen Erfolg berichtete, riet ihm ab, da für ihn an Beute in dieser Gegend wohl kaum noch etwas zu holen sein würde. Der König, der Absalon zu seinem Siege beglückwünschte[5], stand darauf von seinem Vorhaben ab.

Die dänische Flotte zog nun nach Strela zurück. Dort erregte die große Beute der Seeländer den Neid und die Unzufriedenheit der Jüten, die gern einen Teil davon genommen hätten. Jedoch

[1]) Die Schlachtschilderung findet sich bei Saxo 801 ff. Nach der Knytlingasaga spielt sich die Schlacht an einem See ab (Garzer See?).

[2]) Ktl. c. 121.

[3]) Ebenda.

[4]) Saxo 802. Die Knytlingasaga berichtet davon nichts.

[5]) Ktl. c. 121.

wagten sie nicht, das dem Könige zu sagen. Die Dänen griffen nun noch verschiedene Teile der Insel an, hausten hier mit Feuer und Schwert und fuhren dann heim[1]).

Zu Anfang des Herbstes 1165[2]) kehrte Waldemar mit seiner Flotte zurück, um nun die Ostseite der Insel Rügen zu verwüsten[3]). Die Dänen zerstörten zuerst die Saatfelder, damit sich die Festen der Rüger nicht mit Vorräten versorgen konnten. Als Waldemar dann vor die Burg Arkona rückte, machten die Verteidiger aus dem einzigen Tor der Burg einen Ausfall. Die Dänen wichen befehlsgemäß zurück, um die Wenden weiter von ihren Mauern abzulocken. Diese waren aber vorsichtig und zogen sich in ihre Burg zurück, verfolgt von den Dänen. An das Tor aber wagten sich die Dänen nicht näher heran, damit ihre Pferde nicht durch Wurfspieße niedergestreckt würden. Nur Nikolaus, Thorbern und Buris sprengten wagemutig gegen das Tor vor. Dabei wurden aber Thorbern und Buris durch Steinwürfe verletzt.

Da die Rüger nicht aus ihren Mauern hervorkamen, schiffte die ganze dänische Flotte weiter zur Provinz Jasmund (Asmoda, Asund)[4]). Absalon führte wegen seiner Tapferkeit beim Vorrücken die Vorhut, beim Rückmarsch die Nachhut, während das Hauptheer unter des Königs eigener Führung stand. Ein großer Teil des Landes wurde geplündert, ohne daß sich die Wenden zum Kampfe stellten. Endlich kam es doch noch zum Zusammentreffen mit den Wenden. Absalon hatte seine Reiter zum Plündern zerstreut. Er selbst behielt nur eine kleine Mannschaft bei sich. Da wurde ihm gemeldet, daß seine Seeländer von den Wenden umzingelt seien und ohne Hilfe nicht entkommen könnten. Ungesäumt eilte er mit den Wenigen, die bei ihm waren, den Umzingelten zu Hilfe. Als die Seeländer Absalons Ankunft bemerkten, faßten sie neuen Mut und griffen die Feinde an, die nun eiligst flohen[5]). In dem Kampfe zeichnete sich besonders Eskill aus.

---

[1]) Die Knytlingasaga hat in diesem Jahre nur einen Zug. Sie verknüpft wahrscheinlich den Herbstzug Saxos mit dem Frühjahrszug. Vgl. Giesebrecht, W. G. III 150 A. 5, Barthold II 175 A. 1, Fock, Rüg.-Pom. Gesch. I 64 und Olrik, Absalon I 139.

[2]) In der Zeit zwischen den beiden Zügen hat Waldemar vielleicht einen Zug nach Norwegen unternommen. Vgl. dazu Balt. Stud. N. F. 29, 62 ff.

[3]) Saxo 802 ff.

[4]) Saxo hat Asmoda, die Knytlingasaga Asund. Über die Lage Balt. Stud. N. F. 29, 104 ff.

[5]) Die Ktl. c. 121 berichtet, daß bei dem Kampfe der wendische Häuptling Dalemar seinen Tod fand.

Die Dänen zogen nun plündernd weiter bis zum Vorgebirge Gorum (Göhren)[1]) und fuhren dann nach der Insel Strela. Da die Rüger sich in ihrer Hoffnung auf die Hilfe der Sachsen schmählich getäuscht sahen, kamen sie dorthin und baten um Frieden[2]). Sie zahlten Geld und stellten vier Geiseln.

In Strela ernannte Waldemar mit Zustimmung der dänischen Großen seinen Sohn Knut zum Mitkönig und zum zukünftigen Thronerben[3]).

Daß dem folgenden Kriegszuge eine große politische Bedeutung nicht zukam, zeigte sich schon dadurch, daß König Waldemar ihn nicht selbst führte. Es war lediglich ein Raubzug, ein Raubzug allerdings in ein bisher noch nicht berührtes Gebiet, das unmittelbar an die Besitzungen Heinrichs des Löwen heranreichte.

In den Fasten[4]) 1166 brach die dänische Flotte auf unter der Führung von Christoph, Absalon und Magnus[5]). Sie erreichte den Svoelder und verwüstete die Provinz Tribsees. In drei Abteilungen[6]), von denen die mittlere Christoph, die seitlichen Absalon und Magnus führten, griff man die Landschaft an. So groß ist die Verwüstung der Dörfer gewesen, schreibt Saxo, daß sie noch jetzt (1187?) durch die fehlende Bebauung angezeigt wird[7]).

Auf dem Rückzuge führte Absalon die Nachhut. Er hatte nur 40 Reiter bei sich, mit denen er bei grimmiger Kälte alle Angriffe der Feinde zurückwies. Um keine Spur von Furcht zu zeigen, unterließ er es, eine Brücke, die von den Dänen über einen Fluß geschlagen war[8]), hinter sich abzubrechen. (?)

Als er an das Meeresgestade kam, war die dänische Flotte in

---

[1]) Über die Lage vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 106.

[2]) Die Knytlingasaga weicht ab, indem sie den Friedensschluß bei Hidensoe angibt.

[3]) Die Ktl. c. 120 berichtet diese Ernennung in Strela auf Waldemars Rückkehr vom Zuge nach Wolgast-Stolpe 1164. Wir setzen sie in den Herbst 1165, weil sie u. E. der Grund für die Empörung von Buris (1166) ist, der dadurch von der Thronfolge ausgeschlossen wird. Ausführlich stellt diese innerpolitische Entwicklung, die uns hier nur beschäftigen kann, soweit sie die Politik der Wendenzüge berührt, Olrik, Absalon I 142 dar. Barthold, Giesebrecht und Rudloff übergehen diese Frage.

[4]) Ktl. c. 122. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 65.

[5]) Vielleicht ein Sohn von Erich Lamb.

[6]) Nur Saxo 806 ff.

[7]) Die Ktl. c. 122 spricht nur davon, daß das Land noch manches Jahr öde lag.

[8]) Olrik, Absalon I 148 glaubt, daß dieser Fluß die Trebel gewesen ist. Es kommt wohl eher die Barthe in Betracht.

einen anderen Hafen gesegelt[1]). Wohl oder übel mußte er in der grimmigsten Kälte weiterziehen. Die Pferde kamen beinahe um, und unter den Mannschaften konnte der Kälte wegen niemand beide Hände zugleich gebrauchen. Die Flotte aus Schonen war schon abgesegelt, kehrte aber widriger Winde wegen zu den übrigen Schiffen zurück. Zwanzig Tage[2]) hatte man im Flusse Svoelder auf günstigen Fahrwind zu warten, ehe die Heimfahrt angetreten werden konnte.

Nachdem Waldemar im Jahre 1165 die Rüger zur Anerkennung seiner Lehnshoheit gezwungen hatte, konnte er daran denken, auch die abgefallenen Wolgaster zur Wiederherstellung des Vertrages von 1164 zu bringen[3]). Prislaw, der Schwager Waldemars, war jetzt von dort vertrieben worden[4]). Die Sachsen sollen ihn um seine Herrschaft gebracht haben, so berichtet Saxo[5]).

Im Sommer, wohl im Mai, des Jahres 1166, als schon in Dänemark die Aufrührer im geheimen am Werke waren, traf Waldemar seine Vorbereitungen zum Kriegszuge und beachtete die Warnungen seiner Freunde nicht. Er fuhr nach Ostrozno (Wusterhusen)[6]), besiegte hier die Einwohner und kehrte dann schnell zurück, als ihm der Aufstand im eigenen Lande unter der Führung von Buris gemeldet wurde[7]).

Buris, wie Waldemar ein Urenkel Sven Estrithsons, strebte nach der dänischen Krone[8]). Schon sein Vater Heinrich Skateler und sein Großvater Sven waren in Kämpfe um die Königswürde verwickelt gewesen. Sven hatte den Königsnamen einst einen Tag getragen. Als Waldemar 1157 Alleinherrscher geworden war, hatte er die Söhne Heinrich Skatelers für sich zu gewinnen gesucht. Knut wurde Herzog von Jütland. Nach seinem Tode 1162 übertrug Waldemar das Herzogtum auf Buris[9]). Trotzdem hegte Waldemar Mißtrauen gegen ihn, nahm ihn 1162, obgleich er sich weigerte, als Begleiter mit auf die Reise nach Besançon. Buris hatte später

---

1) Saxo 807. Vielleicht ist die Flotte nach Barhöft gesegelt.

2) Ktl. c. 122.

3) Saxo 800 und 807. Die Wolgaster hatten die rügische Besatzung vertrieben und den Piraten wieder freien Ausgang aus der Peenemündung gewährt.

4) Vgl. L. Giesebrecht, W. G. III 154 A. 4.

5) Saxo 815.

6) Siehe über die Lage Balt. Stud. N. F. 29, 130 ff.

7) Nur Saxo 807.

8) Vgl. Olrik, Absalon I 142 ff.

9) Vgl. Reg. Dipl. Hist. Dan. Ser. I Tom. I, 231.

aber geschickt seine geheimen Wünsche zu verbergen gesucht. Es war Waldemar auch nicht gelungen, ihn dadurch unschädlich zu machen, daß er ihm die Landschaft Wolgast übertragen wollte[1]). Buris konnte das Angebot in Gemeinschaft mit des Königs eigenem Sohn, und Sven, dem späteren Bischof von Aarhus, ehrenhaft ablehnen. In den Kämpfen mit den Wenden zeichnete er sich besonders durch Kühnheit bei dem Angriff auf Arkona im Herbste des Jahres 1165 aus[2]). Nun war ihm im Herbst 1165 durch die Erhebung des kleinen Knut zum Thronerben und König jede Aussicht genommen, einmal die dänische Krone zu erlangen. Daher plante er den Aufstand, um sich gewaltsam in ihren Besitz zu setzen. Im geheimen verhandelte er mit dem König Magnus Erlingson von Norwegen um Unterstützung. Gegen beide hatte nun Waldemar vorzugehen[3]). So hatte sich hier also ein drohendes Gewitter am politischen Himmel Dänemarks zusammengezogen. Würde das nicht alle Erfolge im Wendenlande zerstören, wenn die Wenden diese Gunst der Lage ausnutzten?

Herzog Bogislaw von Pommern hatte sich inzwischen Heinrich dem Löwen unterworfen[4]). Nun wurde es Heinrich leicht, die Bundesgenossenschaft mit dem Dänenkönige als eine lästige Fessel abzuschütteln. Als er mit Waldemar an der Krempine (Holstein) zusammentraf[5]), beschwerte er sich darüber, daß Waldemar seinen Dienstmann (miles) Bogislaw, ohne voraufgegangene Anfrage bei ihm als Lehnsherrn, mit Krieg überzogen habe[6]). Waldemar entgegnete darauf, daß er sich durch kein Herrenrecht die Freiheit beschränken lasse; Gewalt werde er mit Gewalt vergelten. Damit war das Bündnis beider Fürsten aufgehoben und der Konflikt ausgebrochen. Bald darauf erschienen, von Heinrich aufgestachelt, die wendischen Seeräuberschiffe an den Küsten Dänemarks und plünderten und heerten, wo sie nur konnten. Und nicht genug damit, auch von Schweden wurden die Feindseligkeiten gegen die Dänen

---

1) Saxo 798.

2) Saxo 803.

3) Vgl. Saxo 808 ff. (die Knytlingasaga erwähnt davon nichts). Ann. Lund., Ryens., Sorani, A. D. 85, und Ann. Wald., Nestved. 1130—1228 und 821—1300, A. D. 84.

4) Saxo 810: Henricus Bugislavi Danorum metu ad se decurrentis obsequium pactus.

5) Nur Saxo 810 ff.

6) Gemeint sein kann vielleicht der Fastenzug gegen Tribsees im Jahre 1166. Mindestens ein Teil des sog. rügischen Festlandes hat zur Herrschaft der Pommernherzöge gehört. Vgl. Saxo 749.

eröffnet[1]). Von allen Seiten von Feinden bedroht, befand sich Dänemark in einer kritischen Lage. In dieser bedrängten Lage mußte vorsichtig zu Werke gegangen werden.

Der Aufstand des Buris wurde bald niedergeschlagen, eine norwegische Landung in Dänemark vereitelt. Den slawischen Seeräubern trat man kraftvoll entgegen. Gegen Heinrich suchte man die Wenden, die sich seiner Herrschaft unterstellt hatten, aufzuwiegeln. Gottschalk, der der wendischen Sprache mächtig war, wurde zu ihnen gesandt[2]). Er erinnerte sie daran, daß die Sachsen Niklot getötet, Prislaw[3]) aus dem Lande vertrieben und die Zwingburgen Ratzeburg, Ilow und Schwerin angelegt hätten. In anderer Weise hätten die Dänen den Krieg nur geführt, um in Frieden zu leben. „Darum entfernt die Deutschen aus euren Landen, verbindet euch mit den Dänen, so könnt ihr euer Land befreien." Die Vorstellungen Gottschalks machten so großen Eindruck auf die Wenden, daß sie sich bald gegen die Sachsen erhoben, die Burgen Heinrichs im Wendenlande angriffen und Ilow eroberten. Das Spiel der Dänen war aber trügerisch gewesen. Als Heinrich der Löwe sich mit seinen Kräften den Wenden allein gegenüber nicht stark genug fühlte, rief er Waldemar um Hilfe an. In einer persönlichen Unterredung an der Eider[4]) einigten sich beide Fürsten über einen gemeinsamen Wendenzug. Sie versprachen sich, die Tribute aller Völkerschaften, die sie zu Lande oder zu Wasser erwerben würden, zu teilen. Die Seeräubereinfälle in Dänemark sollten aufhören. Der Dänenkönig zahlte dafür Heinrich eine bestimmte Summe Geldes.

Heinrich rückte, wohl im September 1166, gegen Demmin vor, Waldemar gegen Wolgast[5]). Zu einer Belagerung von Wolgast kam es indessen nicht. Der Dänenkönig verwüstete nur die Umgebung der Stadt, rückte auch bis vor Usedom und brannte es von neuem nieder. Die Pommern mußten Geld zahlen und Geiseln stellen, um Frieden zu erhalten.

---

[1]) Saxo 858. Wir setzen sie in Übereinstimmung mit Olrik, Absalon I, 147, schon zu diesen Begebenheiten. Allerdings in das Jahr 1166, nicht wie Olrik zu 1167.

[2]) Saxo 814.

[3]) Wigger, M. Jb. 28, 155, will Saxos Prisclavum zu Pribisclavum verbessern, was wir nicht billigen können. Prislaw war 1164 ein Teil der Herrschaft Wolgast unterstellt worden (s. S. 26). Aus dieser Herrschaft scheinen ihn die Sachsen vertrieben zu haben.

[4]) Helmold II, 6 und Saxo 815 ff. Die Knytlingasaga schweigt darüber.

[5]) Nur Saxo 817. Vgl. dazu Balt. Stud. N. F. 29, 65 ff.

Nachdem nun die Gefahr von Süden beseitigt war, konnte Waldemar im Jahre 1167 gegen Norden, gegen Norwegen, vorgehen[1]). In dieser Zeit sagten sich die Rüger von der dänischen Herrschaft los[2]). Als sie aber im nächsten Frühjahr (1168) von den Vorbereitungen der Dänen zu einem Kriegszuge, ihres Abfalles wegen, hörten, schickten sie schleunigst einen Gesandten nach Dänemark, um den König zu bewegen, auch dieses Heeresaufgebot rückgängig zu machen. Waldemar beharrte aber auf seinem Entschlusse. Daher mußten die wendischen Unterhändler mit der dänischen Flotte nach Hause zurückfahren.

Herzog Heinrich der Löwe hatte den Wendenfürsten befohlen, dem König der Dänen zu helfen, wenn er sich anschicke, fremde Völker zu unterjochen. Darum führten auch die Pommernherzöge Bogislaw und Kasimir und der Obotritenfürst Pribislaw Waldemar Hilfstruppen zu. Gern hätte Heinrich an dem Kampfe selbst teilgenommen, doch er befand sich im Kampfe mit den sächsischen Fürsten[3]), bei dem seine Anwesenheit unbedingt erforderlich war. Mit den Wendenfürsten zog auch Bischof Berno von Mecklenburg[4]).

Eine neue Note kam nun in die dänische Politik. Man war zu der Ansicht gekommen, daß es nicht genügte, das widerspenstige, kraftvolle Volk der Rüger mit Feuer und Schwert zu bekriegen. Auf diese Weise würden die Rüger wohl kaum dauernd unter die dänische Herrschaft gezwungen werden können. Man wollte daher unter dem stillen Zeichen des Kreuzes die dänische Oberherrschaft fest begründen, nachdem das Schwert seine Arbeit getan hatte[5]).

Am Pfingsttage (19. Mai) 1168 landete die dänische Flotte bei Rügen[6]). Man griff verschiedene Teile der Insel an und rückte dann gegen die starke Feste Arkona vor[7]).

Diese Feste lag auf dem erhabenen Gipfel eines Vorgebirges, das noch heute ihren Namen trägt. Im Osten, Süden und Norden

---

[1]) Saxo 817.

[2]) Saxo 821.

[3]) Helmold II 12: Et adiuverunt eum Kazemarus et Buggezlavus principes Pomeranorum, et Pribizlavus princeps Obotritorum, eo quod mandasset dux Slavis ferre auxilium regi Danorum, ubi cumque forte manum admovisset subiugandis exteris nationibus.

[4]) Helmold II 12: Et affuerunt illic pontifices Absalon de Roschilde et Berno de Magnopoli.

[5]) Vielleicht reizten auch die reichen Tempelschätze.

[6]) Ktl. c. 122. Vgl. über Jahr und Datum Balt. Stud. N. F. 29, 70 ff.

[7]) Saxo 821 ff.

fielen die Felswände steil ins Meer hinab[1]). An der Westseite war aber die Burg durch einen 50 Ellen (etwa 33 Meter) hohen Wall umgeben, dessen untere Hälfte aus Erdschollen, dessen obere Hälfte aus Holzwerk mit eingefügten Erdschollen bestand. Die Wasserversorgung war durch eine Quelle an der Nordseite der Burg gesichert. Ein geschützter Gang führte zu ihr hin. Es mußte eine schwere Belagerung werden. Schon im Herbst 1165 hatten die Dänen von einer Belagerung Abstand genommen, weil sie aussichtslos erschien[2]). Aber wenn das Christentum mit der dänischen Herrschaft Eingang finden sollte, dann mußte gerade diese Feste eingenommen und das Götzenbild des Swantewit, das in einem Heiligtum im Innern der Burg aufgestellt war, zerstört werden.

Die Dänen schritten nun zur Belagerung. Unter großer Anstrengung des gesamten Heeres ließ Waldemar aus den nahen Wäldern eine ungeheure Menge Holz herbeischaffen[3]). Die Zimmerleute mühten sich ab, aus den Stämmen Belagerungsmaschinen herzustellen. Waldemar meinte zwar, der heilige Veit[4]) würde schon, wenn sein Festtag gekommen sei (15. Juni), das Bollwerk des Heidentums zerstören; denn mit Recht müsse er die für ihr Unrecht bestrafen, die sein ehrwürdiges Andenken mit frevelhafter Verehrung entweiht hätten[5]). Doch wurden die Vorbereitungen zur Belagerung rüstig fortgesetzt.

Absalon verteilte die Plätze des Lagers unter die einzelnen Kriegerabteilungen und überwachte den Bau von Ställen und Zelten. Eine Heeresabteilung bewachte die Zugänge zur Halbinsel (Wittow), damit den Burgbewohnern vom Inselkern kein Ersatz kommen konnte.

Aber auch die Verteidiger waren nicht müßig[6]). Sie verram-

---

[1]) Der höchste Punkt Arkonas liegt 45 Meter über dem Meeresspiegel.

[2]) Vgl. S. 27 dieser Arbeit.

[3]) Nach Saxo 828 ff. Die Knytlingasaga und Helmold geben von der Belagerung keinen näheren Bericht.

[4]) Vgl. über den heiligen Veit Wigger, Meckl. Ann. 144 ff., Fock, Rüg.-Pomm. Gesch. I 101 und L. Léger, La Mythologie Slave 76 ff.

[5]) Saxo 828 leitet den Namen Swantewit von Sanctus Vitus ab. Belschow weist aber (ebenda) mit Recht darauf hin, daß die Wurzeln des Namens Swantewit ohne Zweifel slawischen Ursprungs sind. Vgl. auch L. Niederlé, Slovanske Starozitnosti Oddil Kulturni Dilu II S. 136 ff.

[6]) Biesner, Gesch. von Pommern und Rügen, S. 160, erwähnt Granza als Befehlshaber der Burg. Das geht nicht aus Saxo hervor. Granza selbst sagt nur, daß er nicht zu den Burgbewohnern gehöre, sondern mit Hilfstruppen dahingekommen sei.

melten das Tor der Feste durch einen ungeheuren Erdhaufen, um es so unangreifbarer zu machen. Der Zugang selbst wurde noch durch zusammengefügte Rasenstücke verschlossen. Die Rüger fühlten sich so sicher, daß sie den Turm, der über dem Tore erbaut war, unbesetzt ließen. Sie meinten, daß er durch Feldzeichen und Adler hinreichend geschützt sei. Unter den Adlern befand sich die heilige Stanitza, die sich besonders durch ihre Größe und Farbe auszeichnete. Dieses Banner genoß göttliche Verehrung, und die Rüger glaubten, daß es sich selbst verteidigen könne.

Mehrere Tage waren mit den Arbeiten vergangen. Da begannen eines heißen Tages in der Mittagszeit übermütige Troßknaben gegen den Wall zu laufen und mit der Schleuder kleine Steine gegen die Verteidigungswerke der Feste zu werfen. Die Verteidiger hielten es für unwürdig, solchen kindlichen Spielen mit den Waffen entgegenzutreten. Sie hatten vielmehr ihren Spaß daran. Erst als auch Jünglinge und Männer herzueilten, entwickelte sich ein Kampf.

Da machte einer der Angreifer[1]) die Entdeckung, daß sich in dem großen Erdhaufen, den die Verteidiger draußen vor dem Tore aufgeschüttet hatten, ein tiefer Spalt gebildet hatte. Wahrscheinlich war die Erde von der Sonnenhitze zusammengetrocknet. Der Spalt zwischen Erdhaufen und Turm war so groß, daß ein Mann hineinkriechen konnte. Da der Turm darübergebaut war, so konnte der Spalt von oben, von seiten der Besatzung, nicht bemerkt werden. Der kühne Jüngling bat nun seine Genossen, sie möchten ihre Lanzen in die Rasenstücke hineinstecken, damit er an ihnen wie auf einer Leiter emporklimmen könne. Als er glücklich hinaufgelangt war, forderte er Stroh, um Feuer anzulegen. Da kam gerade ein mit Stroh beladener Wagen heran. Schnell riß man die Strohbündel herunter und reichte sie dem kühnen Kletterer mit der Lanzenspitze hinauf. Nachdem er das Feuer angelegt hatte, glitt er unversehrt wieder herunter.

Diese Vorgänge waren von den Verteidigern nicht bemerkt worden. Als sie plötzlich den Rauch des Feuers erblickten, waren sie zuerst starr vor Schrecken und wußten nicht, ob sie kämpfen oder löschen sollten. Unterdessen dehnte sich das Feuer weiter aus und fand reiche Nahrung in dem Holzwerk der oberen Wallhälfte. Da ließen die Burginsassen die Angriffe der Dänen unbeachtet und suchten das Feuer zu löschen. Bald fehlte es aber an Wasser, man

[1]) Fock, Rüg.-Pomm. Gesch. I 77 meint, daß das ein Pommer gewesen sei. Ebenso Wigger, M. Jb. 28, 179, weil sonst Saxo immer die Helden zu nennen pflegte. Erwiesen ist es nicht, kann aber möglich sein.

griff zur Milch. Aber auch das war vergeblich. Die Flammen fraßen sich immer weiter und weiter, unterstützt von den Dänen, die den Brand auf jede Art und Weise schürten und dazu noch gleichzeitig angriffen. So mußten die Belagerten in Rauch und Qualm ausharren.

Die Kunde von den Vorgängen verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das Lager der Dänen. Als König Waldemar verwundert über das Geschrei aus seinem Zelte kam, erblickte er den Rauch. Sogleich befahl er Absalon zu erkunden, ob das Feuer so wirksam sei, daß die Feste erobert werden könne. Absalon eilte darauf, mit Schild und Helm bewaffnet, bis an das Tor, das die dänischen Krieger eben stürmen wollten. Er hieß sie lieber das Feuer schüren und spornte die junge Mannschaft zu größerem Eifer an. Schon brannte der Turm lichterloh und bald stürzte sein Gebälk krachend zusammen. Das Flammenmeer verzehrte auch die heilige Stanitza und alle anderen heilig geachteten Feldzeichen.

Nachdem Absalon dem Könige Bericht erstattet hatte, rief dieser sofort einen Kriegsrat zusammen, in dem der Sturm auf die Burg beschlossen wurde. Mit großem Mute stürmten die Dänen und mit ihnen im Wetteifer die Pommern, geführt von ihren Herzögen Kasimir und Bogislaw, gegen die Feste an. Aber auch die Verteidiger achteten ihres Lebens nicht. Unter den Geschossen der Anstürmenden, durch die Feuersbrunst bedroht, hielten sie aus und wollten lieber, wie Saxo schreibt, mit dem von den Vätern überkommenen Befestigungswerk untergehen, als dessen Zerstörung überleben. Ein dänischer Jüngling, der aus Ruhmbegierde den Wall emporkletterte, wurde tödlich getroffen. Besondere Proben ihrer Tapferkeit gaben die Pommern. Der Kampf ging hin und her. Schließlich machte die Glut des Feuers und der Andrang der Angreifer die Lage für die Verteidiger immer schwieriger. Sie entschlossen sich endlich, mit den Dänen zu verhandeln. Die Dänen verlangten aber vor den Verhandlungen, daß sie während der Waffenruhe das Feuer nicht löschten. Dazu mußten sich die Verteidiger bereitfinden. Der dänische Kriegsrat trat erneut zusammen und stellte folgende Bedingungen:

1. Herausgabe des Götzenbildes in der Burg und des gesamten Tempelschatzes,
2. Freigabe der gefangenen Christen ohne Lösegeld,
3. Annahme des Christentums nach dänischem Ritus,
4. Übergabe der dem Götzen gehörigen Äcker und Güter an die christliche Priesterschaft,

5. Kriegsfolge auf Ersuchen des Königs,
6. Zahlung eines jährlichen Tributs (für jedes Joch Ochsen je 40 Silberpfennige) und
7. zur Bürgschaft für die Erfüllung dieses Vertrages die Stellung von 40 Geiseln.

Das dänische Kriegsvolk war mit diesen Bedingungen unzufrieden, weil es plündern wollte. Es drohte sogar, den König im Stich zu lassen, wenn er seinem Wunsche nicht willfahre. Der König rief darauf einen dritten Kriegsrat zusammen. In diesem trat aber Absalon für die oben erwähnten Bedingungen gegen die Wünsche der dänischen Krieger ein. Er erinnerte daran, daß nur die obere Hälfte des Walles in Asche gelegt sei, daß aber das Feuer der unteren Hälfte nichts anzuhaben vermöge, und diese sei schon wegen ihrer Höhe nicht leicht zugänglich. Die Verteidiger hätten außerdem fast alle Brandstellen mit Lehmklößen ausgebessert, und schließlich sei das Feuer nicht nur den Verteidigern, sondern auch den Angreifern hinderlich. Man müßte sich also auf eine lange Belagerung gefaßt machen. Es sei aber auch politisch klug, Arkona schonend zu behandeln, um nicht die Verteidiger der andern festen Plätze auf Rügen zu verzweifeltem Widerstande zu entflammen. Auch Erzbischof Eskill[1]) war Absalons Meinung, und so wurde der Kampf trotz des Murrens der dänischen Krieger unter den erwähnten Bedingungen eingestellt. Noch am selben Tage stellten die Verteidiger der Burg Geiseln. Teils waren es Kinder, teils traten bis zum folgenden Tage Eltern für ihre Kinder ein.

In der nächsten Nacht verlangte ein Rüger, Granza, durch Vermittlung des dänischen Dolmetschers Gottschalk, Absalon zu sprechen.

---

[1]) Eskill ist nach den Ann. Colbaz. MGSS 29, 175 im Jahre 1167 aus Rom zurückgekehrt. Hoc anno Danorum archiepiscopus Eskillus Roma rediit. Siehe auch PUB I 483 (1166). Die Ann. Dan. von Ellen Jørgensen bringen diese Notiz, weil heute in der Handschrift nicht mehr lesbar, leider nicht (A. D. 43 A. u.). Nach dem Necrologium Lund. 48 (Königsliste) kehrt Eskill im 14. Jahre Waldemars zurück. Danach braucht noch nicht, wie C. Weibull, Saxo, Krit. Undersökn. 252 will, seine Rückkehr 1168 gesetzt zu werden. Waldemars 14. Regierungsjahr reicht vom 23. Oktober 1167 bis zum 22. Oktober 1168. Beide Quellenstellen ließen sich also vereinigen, wenn man Eskills Rückkehr in die Zeit zwischen dem 23. Oktober 1167 und dem 1. Januar 1168 ansetzt. In den Reg. Dipl. Hist. Dan. Ser. I Tom. I 240 ist ein Privileg Eskills für das Kloster Weng erwähnt. Jahr und Ort der Ausstellung sind nicht angegeben. Eine Ausstellung 1168 in Clairvaux, wie es von den Herausgebern angenommen wird, braucht der Teilnahme Eskills an dem Rügenzuge nicht zu widersprechen, da E. ja vor Pfingsten 1168 (19. Mai) zurückgekehrt sein kann.

Granza war von Garz mit Hilfsmannschaften den Burgbewohnern von Arkona zur Unterstützung gesandt und bei dem Kampfe verwundet worden. Er bat nun Absalon, den Garzern (Karentinern) die Nachricht von dem Falle Arkonas überbringen und ihnen unter den gleichen Bedingungen zur Übergabe raten zu dürfen. Absalon bewilligte im Auftrage des Königs einen eintägigen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß der Vertrag keine Geltung haben solle, wenn Granza sich nicht mit den Vornehmsten Rügens am folgenden Tage an dem seiner Heimatburg zunächst gelegenen Gestade eingefunden hätte.

Am folgenden Tage (13. Juni) begaben sich Esbern, Absalons Bruder, und Suno Ebbissohn[1]) auf Befehl des Königs in die Burg, um das Götzenbild zu vernichten. Sie drangen in die Halle des Heiligtums ein. Das innere Gemach des Tempels war durch Purpurvorhänge zwischen vier Pfosten abgeschlossen. Die äußere Bewandung, die den Innenraum umschloß, trug ein Dach. Das Götzenbild selbst überragte an Größe jede Menschengestalt[2]) und hatte vier Köpfe und ebensoviele Hälse. Je zwei Gesichter waren, nach rechts und links blickend, sowohl nach der Brust als auch nach dem Rücken gerichtet. In der Rechten hielt der Gott ein Horn, das aus verschiedenem Metall hergestellt war. Alljährlich pflegte es der Priester mit Met zu füllen, um aus dem Verhalten der Flüssigkeit die Ernteerträge des nächsten Jahres zu prophezeien. Die Linke ruhte auf der Hüfte. Neben dem Götzenbild befanden sich Sattel und Zaum und ein ungemein kunstvoll gearbeitetes Schwert.

---

[1]) Die Ktl. c. 122 berichtet, daß der König Suno Ebbissohn (Balke) beauftragt habe, mit einigen Männern den Götzen niederzuhauen. In der Begleitung Sunos wird Bischof Sven genannt. Nach MUB I 91 soll auch Bischof Berno dabeigewesen sein. Die Urkunde ist aber nach Salis, Arch. f. Urkundenforsch. I 273, gefälscht.

[2]) Nach Schuchhardt, Sitzungsber. d. Pr. Akad. d. Wiss. 1921, 2 hist. phil. Kl. Rethra und Arkona (S. 771 ff.), soll das 8—9 m hohe Standbild 1,80 m Grundfläche gehabt und 0,60 m tief in den Boden eingegriffen haben. Wir bezweifeln, daß das so hohe Standbild dann eine genügende Standfestigkeit hatte. Wir glauben vielmehr, daß das Götzenbild vielleicht dieselbe Höhe wie die Statuen in Garz hatte. Dort kann Absalon, auf einem Fuß des Götzen stehend, mit dem Beil sein Kinn erreichen. Absalons Skelett von den Schultern bis zu den Füßen war nach den Untersuchungen im Jahre 1827 zwei Ellen, 14—16 Zoll lang (1 Elle = 25 Zoll), ungefähr nach unserm Maß 1,60 m. Rechnet man für Hals und Kopf noch etwa 30 cm hinzu, so müßte Absalon 1,90—2,00 m groß gewesen sein. Der Götze in Garz hätte daher wohl eine Höhe von 3—4 m gehabt. Vgl. Müller-Velschow, Saxo 842 A. 3, L. Léger, La Mythologie Slave S. 53 ff.

Eine große Menge Zuschauer hatte sich vor dem Heiligtum angefunden. Sie hofften, ein Strafgericht an den Zerstörern zu sehen. Die Dänen rissen zuerst die Vorhänge ab. Das ganze Gebäude war rings mit Purpur behangen, der glänzend aussah, aber schon so morsch war, daß er eine Berührung nicht aushielt. Dann gingen die Dänen mit größter Vorsicht zu Werke, um die Statue zu fällen. Sie wollten beim Umstürzen des Bildes nicht getroffen werden, damit es nicht bei der Zuschauermenge heiße, Swantewit habe die Frevler, die sich an seinem Standbilde vergriffen hätten, kraft seiner göttlichen Allmacht gestraft. Als Axthiebe den unteren Teil der Schienbeine des Götzen trafen, sank das Bild rückwärts und lehnte sich an die benachbarte Wand. Suno befahl darauf, mit gleicher Behutsamkeit die Wand niederzureißen. Als das geschehen war, stürzte der Götze mit lautem Krach zu Boden. Dabei soll der Teufel in der Gestalt eines wilden Tieres aus dem Innern des Tempels entwichen sein.

Die Burgleute wurden nun aufgefordert, Stricke um das Götzenbild zu legen, und es so aus der Burg zu schleppen. Das wagten sie aber auch jetzt noch nicht, da sie sich vor dem Zorne Swantewits fürchteten. Sie beauftragten Gefangene und fremde Handelstreibende, das Bild in das christliche Lager hinauszuziehen[1]). Unter den Klagen einiger, dem Hohn anderer Heiden und unter schweigender Beschämung des klügeren Teils der übrigen Menge schleifte man Swantewit in das dänische Lager hinaus. Dort wurde er von dem zusammenströmenden Kriegsvolk bestaunt. Als die niederen Krieger sich entfernt hatten, traten auch die Vornehmen herzu, um sich ihn anzusehen. Am Abend aber kamen die Köche und zerkleinerten ihn in Stücke, welche sie auf das Herdfeuer legten.

Im Laufe des Tages hatten die Dänen noch die fehlenden Geiseln der Rüger in Empfang genommen. Absalon, Berno von Schwerin[2]) mit den Schreibern der Fürsten waren in der Burg, um den Rügern den christlichen Glauben zu verkündigen. 1300 Heiden wurden an einem Tage getauft[3]). Der Götzentempel wurde

[1]) Nach der Ktl. c. 122 werden die Rüger dazu gezwungen, den Götzen hinauszuschleppen.

[2]) Helmold II 12 und Ktl. c. 122. Berno soll nach der gefälschten Urkunde MUB I 91 die Rüger zur Annahme des Christentums gezwungen haben. Absalon wird von Saxo bei dem Bekehrungswerk nicht erwähnt.

[3]) Die Zahl gibt die Ktl. c. 122. Vgl. Ann. Waldem. A. D. 84, Ann. Lund., Ryens., Sorani, A. D. 85 und Ann. Colbaz., A. D. 43. Nach der Knytlingasaga geloben die Burgleute Waldemar und Absalon Gehorsam.

ganz niedergerissen und verbrannt[1]). Aus dem Holze, das für die Belagerungsmaschinen herangeschafft war, baute man ein christliches Gotteshaus. An einem festgesetzten Tage sollte auch der Tempelschatz des Swantewit ausgeliefert werden.

Absalon machte sich noch in der Nacht (13./14. Juni) mit 30 Schiffen auf den Weg nach Garz (Karenz)[2]), wohin ihm der König im Morgengrauen folgen sollte. Als er sich der Südküste Rügens näherte, erwartete ihn schon Granza mit dem Fürsten (rex) Tetislaw[3]), dessen Bruder Jaromar und den Vornehmsten Rügens. Unter denselben Bedingungen, die den Einwohnern von Arkona gestellt waren, übergaben diese auch ihre Feste Garz. Absalon behielt die Führer der Rüger auf dem Schiff zurück und vertraute sie der Obhut seines Bruders Esbern an. Er selbst ging mit dem rügischen Fürsten Jaromar, dem Bischof Sven von Aarhus und 30 Begleitern nach Garz. Den größeren Teil seiner Krieger schickte er aber auf Bitten der Garzer unterwegs zurück, damit nicht durch sie ein Streit in Garz erregt werde.

Die Feste Garz war von Sümpfen und Seen umgeben und hatte nur einen einzigen Zugang durch eine schwierige sumpfige Furt. Vor der Stadt (urbs) erhob sich ein Hügel. Hinter ihm lag das Tor zwischen dem mittleren Walle und einem Sumpf.

Durch dieses Tor strömten die Garzer heraus — 6000 sollen es nach Saxo gewesen sein[4]) — stellten sich zu beiden Seiten des Weges auf, indem sie die Speerspitze in den Boden steckten. Bischof Sven

[1]) Saxo 839 ff.

[2]) Da Absalon zu dem Garz am nächsten gelegenen Gestade verabredungsgemäß kommen wollte, so muß dafür die Südküste Rügens angenommen werden. Lag die dänische Flotte im Wiecker Bodden, so würde der kürzeste Weg durch den Strelasund geführt haben. Diese Innenfahrt ist auch wohl deshalb anzunehmen, da sie den Dänen schon bekannter war. Absalon hatte ja schon 1165 eine Nachtfahrt etwa von Hiddensoe nach dem Zudar unternommen. Möglicherweise könnte Absalon auch nördlich des Zudars in der Puddeminer Wieck gelandet sein. Aber zu welcher Insel kehren dann die Dänen später zurück? Der Südküste Rügens ist die Insel Vilm vorgelagert. Haas, Arkona im Jahre 1168, S. 54, sieht als die Insel, zu der die Dänen nach Einnahme von Garz fahren, den Dänholm bei Stralsund an. Die Insel soll nach ihm auf dem Rückwege der Dänen in die Heimat gelegen haben. Davon ist in den Quellen nichts gesagt. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß die Dänen nach der Einnahme von Garz zu der Insel Vilm gekommen sind. Vgl. Olrik, Absalon I S. 194. Der Weg um die Ostküste Rügens kommt kaum in Betracht, selbst dann nicht, wenn wir etwa an der Südspitze der heutigen Halbinsel Mönchgut eine Durchfahrt ansetzten zwischen Mönchgut und Ruden.

[3]) Fürst der Rüger war Tetislaw, nicht Ratze, wie Biesner S. 160 angibt.

[4]) Die Zahl ist wohl übertrieben. Barthold II 193 macht darauf auf-

fragte Absalon verwundert, was das bedeuten solle. Absalon antwortete, man möchte alles vermeiden, was irgendwie nach Furcht aussehen könne. So kam der kleine Trupp durch die Reihen der Garzer, die sich wie beim Gebet verneigten[1]). Bald schlossen sich die Garzer dem Einzuge an. In den engen Straßen der Stadt machte sich ein wachsender Gestank bemerkbar, der durch die Unreinlichkeit hervorgerufen war und die Gemüter sehr bedrückte.

Die drei Götzentempel des Ortes verrieten, wie Saxo sagt, edle Kunst. Der größte von ihnen stand in der Mitte eines Vorplatzes. Purpurvorhänge an Stelle der Wände schlossen auch hier das Götzenbild ab. Ein schräges Dach ruhte darüber auf einigen Säulen. Entfernte man die Vorhänge, so erblickte man den Rugiawit in scheußlicher Häßlichkeit; denn die Schwalben hatten in seinem Standbild genistet und ihn mit ihrem Kot beschmutzt. An seinem Wehrgehenk hingen sieben Schwerter; ein achtes hatte er in der Hand. Er war so groß, daß Absalon, wenn er sich auf die Füße des Götzen stellte, mit dem Beile sein Kinn erreichen konnte[2]). Der Siebenzahl der Schwerter an dem Wehrgehenk entsprach die Siebenzahl der Köpfe des Götzen.

Die dänischen Begleiter hieben nun mit ihren Beilen zum größten Entsetzen der Garzer in die Schienbeine des Götzen. Bald darauf fiel der Rumpf mit lautem Krach zu Boden. Da die Frevler keine Strafe traf, wandten sich die Städter mit Verachtung von diesem Gott ab. Auch den fünfköpfigen Porewit und den vierköpfigen Porenuz[3]) ereilte dasselbe Schicksal. Als aber Absalon den Einwohnern aufgab, die Statuen zu verbrennen, widersetzten sie sich und baten ihn, sie außerhalb verbrennen zu lassen, um eine Feuersbrunst in ihrer enggebauten Stadt zu vermeiden. Absalon willigte ein, verlangte aber, daß sie dann ihre Götzenbilder hinausziehen sollten. Aber auch jetzt noch weigerten sich die Garzer. Zuletzt, als Absalon sie eindringlich darauf hingewiesen hatte, daß die Götzen sich nicht selbst helfen könnten, schleppten sie sie hinaus. Bischof Sven stellte sich auf eine dieser Gestalten und ließ sich mit hinausziehen, um die Ohnmacht der Götzen zu beweisen.

---

merksam, daß für diese Zahl in der Burg kein Platz war. Vgl. auch L. Giesebrecht, W. G. III 179.

[1]) Saxo 840 ff.

[2]) Vgl. S. 39.

[3]) In der Knytlingasaga heißen die drei Götzen Rinvit, Turupid und Puruvit. Vgl. darüber L. Giesebrecht, Balt. Stud. 6, 145 ff., L. Léger, La Mythologie Slave 104 ff. und Niederlé, Slovanske Starozitnosti Dilu II S. 148 ff.

Danach weihte Absalon im Weichbilde der Stadt drei Kirchhöfe und kehrte am Abend mit Jaromar zu den dänischen Schiffen zurück. Er zwang diesen, mit ihm zu speisen.

Am nächsten Tage (15. Juni) machte sich Absalon mit den Priestern auf, um in Garz zu taufen. 900 Einwohner nahmen das Christentum an[1]). Zwölf Kirchen wurden in verschiedenen Orten gebaut[2]) und elf Kirchhöfe geweiht[3]). In derselben Zeit[4]) verließen die pommerschen Herzöge Bogislaw und Kasimir das dänische Heer[5]). Sie hatten gehofft, Rügen als Belohnung für ihre Dienste zu erhalten, sahen sich aber schwer enttäuscht. Aus den Bundesgenossen wurden nun erbitterte Feinde der Dänen.

Die Dänen segelten am Abend des zweiten Tages (15. Juni) zu einer kleinen Insel[6]), die der südlichen Küste Rügens vorgelagert war. Dorthin brachten die Rüger ihre Tempelschätze in sieben Kisten.

Wenn man der Knytlingasaga[7]) Glauben schenkt, so zogen die Dänen noch nach Jasmund (Asund) und verbrannten hier den Götzen Pizamarr. Einen letzten Gott in Asund, Tjarnaglofi[8]), den Siegesgott mit dem silbernen Schnurrbart, bekamen die Dänen erst im dritten Jahre darauf in die Hände[9]). Im ganzen Lande aber wurden 5000 Heiden getauft. Kirchlich wurde die Insel Rügen dem Bistum Roeskilde und damit dem Erzbistum Lund unterstellt[10]).

---

[1]) Ktl. c. 122. Auch Jaromars Taufe setzen wir hierher. Vgl. Ann. Wald. (1170), A. D. 84 und Ann. Ryens. (1170), A. D. 85. L. Giesebrecht, W. G. III 181 will die Taufe (nach den Ann. Wald.) zu 1170 setzen. Aber die Annalen haben offenbar mit der Bekehrung Rügens die Einnahme von Arkona und Garz gemeint und nur das Jahr falsch angegeben. Vgl. auch Ann. Lund. A. D. 85 und ebenda Ann. Sorani und Vetus Chron. Sialand. SSM II 41. Den Tag geben die Ann. Waldem und Lund. Siehe auch Wigger, M. Jb. 28, 174.

[2]) Helmold II 12. Die Ktl. c. 123 spricht von elf Kirchen, die zu Lebzeiten Waldemars errichtet wurden.

[3]) Ktl. c. 122.

[4]) Saxo 845.

[5]) Mit ihnen gingen auch wohl Pribislaw und Berno.

[6]) Giesebrecht läßt die Schätze nach Jasmund bringen (W. G. III 180), Barthold II 197 nach Koos. Wir halten mit Fock, Rüg.-Pomm. Gesch. I 90 und Olrik, Absalon I 194 den Vilm für die Insel.

[7]) Ktl. c. 122.

[8]) Beyer, M. Jb. 37, 127 nennt ihn Czernoglowy. Ebenso Léger.

[9]) An einen Abschluß der Kämpfe etwa „im dritten Jahre danach“ denken wir dabei nicht. Aus der Knytlingasaga geht auch nicht hervor, daß der Götze bei einem Kriegszuge in die Hände der Dänen fiel.

[10]) Reg. Dipl. Hist. Dan. Ser. I Tom. I 241, PUB I 52 und Jaffé, Reg. Pont. Rom. II 11645.

Nach der Rückkehr nach Dänemark[1]) sandte Absalon neue Priester nach Rügen, die sich nicht mehr auf Kosten der Eingeborenen, sondern auf eigene Kosten den Unterhalt beschafften. Die früheren Priester wurden zurückgerufen. Es fehlte nicht an Wundern, die sich unter den neuen Christen zutrugen. Saxo berichtet von einem Gottesurteil in Sachen eines unschuldig des Ehebruchs angeklagten Weibes[2]).

Absalon und Christoph zogen noch einmal aus, vielleicht noch im Jahre 1168, um die Piraten aus ihren Schlupfwinkeln an der rügischen und vorpommerschen Küste zu vertreiben[3]).

Die Eroberung Rügens war durch diesen Kriegszug vollendet und damit der feste Grund zur dänischen Herrschaft an der Ostsee gelegt. Die Frage war nun, wie sich Heinrich der Löwe zu diesem dänischen Erfolge stellen würde.

In der Zeit, als Waldemar gegen Rügen zog, war Heinrich mit den sächsischen Fürsten in heftige Kämpfe verwickelt gewesen[4]). Sobald aber hier um Mitte Juli 1168[5]) durch die Vermittlung des Kaisers Friede geschlossen war, schickte Heinrich sofort Gesandte an König Waldemar, verlangte rügische Geiseln und die Hälfte des Zinses, den die Rüger gegeben hatten[6]). Unverrichteter Dinge kehrten Heinrichs Gesandte wieder zurück. Erzürnt rief Heinrich nun die Fürsten der Wenden zu sich und trug ihnen auf, sich und ihn an den Dänen zu rächen. Diese gehorchten mit Freuden. Eine gewaltige Zahl von Seeräuberschiffen überschwärmte plündernd die dänischen Inseln. Zahlreiche Schätze wurden den Dänen wieder abgenommen, eine große Menge Dänen gefangen und auf den wendischen Märkten verkauft. 700 gefangene Dänen hat man an einem Markttage zu Mecklenburg gezählt, so berichtet Helmold.

Dänemark litt schwer unter diesen Plünderungen. Ein Viertel der gesamten waffenfähigen Mannschaft war ständig unter den Waffen[7]). Absalon und Christoph besonders traten den Feinden

---

[1]) Biesner, S. 162 gibt an, daß das dänische Heer im November wieder abzog. Davon sagen aber unsere Quellen nichts.

[2]) Saxo 845. Olrik, Absalon I, 195 schließt daraus auf Anwendung der dänischen Rechtsformen.

[3]) Saxo 846: Qui (Absalon et Christophorus) domestici freti limitibus non contenti, etiam Rugiana littora ac Leuticios scrutabantur anfractus.

[4]) Helmold II 13.

[5]) S. Wilhelm v. Giesebrecht, Gesch. d. dtsch. Kaiserzeit V, 2, S. 614.

[6]) Das folgende nach Helmold II, 13.

[7]) Saxo 846. Velschow schätzt die dänische Flotte auf 860 Schiffe, die

mit der jungen dänischen Mannschaft entgegen[1]). Beide kamen auch erst kurz vor Johannis 1170 von einem Abwehrzuge gegen die Piraten zurück, um nach einem Befehl König Waldemars an den Feierlichkeiten bei der Erhebung der Gebeine des Herzogs Knut Lavard und der Krönung von Waldemars Sohn, Knut, teilzunehmen. Zahlreiche Einladungen waren zu der Festlichkeit ergangen. Bei dieser Gelegenheit wurde durch Vermittlung von Erling Skakki[2]), dem Vater des norwegischen Königs Magnus Erlingson, mit Norwegen Friede geschlossen.

Von Norwegen war also nun keine Gefahr zu befürchten. So konnte sich Waldemar ganz der Bekämpfung der Slawen und der Fortführung seiner Wendenpolitik widmen. Nachdem Rügen ein Lehen der Dänen geworden war, strebte Waldemar danach, die Odermündungen in seine Gewalt zu bringen. Dorthin führte noch im Krönungsjahre Knuts (1170) ein Feldzug[3]).

Im Herbst 1170 drang die dänische Flotte, unterstützt durch die Rüger, durch die Swine in das Gebiet von Wollin (Julin) vor und verwüstete es[4]). Die Stadt selbst blieb noch unversehrt. Darauf fuhr sie in den Fluß, der Wollin und Kammin verbindet (Dievenow). Da die Fischer den Fluß durch wehrartige Zäune gesperrt hatten, kam man sehr langsam vorwärts. An einer Brücke, die von den Mauern Wollins zum südlichen[5]) Ufer hinüberführte, machte man Halt, um zu übernachten.

Am nächsten Morgen rissen die Seeländer unter wiederholten Angriffen der Juliner die Brücke an der Festlandsseite ab und bahnten so der dänischen Flotte, die dann weiter flußabwärts segelte, einen Weg, scharf verfolgt von den nachdrängenden Julinern. Die Nachhut der Dänen führten Absalon und Suno, der Sohn Ebbo Skialms. Beide schickten ihre wohlgezielten Pfeile in

mit 26—28 000 Kriegern bemannt waren. Es kämen also etwa 215 Schiffe in Betracht. Vgl. auch Erslev, Valdemarernes Storhedstid 188.

[1]) Saxo 848 ff.

[2]) Den vollen Namen gibt die Ktl. c. 124. Saxo 852 spricht von einem Erling.

[3]) Saxo 856 und Ktl. c. 124.

[4]) Nur Saxo 856. Vgl. darüber Balt. Stud. N. F. 29, 81.

[5]) Knabe, Arkiv för Nordisk Filologi 27, 83, sagt wohl richtiger Ostufer, weil das alte Wollin wahrscheinlich auf dem Silberberg, nördlich der jetzigen Bahnstrecke oder auf dem Boden der heutigen Stadt Wollin (ohne sog. Vorstädte) lag. Richtig wäre Saxos Angabe, wenn die Brücke etwa von der heutigen „Hinteren Ratswiek" nach Gaulitz hinübergeführt hätte. Dann ist die Brücke wohl südlich der Teilung der Dievenow bei Wollin gebaut worden.

die überfüllten Boote der Juliner. Der Kampf war, wie Saxo sich ausdrückt[1]), eine Übung im Werfen von Wurfspießen. Als dabei ein Juliner den nachkommenden Suno zu sehr belästigte, wurde er niedergestreckt. Unter großen Schmähungen, auf die der Däne Gottschalk gebührend antwortete, ließen die Juliner zuletzt die dänische Flotte fahren.

Die dänischen Schiffe erreichten bald die Insel Gristow, die auf Befehl des Königs von Plünderungen verschont wurde, um Futter für die Pferde zu haben. Dann ging man über den Fluß an die Stadt (urbs) Kammin heran und verwüstete die Umgegend nördlich davon, etwa in der Gegend von Soltin-Fritzow. An einer Brücke[2]) kam es zur Schlacht. Die Wenden waren unter sie geschlichen, steckten die Lanzen durch die Spalten des Brückenbelages und verwundeten einige Dänen. Sie wurden zwar vertrieben, aber die Dänen standen von der Bestürmung ab und kehrten nach Gristow zurück.

Hier hielt man über den Rückweg ins offene Meer einen Kriegsrat ab. Die Mündungen der Peene und Swine schienen zu weit entfernt. Der kürzeste Ausgang war durch die Dievenow[3]). Sie war aber nach der Aussage eines Gero, der in dieser Gegend Bescheid wußte, zu flach und nur beim Zurückgehen der See zu befahren[4]). Absalon erhielt nun den Auftrag, die Tiefenverhältnisse des Ausganges zu erkunden. Die stürmische See hinderte ihn aber, den Befehl des Königs mit seinen drei Schiffen vollständig auszuführen.

Über die Dievenow berichtet Saxo[5]), daß sie aus dem lacus (Pommersches Haff) in ein engeres Flußbett eintritt, um sich weiter flußabwärts zu verbreitern und einen großen See (palus) zu finden oder zu bilden. Dann wird sie vor ihrer Mündung in das Meer wieder enger[6]).

---

[1]) S. 858.

[2]) Barthold II 206 spricht von einer Brücke an der Kamminer Wieck. Möglich ist auch eine Brücke über den Schwenzer Bach oder vielleicht sogar nach Gristow.

[3]) Den Namen der Dievenow erwähnt Saxo nicht.

[4]) Saxo 859. Quem . . . adeo vadosum incertaeque profunditatis asseruit, ut eum aestus duntarat regressu suo meabilem faciat. An Ebbe und Flut darf man hier wohl nicht denken; vielleicht kann damit der sog. „eingehende Strom" gemeint sein. Dann strömt das Wasser der Ostsee in die Dievenow ein.

[5]) S. 859.

[6]) Man könnte als „lacus" auch den Kamminer Bodden, als „palus"

Die übrigen Schiffe der dänischen Flotte sollten die Rückkehr Absalons abwarten[1]). Sie folgten aber ohne kundigen Führer bald nach, verfolgt von den Wenden. Christoph führte die Nachhut und hatte diesen gegenüber einen schweren Stand. Er konnte sie oft nur mit den Hilfstruppen der Bundesgenossen abwehren.

Der König hatte die Absicht, am nächsten Tage das Gebiet um Wollin zu plündern. In der Nacht vorher suchte Absalon geeignete Landungsplätze aus und ließ dort entweder Pfähle einschlagen oder das Rohr am Ufer knoten. An diesen Stellen wurden die Reiter am folgenden Tage ausgeschifft. Der König brannte darauf verschiedene Dörfer nieder. Absalon und Magnus, der Sohn des früheren Königs Erich Lamb, plünderten jeder für sich. Da erhielt Absalon zu gleicher Zeit einen Befehl des Königs zur Rückkehr und die Meldung von Magnus, daß er von feindlichen Schiffen und Reitern umringt sei. Er eilte sofort dem Eingeschlossenen zu Hilfe und befreite ihn. Als er mit Gefangenen und Viehherden zum Könige zurückkam, zürnte der zwar, daß sein Befehl nicht beachtet worden sei, ließ sich aber durch die reiche Beute wieder versöhnen.

Die Dänen bestiegen ihre Schiffe wieder und wollten nun in das offene Meer hinaus. Wie sollte man aber die Schiffe hinausführen? Die Meinungen darüber waren geteilt. Die einen wollten mit Hacken eine Fahrrinne im Fluß schaffen, die anderen auf untergelegten Balken die Schiffe ins Meer ziehen. Den ersten Plan verwarf man sogleich. Aber auch vom zweiten stand man ab, weil die Schiffe zu schwer waren. Nur sechs kleine Schiffe der Rüger brachte man auf diese Weise zum Meer[2]).

Inzwischen hatte der pommersche Herzog Kasimir, von seinem Bruder Bogislaw unterstützt, mit 50 Schiffen den Rückweg auf der Dievenow gesperrt[3]). Bei ihm waren zwei vortreffliche Bogenschützen, Konon und Cirinus, die ihm Heinrich der Löwe aus Feindschaft gegen die Dänen gesandt hatte. Herzog Bogislaw selbst zeigte sich mit einer Schar Reiter am Ufer des Flusses.

Die Dänen waren in einer Sackgasse. Um aus dieser mißlichen

den Fritzower Bodden ansehen. Dann würde Saxo allerdings nur die Dievenow vom Kamminer Bodden bis zur Mündung beschreiben.

[1]) Nur Saxo 859 ff.

[2]) Olrik, Absalon I 207, hat falsch fünf Schiffe.

[3]) L. Giesebrecht, W. G. III 185, Barthold II 207, Holder-Egger, MGSS XXIX 134 A. 1, wollen die pommersche Flotte südlich von Gristow stehen lassen. Eigenartig ist dann, daß die dänische Flotte in den Fritzower See hineingetrieben wurde. Sollte man da etwa nicht die pommersche Sperre vor dem Fritzower See suchen?

Lage herauszukommen, blieb nur übrig, den Durchbruch durch die pommersche Flotte zu wagen. Die Vorwürfe der dänischen Krieger, besonders der Jüten, richteten sich gegen Absalon[1]). Er hätte sie aus Ruhmbegierde und Unerfahrenheit in diese Sackgasse gebracht. Zwar gelang es Scorro, dem Sohne Wagnos, die Aufgeregten zu beruhigen, so daß sie schwiegen, aber ihre Meinung war nicht gewandelt. Auch im Kriegsrat entlud sich die feindliche Stimmung gegen Absalon. Absalon entwickelte dort seinen Plan: die Flotte hätte mit Unterstützung der Reiterei, die auf dem Festlande vorrücken sollte, den Durchbruch zu versuchen. Beim Vorstoß gegen die feindlichen Flotten müßten zuerst einige Schiffe mit gepanzerten Ruderern als Stoßtrupp vorgehen. Das Gros der dänischen Flotte hätte dann nachzufolgen. Er selbst wolle der Führer der ersten Schiffe sein. Sein Plan wurde zwar von den Gegnern verlacht, vom Könige aber gebilligt, weil keine andere Wahl übrig blieb.

Absalon ging nun mit sieben Schiffen durch einen unbekannten Wasserarm, den die Wenden nicht versperrt hatten, vor[2]). Zwei Schiffe führte er selbst, zwei sein Bruder Esbern und Suno, die letzten drei Thorbern, Olaf und Petrus, der Sohn Thorstens. Zwar geriet bald eins dieser mit gepanzerten Ruderknechten besetzten Schiffe auf eine Untiefe; es konnte aber schnell wieder flott gemacht werden. Die übrigen Schiffe der Dänen folgten hintereinander.

Herzog Kasimir hatte am Ufer ein Zelt aufgeschlagen und zechte dort mit seinen Rittern aus goldenen und silbernen Bechern. Als er die dänische Flotte in der Ferne sah, floh er eilig zu seinen Schiffen. Bald darauf war auch die ganze Wendenflotte im Nu zerstoben[3]). Zwei verlassene Wendenschiffe wurden von den Dänen

---

[1]) Saxo 860 ff. und Ktl. c. 124.

[2]) Knabe, Arkiv för Nordisk Filologi 27 N. F. 86, will die Durchfahrt auf der Festlandsseite zwischen Soltin und Fritzow suchen. Zwar meint er, daß die heutigen Karten nichts mehr davon zeigen. Es seien daher wohl stark Veränderungen der Bodengestalt anzunehmen. Wir müssen dies ablehnen. Die Reiterei, die auf der Wolliner Seite vorgeht, kann dann nämlich die Flotte nicht unterstützen. Das ist auch keine Fahrtverkürzung, sondern -verlängerung. Das würde auch ähnlich für die Fahrt östlich der Insel Gristow gelten. Es fragt sich, ob die dänische Flotte unter den Toren Kammins vorüberfahren konnte. Diese Möglichkeit wollen wir nicht vollends abweisen (vgl. Giesebrecht, W. G. III 185 A. 1 und Barthold II 207 A. 4). Am besten würde zu dem Bericht Saxos passen, wenn damals bei West-Dievenow eine Durchfahrt direkt zum Kamminer Bodden geführt hätte.

[3]) Die Ktl. c. 124 berichtet, daß Absalon der Flotte der Wenden, die

bei Gristow erbeutet. Ein drittes war auf Pfählen festgeraten, konnte aber noch mit Hilfe von Genossen flott gemacht werden. Der vorher so vielgeschmähte Absalon war der Held des Tages.

Inzwischen war König Waldemar mit der Reiterei nach der Burg Wollin aufgebrochen. Hier fand er den Herzog Bogislaw bei der Herstellung der Brücke beschäftigt, über die er seine Krieger hatte führen wollen. Sobald er die Dänen erblickte, floh er[1]). Als die dänische Flotte unter Führung Absalons hindurchgekommen war, setzte Waldemar die Ausbesserung der Brücke fort, so daß er seine Reiter auf das östliche[2]) Ufer hinüberführen konnte. Nachdem man die Pferde wieder auf die Schiffe gebracht hatte, ankerte man in einem Hafen. Die Städter hielten sich zurück. Während die ermüdeten Reiter und Ruderer der Ruhe pflegten, hielten Absalon und Suno in gewohnter Pflicht Wache. Da sprengte mit einer stattlichen Begleitung ein Juliner heran[3]), kam keck an das Ufer und stellte den Dänen Friedensgeiseln in Aussicht[4]). Als er aber zurückritt, stürzte sein Pferd. Da eilten die Dänen herzu und ergriffen ihn, weil die Seinen ihn im Stiche ließen, als die Dänen mit Pfeilen schossen[5]).

Plötzlich kam das Gerücht auf, daß die Wenden mit zahlreichen Schiffen die Swinemündung gesperrt hätten. Das erfüllte die Dänen mit großer Bestürzung. Obgleich der gefangene Juliner die Nachricht als unwahr bezeichnete, fuhr die dänische Flotte doch mit großer Besorgnis dorthin, fand aber den Ausgang frei und erreichte ungehindert die Insel Rügen.

---

noch nicht kampfbereit war, entgegenruderte. Als er den Heerruf erschallen ließ, floh die wendische Flotte.

1) Anders die Ktl. c. 124. Die Reiter rückten nach der Burg (Julin), fanden dort Wenden vor und schritten zum Kampfe. Da Absalon bei der wendischen Flotte keinen Widerstand gefunden hatte, eilte er den Reitern zu Hilfe. Es kam zu einem großen Blutbad unter den Wenden: 6000 Mann wurden erschlagen (wohl sehr übertrieben). Der Rest entfloh. Die Dänen nahmen dort viel Volk gefangen, das sie zu ihren Schiffen führten.

2) s. oben S. 45 A. 5.

3) Saxo 865.

4) So übersetzt Gottschalk.

5) Die Ktl. c. 124 läßt am nächsten Morgen einen Mann vom Innern des Landes zu den Dänen reiten, um mit ihnen über einen Vertrag zu verhandeln. Da er in Wirklichkeit aber Trug und Verrat im Schilde führte, setzte ihn Absalon vier Tage gefangen und gab ihn erst wieder frei, als dessen Sohn ihm 100 Mark Silbers bezahlte.

Es war die Zeit des Fischfangs[1]). Da die Fürsten Tetislaw und Jaromar von Rügen einen Überfall der Ostwenden befürchteten — sie hatten an dem letzten Zuge teilgenommen —, baten sie Waldemar, ihnen einige dänische Schiffe zum Schutze zurückzulassen[2]). Als Knut, der Sohn des Obotriten Prislaw, den Befehl über diese Schiffe ablehnte, übernahm ihn Absalon. Bei ihm blieben Thorbern, Petrus, der Sohn Thorstens, Suno und Esbern. Auch Bischof Sven von Aarhus stellte sich ihm mit einer Abteilung Jüten zur Verfügung. Kein Feind wagte aber, den Fischfang der Rüger zu stören.

Bei der Rückkehr[3]), sieben Tage vor Allerheiligen (25. Oktober), segelte Absalon zum Öresund und lag bei Hyljuminni[4]). Drei seiner Schiffe lagen in der Mündung, drei waren auf Grund geraten. Bei Tagesanbruch überfielen ihn die Wenden mit neun Schiffen. Sie wurden aber in die Flucht geschlagen und ließen ein Schiff in den Händen Absalons. Sieben Tage später kam Absalon nach Hause.

Noch im Laufe des Jahres 1170 versammelte sich eine Wendenflotte im „portus Swaldensis" (bei Barhöft)[6]), um die dänischen Küsten zu plündern. Als Absalon durch seine Kundschafter davon erfuhr, rüstete er sich zur Abwehr. Am 6. Dezember, am Nikolaustage, schon in winterlicher Kälte, zersprengte er die wendische Flotte bei der Insel Falster. Ein Sturm vernichtete diese fast vollständig. Zwei Schiffe der Wenden gerieten in die Hand Jaromars von Rügen, der eins davon Absalon als Geschenk verehrte.

Aber trotz dieses Sieges hörten die Wendeneinfälle auch im folgenden Jahre (1171) nicht auf. Nun ging der König endlich mit aller Kraft gegen die Wenden vor. Sein Sohn Christoph plünderte zweimal in Wagrien bei Oldenburg[7]), einmal mit Unterstützung von Absalon und Erzbischof Eskill[8]). Als er von seinem letzten

---

[1]) Etwa in den Monaten September/Oktober.

[2]) Saxo 870.

[3]) Ktl. c. 124.

[4]) Ktl. c. 124. Kombst, Balt. Stud. 1, 70 A. 74, und Baetke, Thule XIX 383 verstehen unter „Hyljuminni" die Swinemündung. Saxos „portus Hulyuimmensis" (S. 812/13) muß aber in Dänemark gesucht werden. Beide Namen bezeichnen u. E. nur einen Ort. Es würde auch als Fahrtziel von der Swine aus nicht gleich der Öresund angegeben sein.

[6]) Saxo 874 ff. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 113 ff.

[7]) Helmold II 13.

[8]) Saxo 878 und Ktl. c. 124.

Zuge aus Wagrien zurückkehrte, traf er bei Geitisö[1]) eine königliche Flotte, die in Circipanien plündern wollte[2]). Waldemar benutzte dazu die Zeit, in der Heinrich der Löwe, dem er das Unheil der Wendeneinfälle zu verdanken hatte, von Anfang des Jahres bis in den Juni 1171 in Bayern war[3]). Die dänischen Schiffe fuhren durch den Sund bis zur Insel Strela (Dänholm), wo man die Schiffe zurückließ. Darauf zog die dänische Mannschaft in die Gegend von Tribsees und Tribeden[4]). Aber in den Sümpfen Circipaniens hatte man mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen[5]). Die dünne Rasendecke trug weder Pferd noch Mann, so daß man durch den Schlamm hindurchwaten mußte. Um die Schwierigkeiten zu mindern und der Erschöpfung vorzubeugen, legten die Reiter die Waffen ab und begannen, die damit bepackten Pferde hinter sich her zu führen. Pferd und Führer versanken oft in den Kot. Um die Tiere herauszuziehen und sich selbst zu halten, mußten die Führer den Pferden in die Mähne greifen. Erschwert wurde der Vormarsch noch durch die vielen Gräben, die den Sumpf durchschnitten. Es war nur dadurch möglich hinüberzukommen, daß man ein Geflecht von Baumzweigen hineinwarf. Trotz alledem zeigten einige dänische Reiter ein glänzendes Beispiel ihrer Tüchtigkeit. Sie führten ihre Pferde in voller Rüstung, traten in die Spuren anderer und verschmähten jede Erleichterung. Überdies waren sie noch den Hufschlägen der Pferde ausgesetzt, die sich aus den Pfützen herausarbeiteten. Der König selbst stützte sich auf die Schultern zweier Soldaten, nachdem er sich der Kleidung bis auf das unterste Gewand und der Waffen entledigt hatte. Dieser Übergang erregte bei den Wenden allgemeines Erstaunen, so daß sie keinen Widerstand wagten.

Als man in den Wäldern wieder auf festen Boden gelangt war, bemerkte man in einem schiffbaren See (palus) auf einer kleinen Insel ein Dorf. Eine Brücke führte von der Insel an das Seeufer. An dieser Seite der Insel war auch ein Wall aufgeworfen worden.

---

[1]) Den Namen gibt die Ktl. c. 124 (Geitisey). Vielleicht bei Gjedserodde (Falster) gelegen.

[2]) Saxo 883 ff., Ktl. c. 124, Helmold II 13. Helmold erwähnt den Zug nach Circipanien vor Christophs Zug nach Wagrien. Die Berichte Saxos und der Ktl. verdienen hier aber den Vorzug. Vgl. Wigger, M. Jb. 28, 184.

[3]) Vgl. Prutz, Heinrich der Löwe S. 260 und ebenda, Regesten 126/27.

[4]) Die Landschaft südlich Tribsees (siehe Karte). Die Namen finden sich nur in der Knytlingasaga.

[5]) Die Schilderung gibt allein Saxo 884 ff.

Als die Dänen sich näherten, ließ der Burgherr Otimar sofort die Brücke abbrechen. Die Pfähle mußten aber im Wasser stehen bleiben[1]).

Absalon zog nun auf Befehl des Königs in die Umgegend und ließ alles, was zum Bau einer Brücke dienen konnte, von den Reitern heranschaffen. Darauf begann man, auf den stehengebliebenen Pfählen eine neue Brücke aufzuführen. Die Belagerten errichteten ihrerseits einen hölzernen Turm, von dem herab ihre Schleuderer die an der Wiederherstellung der Brücke arbeitenden Dänen angriffen. Die Dänen antworteten mit Pfeilen, setzten aber ihre Arbeit fort. Sie schützten sich dadurch, daß sie das Baumaterial, das sie herantrugen, zur Sicherung gegen feindliche Geschosse über den Kopf hielten. Trotz aller Abwehrmaßnahmen der Inselbewohner schritt der Brückenbau rüstig vorwärts. Mit Besorgnis sah der Burgherr Otimar[2]) das Anwachsen der Brücke. Da ließ er sich endlich übersetzen, um mit dem Dänenkönige über den Frieden zu verhandeln. Die Verhandlungen gingen nach der jeweiligen Gunst des Gefechts hin und her. Als sich schließlich Waldemar den Vorschlägen Otimars geneigter zeigte, hintertrieb Absalon, der gerade hinzukam, die Einigung. Er beauftragte heimlich den Dolmetscher, dem Könige das Gegenteil von dem zu übersetzen, was Otimar sagte. Absalon eilte selber zu den Bauleuten und spornte diese an durch die Zusage, daß die Beute in der Burg ihnen gehören solle.

Die ersten dänischen Krieger hatten bald darauf schon den hölzernen Turm auf der Insel erreicht. Da stürzte die Brücke ein, weil der Zusammenhang des Brückenbelages zu locker gewesen war.

---

[1]) Lisch, M. Jb. 26, 194/95, Wigger, M. Jb. 49, 31 und 28, 184, Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs V (1902), S. 1/2, suchen die Burg des Otimar im Teterower See, L. Giesebrecht, Balt. Stud. 11 b, 165 zieht eine Insel im Lübchiner See in Betracht, Quandt eine Insel im Borgwallsee (Balt. Stud. 10, 162). Eine Entscheidung wird sich kaum treffen lassen. Der Borgwallsee kommt nach der Marschrichtung wohl weniger in Frage (die Dänen haben die Sümpfe durchquert und befinden sich auf dem Vormarsch). Sümpfe finden sich in solcher Art, wie Saxo sie schildert, bei dem Borgwallsee nicht. Der Teterower See liegt ziemlich weit nach Mecklenburg hinein. Die Annahme von L. Giesebrecht hat die größte Wahrscheinlichkeit.

[2]) Wigger, M. Jb. 28, 241 ff. schreibt Cotimar. Er meint, es sei der Cotimar, der mit seinen beiden Brüdern Mirognev und Monic das Kloster Dargun ausstattet (MUB I 111 vom 30. November 1173; 114 von 1174; 247 von 1219; vgl. 138 um 1183). Cotimar habe sich sein Leben dadurch erkauft, daß er versprach, ein dänisches Kloster auf seinem Besitze zu gründen. Derselben Meinung ist v. Sommerfeld, Germanisierung Pommerns S. 75.

Eine große Anzahl der Dänen fiel ins Wasser, erreichte aber schwimmend die Insel[1]) Nun flohen die Wenden in Schiffen oder in Tonnen. Viele kamen dabei um. Die übriggebliebenen Männer metzelte man nieder, während die Weiber gefangen fortgeführt wurden. Den Otimar entließ der König unverletzt, obwohl man ihm geraten hatte, ihn als Gefangenen zu behalten. Dann zog das dänische Heer zu den Schiffen und in die Heimat zurück.

Der Erfolg dieses Zuges war gering. Die Wenden führen fort, in Dänemark zu heeren. Aber ein Erfolg war doch zu buchen: es entstand in der Gegend, die Waldemar eben geplündert hatte, eine Pflanzstätte des Christentums und der dänischen Kultur. Dänische Mönche gründeten nämlich im Jahre 1172 in Dargun[2]) ein Zisterzienserkloster[3]).

Waldemar sah ein, daß die Abwehrzüge gegen die Wenden nach Wagrien und Circipanien ihm nicht Genugtuung und Ersatz für den Schaden gewährten, den er durch die Einfälle der Wenden gehabt hatte. Er war gezwungen, Heinrich dem Löwen gegenüber nachzugeben. Als Heinrich ungefähr Anfang Juni[4]) aus Bayern zurückgekehrt war, bat ihn Waldemar um eine Unterredung an der Eider, die am Johannistage 1171 stattfand[5]). Heinrichs Verhalten war stolz und kühl. Nur bis zur Mitte der Eiderbrücke ging er diesmal dem Könige entgegen[6]). Waldemar hatte ihm die Hälfte der Geiseln und die Hälfte des von den Rügern gezahlten Tributs zu bewilligen, außerdem mußte er die Hälfte (equam portionem) des Tempelschatzes herausgeben[7]). Dafür wurde das Freundschaftsbündnis erneuert und den Wenden von Heinrich untersagt, die Dänen ferner zu befehden. Waldemar erbat sich für seinen achtjährigen Sohn Knut Heinrichs Tochter Gertrud zur Gemahlin. Heinrich

---

[1]) Beim Einsturz der Brücke zeichnete sich ein Reiter Herbert durch seine Tapferkeit aus.

[2]) Unweit der pommerschen Grenze in Mecklenburg, westlich von Demmin. Siehe auch Wigger, M. Jb. 28, 242 ff. und Kunkel, Archiv für Urkundenforschung III 23 ff.

[3]) Festen Fuß haben die Dänen hier 1171 noch nicht gefaßt. Die Besitzergreifung Circipaniens durch die Dänen ist erst in den 80er Jahren erfolgt. Vgl. Velschow, Saxo 982 S. 2, und Paul v. Nießen, Die staatsrechtl. Verhältnisse Pommerns in den Jahren 1180—1214, Balt. Stud. N. F. 17, 245.

[4]) Vgl. Prutz, S. 260 und Regesten 126/27 ebenda.

[5]) Saxo 887, Helmold II 14. Die Knytlingasaga hat über die Unterredung keinen Bericht.

[6]) Saxo 887. Helmold erwähnt das nicht.

[7]) Die Bedingungen gibt nur Helmold II 14. Saxo verschweigt sie aus begreiflichen Gründen.

ging darauf ein, weil er alles erreicht hatte, was er wollte, und weil er auch seines Pilgerzuges wegen mit dem Dänenkönige ein gutes Verhältnis halten mußte[1]). Bereits im Winter, gegen Weihnachten, siedelte Heinrichs Tochter Gertrud nach Dänemark über[2]).

Als Heinrich nun im Jahre 1172 seine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande ausführte, hielt Waldemar es seinem Versprechen gemäß für unehrenhaft und unredlich, im Wendenlande irgend etwas allein zu unternehmen. Erst im Frühjahre 1173, nach der Rückkehr Heinrichs aus dem Heiligen Lande, rüstete Waldemar zu einem Kriegszuge ins Gebiet der Odermündungen[3]). Die Wolgaster hatten in Voraussicht eines dänischen Angriffes ihre Feste erweitert und das Fahrwasser der Peene gesperrt[4]). Zu dem Zwecke hatten sie an den seichteren Stellen der Peene (in der Nähe der Stadtmauer) Pfähle eingerammt und in die tieferen große Steinblöcke hineingewälzt. Auch das übrige Fahrwasser hatten sie auf ähnliche Weise unfahrbar gemacht. Es blieb dem Könige nichts anderes übrig, als durch die Swine[5]) in das Land Gorgasia[6]) (um Caseburg an der Swine?) zu fahren, wo er alles verbrannte[7]). Dann griff er Julin an[8]), das von den Einwohnern verlassen war, zündete die neu aufgebaute Stadt an und zerstörte sie vollkommen. Um das fruchtbare Land zu plündern, drang er auch in die Landschaft Kammin vor, wagte sich aber nicht heran an eine Belagerung der Feste, in der die Juliner Zuflucht gefunden hatten. Er wendete nun um und verheerte die Landschaft Usedom. Von hier wollte er auf einem abgekürzten Wege zurückkehren und ließ deshalb die durch Sand verstopfte Mündung eines Flusses ausgraben[9]). Vor der Größe der Schwierigkeiten schreckte er indes zurück; er schritt zu einer Scheinbelagerung von Usedom, ohne jedoch damit die Übergabe zu erreichen. Im Anschluß daran fuhr die dänische Flotte über das Haff vor die

[1]) Die Verlobung erzählt Saxo früher, S. 795 und 816.

[1]) Nur Ktl. c. 125.

[3]) Ktl. c. 125. Vgl. über die Chronologie Balt. Stud. N. F. 29, 93 ff.

[4]) Saxo 890 ff.

[5]) Barthold II 228, v. Raumer, Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy S. 35, Domizlaff, Monatsblätter d. Ges. f. Pomm. Gesch. u. Altertumskde. 1925, S. 42 haben falsch die Peene, Hoogeweg I 224 falsch die Dievenow.

[6]) Siehe Balt. Stud. N. F. 29, 144 ff.

[7]) Nur Ktl. c. 125. Von einem Angriffe auf Wolgast berichtet die Knytlingasaga nichts.

[8]) Das Folgende findet sich nur bei Saxo 891 ff.

[9]) Saxo 892. Wahrscheinlich bei Damerow an der schmalsten Stelle der Insel Usedom. Bei großen Sturmfluten bricht hier die Ostsee zum Achterwasser durch. Letzter Durchbruch Dezember 1913.

größte pommersche Stadt Stettin[1]). Absalon fuhr voraus, wurde aber durch einen den Stettinern wohlgesinnten Führer in Nebenarme der Oder geleitet und kam daher später vor Stettin an als Waldemar mit den übrigen Teilen der dänischen Flotte. Waldemar war den geraden Weg flußaufwärts geführt worden[2]). Die Feste war mit einem sehr hohen Wall umgeben und obendrein ebenso von Natur als durch die Burg befestigt, so daß sie für unbezwinglich galt. Es war daher von Menschen, die sich ohne Grund sicher glaubten, das Sprichwort aufgekommen, sie säßen nicht in Stettin[3]).

Trotzdem gingen die Dänen an die Belagerung. Um den Wall in Brand zu setzen, trugen sie kurze Bündel von Reisig heran. Sie benutzten diese Bündel auch gleichsam als Schilde, um sich vor den feindlichen Wurfspießen zu schützen. Sie gruben Gänge in den Wall und versuchten, Feuer anzulegen. Aber das Holzwerk des Walles entzündete sich nicht. Gleichzeitig befahl der König einen Sturm auf die Feste. Belagerungsgerät wurde nicht angewandt; denn bei der Höhe des Walles reichten nur Bogenschützen und Schleuderer durch ihre Pfeile und Steine bis auf die Wälle hinauf. Nur einige kühne Jünglinge kletterten aus Ruhmbegierde an dem Walle empor, vermochten aber nicht, in die Feste einzudringen. Anderen gelang es zwar, bis an die Tore heranzukommen, wo sie allerdings vor den Pfeilen der Verteidiger sicherer waren als weiter entfernt; aber sie konnten mit ihren Beilen nichts ausrichten.

Der Befehlshaber der Stadt war ein Verwandter der Herzöge Bogislaw und Kasimir, Wartislaw, ein frommer Mann, wie ihn Saxo nennt. Während die Dänen vergeblich angriffen, ließ er sich an einem Seile von dem Walle herunter und wollte mit dem Dänenkönige verhandeln. Als das die Dänen sahen, ließen sie in ihrem Kampfeseifer nach. Man hörte ihre Klagen, daß der König zwar durch sie Geld erlangen werde, daß sie aber um ihre Beute betrogen würden. Der König eilte zu ihnen, um sie zu weiterem Kampfe anzuspornen. Als er erkannte, daß das vergeblich war, kehrte er in sein Lager zurück und verhandelte mit Wartislaw.

---

[1]) Saxo 866 ff. in einem längeren Stück, das falsch zwischen Ereignissen der Jahre 1170 und 1171 steht. Siehe Balt. Stud. N. F. 29, 57, 82 und 95 ff. Ktl. c. 125 (anscheinend zum Jahre 1173), Balt. Stud. N. F. 29, 85 ff. Zu 1176: Ann. Colbaz. A. D. 43, Ann. Ryens. A. D. 85 und Ann. Essenbec., A. D 145. Über die Zugehörigkeit zu 1173 s. Balt. Stud. N. F. 29, 95 ff.

[2]) Die Schilderung der Belagerung gibt nur Saxo.

[3]) Saxo 866: Hinc mos proverbii sumptus, eos, qui se tutos inaniter iactant, Stetini praesidio non defendi.

Man einigte sich nun, daß Stettin den Dänen eine große Geldsumme zahlte, so groß, meint Saxo, wie sie kaum das ganze Wendenland bezahlen konnte, und außerdem hatte es Geiseln zu stellen. Wartislaw erhielt die Stadt als dänisches Lehen. Der König stand aber von einer Plünderung ab und ließ nur zum Zeichen der Übergabe seine Feldzeichen auf den Wällen aufpflanzen, die von oben bis unten mit Pfeilen besteckt waren, so daß es aussah, als wenn sie mit Rohr bewachsen wären. Diese Pfeile sammelten die Dänen während der Waffenruhe wieder in ihre Köcher ein. Ob Waldemar mit Wartislaw die Gründung eines Klosters vereinbarte, geht aus den Quellen nicht hervor. Saxo berichtet nur, daß Wartislaw Mönche aus Dänemark kommen ließ, auf seinem Besitz eine cella (Kolbatz) erbaute und diese mit reichen Schenkungen ausstattete[1]).

Auf der Rückfahrt nahmen die Dänen Lebbin auf Wollin (Lyubinum)[2]), das den Zugang zur Swine von Süden her beherrschte, und schifften dann nach Dänemark heim.

Einen vollen Erfolg scheint der Zug nicht gehabt zu haben; denn Waldemar rüstete im Frühjahr 1174 zu einem neuen Unternehmen gegen Slawien[3]). Als die Pommern davon hörten, erbaten sie durch Vermittlung Prislaws[4]) Frieden, der ihnen auch gegen Zahlung einer Geldsumme auf zwei Jahre zugesichert wurde. Die allgemeine Anerkennung des Christentums, so berichtet Saxo[5]), wurde den Wenden nicht aufgedrängt, wenn auch im allgemeinen nur die Fürsten Bekenner des Christentums waren, das gemeine Volk zwar

---

[1]) Saxo 867: Huius animus, nihil paene cum civium ingeniis commune sortitus, tanto amplificandae exornandaeque religionis studio flagrabat, ut Slavico sanguine editum barbarisque moribus imbutum negares; siquidem, ut patriam superstitioni deditam ab errore cultus revocaret, exemplumque ei corrigendae credulitatis proponeret, monachalis vitae viris e Dania adcitis, in latifundio suo cellam exstruxit, eamque multis et magnis stipendiis locupletavit. Über die Zeit der Gründung von Kolbatz (1173?) s. Balt. Stud. N. F. 29, 96.

[2]) Saxo 868. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 145.

[3]) Saxo 892. Nach dem 25. Februar; vgl. Reg. Dipl. Hist. Dan. I 272/73. Über das Jahr s. Balt. Stud. N. F. 29, 94.

[4]) Suhm, VII 431, Giesebrecht, W. G. III 223, Barthold II 233, sehen in Prislaw den Obotritenfürsten Pribislaw. Velschow, Saxo 893 A. 1, läßt die Frage offen, weil dieser Name im Wendenland sehr häufig vorkäme.

[5]) Saxo 893: Caeterum publicae religionis conditiones barbaris ingestae non sunt, cujus professores plerique eorum principes existerent, vulgo sacrorum societatem damnante. Qui tametsi Christiano nomine censerentur, titulum moribus abdicabant, professionem operibus polluentes.

Christi Namen trug, aber die „Gesellschaft der Heiligen verdammte und das Bekenntnis durch seine Werke schändete".

Heinrich der Löwe war durch wiederholten Aufenthalt in Bayern verhindert gewesen, den Dingen im Osten seines sächsischen Herzogtums erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Während der nun folgenden Friedenszeit zwischen Dänen und Pommern scheint sich Herzog Bogislaw, da auf den Beistand Heinrichs des Löwen nicht sicher zu rechnen war[1]), wieder Polen genähert zu haben[2]). Als seine erste Gemahlin Walburgis gestorben war[3]), vermählte er sich wohl im Jahre 1177 zum zweiten Male mit Anastasia, einer Tochter des polnischen Herzogs Mesco III.[4]). Während Bogislaw im April/Mai 1177 in Polen war[5]), beschlossen Waldemar von Dänemark und Heinrich der Löwe einen neuen gemeinsamen Wendenzug[6]). Die Wenden hatten nämlich an der Swine zwei Burgen angelegt[7]), und wendische Seeräuber hatten Gesandte des Königs Waldemar beraubt und ein Schiff Waldemars genommen, das mit Geschenken seines Schwiegervaters (socer) beladen war[8]). Die Wenden weigerten sich, die Geschenke an die Gesandten Waldemars herauszugeben. Als sie auch andere Boten Waldemars, die erneut an sie gesandt wurden, stolz abwiesen, wandte sich Waldemar an Heinrich und rief ihn zu gemeinsamem Kampfe auf. Heinrich forderte nun seinerseits — er mußte den Bruch mit dem Kaiser befürchten, viel-

[1]) Nach Saxo 810 hat sich Bogislaw im Jahre 1166 Heinrich dem Löwen unterstellt. Kasimirs Unterstellung wird nicht berichtet. Er scheint 1164 Heinrich lehnspflichtig geworden zu sein. Einen Teil der Herrschaft empfing er in diesem Jahre jedoch von den Dänen zu Lehen. Im Jahre 1168 nahmen beide Pommernherzöge im Auftrage Heinrichs an dem Feldzuge Waldemars nach Rügen teil (Helmold II 12). Saxo erwähnt 866, daß sich vor der Belagerung von Stettin die Pommernherzöge Heinrich unterstellt hätten. Saxo ist aber hier verwirrt. Bis 1177 scheint Bogislaw unter Heinrichs Lehnshoheit gestanden zu haben.

[2]) Roepell, Geschichte Polens S. 373.

[3]) Vor dem 18. April 1177, PUB I 72, S. 47.

[4]) PUB I 73, S. 48. Vgl. auch Vincenti Chron. Polonorum Lib. IV MGSS XXIX 496: Dux Maritime Boguslaus, gener eius ducis eiusdem filius gener eius (Mesco III.).

[5]) PUB I 73.

[6]) Über das Jahr s. Balt. Stud. N. F. 29, 98.

[7]) Ktl. c. 125. Saxo 953 berichtet nur von einem Kastell.

[8]) Waldemars Gemahlin war die Tochter eines russischen Fürsten. Die Ktl. c. 109 gibt König Wladimir von Polen an. Da Wladimir von Halicz nach Velschow Saxo 903 und 920, schon 1152, nach andern 1153 starb, so könnte, falls es sich um diesen handelt, socer vielleicht als Schwager zu deuten sein. Vgl. Wedekind, Noten Fasc. V 43 und Meyer, M. Jb. 76, 33.

leicht wollte er Waldemar auch einen Nebenbuhler gegenüberstellen — den Markgrafen Otto I. von Brandenburg auf, an dem Feldzuge teilzunehmen. Zehn Wochen, etwa von Mitte Juni bis Ende August, lagerten Heinrich und Otto I. von Brandenburg vor Demmin[1]), um die Stadt einzunehmen[2]). Vergeblich arbeiteten die Belagerungsmaschinen, vergeblich suchte man sich der Stadt dadurch zu bemächtigen, daß man den Fluß (Peene) von der Stadt ableitete[3]). König Waldemar riet Heinrich, das aussichtslose Unternehmen aufzugeben[4]). Aber Heinrich ließ nicht nach. Da er die Stadt nicht verbrennen wollte, ließ er sie auf Anraten seines „Maschinenbauers" Friedrich drei Tage lang mit aller Kraft berennen[5]). Es kam daraufhin zu Verhandlungen mit den Städtern. Die Stadt gelangte allerdings nicht in Heinrichs Hand; doch stellten die Bewohner Geiseln, zahlten Tribut und verpflichteten sich, nicht in das Gebiet Heinrichs hinüberzugreifen[6]).

Unterdessen war Waldemar mit den Rügern durch die Swine nach Julin gefahren und hatte dort geplündert[7]). Er war dann weiter gegen Usedom gezogen und brannte hier die Burgen Usedom, Vinborg und Fuir[8]) nieder[9]). Zu einer in Groswin verabredeten Zusammenkunft erschien Herzog Heinrich nicht. Waldemar belagerte darauf die Burg Gützkow, die er einnahm und zerstörte. In Unfrieden mit Heinrich dem Löwen fuhr er nach Kammin[10]), verheerte hier die Landschaft, brannte auch das kaum aufgebaute Julin nieder, das wieder von den Bewohnern verlassen war. Die Wenden

---

[1]) Vgl. Ann. Palid. MGSS XVI 94 und Pegav. ebd. 261. Siehe auch Krabbo, Regesten der Markgrafen von Brandenburg, Lief. II 422.

[2]) Nur Ann. Palid. MGSS XVI 94.

[3]) Saxo 921. Die Knytlingasaga berichtet davon nichts.

[4]) Ebd. 924.

[5]) Arnold II 4.

[6]) Ann. Palid. und Pegav.

[7]) Saxo 920 ff.

[8]) Nur in der Ktl. c. 125.

[9]) Vgl. über die Lage Balt. Stud. N. F. 29, 135 ff.

[10]) Saxo 923. L. Giesebrecht, W. G. III 225, hält den Bericht Saxos für verwirrt, weil Waldemar zur Swine hereinkommt, dann Julin angreift, hierauf Gützkow verbrennt, nach Kammin zieht, von da eine Gesandtschaft an Heinrich nach Demmin schickt und schließlich Wolgast vergeblich angreift. Er will die Plünderung der Gegend um Kammin hinter die Plünderung Julins und vor den Zug nach Gützkow setzen. Aber wenn man aus den Ann. Palid. erfährt, daß Heinrich Demmin zehn Wochen lang belagert, so ist dies Hin- und Herziehen Waldemars in der langen Zeit schon erklärlich, zumal er keinen Widerstand fand.

hatten eine große Viehherde auf einem Landstriche zwischen der Ostsee und einem See zusammengetrieben, um sie vor den nimmersatten Feinden zu verbergen. Durch Verrat eines Einheimischen wurde sie von den Dänen erbeutet, die dadurch für zwei Monate Verpflegung hatten[1]).

Waldemar wollte nun den Zug abbrechen. Er benachrichtigte von seinem Vorhaben seinen Bundesgenossen Heinrich[2]). Der Sachsenherzog gab wohl Ende August die Belagerung Demmins auf. Bei der Rückfahrt nach Dänemark fand Waldemar die Fahrstraße bei Wolgast, wo der Fürst Zulistrus befehligte, versperrt[3]). Er mußte deshalb durch die Swine zurückkehren[4]).

Zwar brachten die Dänen reiche Beute heim; aber das Gebiet, das sie ihrer Herrschaft gewinnen wollten, war gänzlich ausgeplündert und verarmt.

Als Absalon im Februar 1178 Erzbischof von Lund geworden war[5]), beauftragte ihn Waldemar in Gemeinschaft mit seinem Sohne Knut, nach Ende des Winters gegen Wolgast zu ziehen, um diese Stadt, die so hartnäckigen Widerstand leistete, einzunehmen.

Die dänische Flotte versammelte sich im Grönsund bei Falster[6]). Unvermutet überfielen dann die Dänen, durch rügische Schiffe, soviel man in der Eile zusammenbringen konnte, unterstützt, die Landschaft Wusterhusen (Ostrozna) und plünderten dort[7]). Die Wenden flohen, zum Teil mit ihren Schiffen. Als von zwei in einem Schiff fliehenden Wenden der eine durch einen Speerwurf Gerimars (Jaromar) niedergestreckt wurde, versuchte der andere, ihn zu rächen. Als er aber den Fürsten von Rügen erkannte, warf er den Speer rücksichtsvoll fort. So große Verehrung, so fügt Saxo hinzu, wird den führenden Männern im Slawenlande zuteil.

---

1) Saxo 921/22. Saxo verlegt das in die Gegend von Gützkow. Ihm folgt Barthold II 240. Aber L. Giesebrecht, W. G. III 226, fragt mit Recht, wie denn bei Gützkow Viehherden zwischen dem Meere und einem See zusammengebracht werden sollen (Saxo 922: Armenta ab iisdem inter mare paludemque coacta .....). Er schlägt die Gegend bei Kammin vor. Dort würde das u. E. zwischen Ostsee und dem Koperower oder Fritzower See möglich sein. Vgl. Velschow, Saxo Ausgabe 922 A. 1 und Olrik, Absalon II 14.

2) Saxo 924.

3) Beim Abreißen der Brücke tat sich besonders Absalons Waffenträger Hemmingus hervor.

4) Ktl. c. 125. Saxo erwähnt das nicht.

5) Ktl. c. 126 und Saxo 925 ff. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 98 ff.

6) Den Namen gibt die Ktl. c. 126.

7) Saxo 927 ff.

Die Dänen fuhren darauf in die Peene, erbeuteten auf den Weiden eine Anzahl Pferde und rückten auf Wolgast vor. Bevor man in der Nähe der Stadtmauer ankerte, mußte man einen Durchgang durch eine Brücke über die Peene schaffen und das Fahrwasser von Hindernissen frei machen. An die Stadtmauer konnte man nicht heran, da die Wolgaster mit ihren Kampfmaschinen ein näheres Herankommen hinderten. Darauf plünderte man die Umgegend[1]). Tags war die Reiterei unterwegs, nachts das Fußvolk.

Die Pommernherzöge Kasimir und Bogislaw fühlten sich dieser Art der Kriegsführung nicht gewachsen[2]). Sie erbaten Frieden, bekannten zwar die Überlegenheit der Dänen, taten aber so, als ob ihnen an dem Verlust ihrer Länder nichts läge. Da trat ihnen Nikolaus aus Falster entgegen und erinnerte sie daran, daß sie die tiefer gelegenen (inferiora) Gegenden den Dänen, die höher gelegenen (superiora) den Polen hätten überlassen müssen[3]). Die Herzöge ließen sich den Vorwurf gefallen, boten Absalon und Knut je 100 Pfund Silbermünzen an[4]) und versprachen die Freilassung der gefangenen dänischen Gesandten und als Entschädigung für den König 2000 Talente[5]). Außerdem wollten sie Geiseln stellen. Dagegen sollte der frühere Vertrag wieder in Kraft treten.

Als Absalon das Angebot seinen Unterführern vorlegte[6]), rieten diese, es anzunehmen. Absalon folgte ihnen. So konnte die siegreiche dänische Flotte wieder nach Hause ziehen. Esbern wurde mit der Meldung an den König vorausgeschickt. Da ihn aber ungünstige Winde bei Hiddensoe aufhielten, kam er erst kurz vor der Flotte

[1]) Die Ktl. c. 126 berichtet auch von einer Zerstörung der Stadt und Burg Usedom.

[2]) Kasimir wird von der Knytlingasaga falsch als Herzog im östlichen Wendenlande bezeichnet. Über die Herrschaftsteilung vgl. L. Giesebrecht Balt. Stud. 11 b, 119. G. rechnet zum Anteile Bogislaws: die Kastellanei Stettin, das Land Kolbatz, das Schloß Fiddichow, die Kastellanei Usedom, die Oberherrschaft in Wolgast, die Länder Buckow (auf Usedom), Lassan und Ziethen, die Kastellanei Groswin mit dem Land Rochow, die Provinz Pasewalk, die Länder Ukre, Belgard, Zantoch, vielleicht auch Pyritz, Zehden, Kienitz, Küstrin; zum Anteil Kasimirs: die Kastellanei Demmin, die Kastellaneien Gützow und Kammin, Schloß und Land Wollin, das Land Stargard, das Land Barth, die Vogtei Sund, Broda, die Länder Meckl-Stargard, Raduir und Lypitz. Gemeinsamer Besitz war das Land Kolberg, von dem möglicherweise Bogislaw den Teil östlich, Kasimir den Teil westlich der Persante besaß.

[3]) Saxo 928.

[4]) Nach der Ktl. c. 126 erhält nur Absalon 500 Mark.

[5]) Nach der Knytlingasaga 1500 Mark.

[6]) Saxo 928.

an[1]). Neun Tage nach ihrer Abfahrt von Moen war die Flotte schon wieder zurück[2]). Der König entließ sie mit höchsten Gunstbezeugungen[3]).

In den folgenden Jahren hinderten Aufstände in Schonen die Dänen an weiteren Unternehmungen gegen Pommern[4]). In Deutschland aber tobte der Kampf gegen Heinrich den Löwen. Als Kaiser Friedrich im Sommer 1181 nach Lübeck kam, eilte ihm Waldemar entgegen[5]). Eine Verlobung zwischen den Fürstenhäusern bekräftigte die Freundschaft[6]). Nach Saxo[7]) verhandelten in Lübeck auch die pommerschen Herzöge Bogislaw und Kasimir mit dem Kaiser und erlangten die Reichsunmittelbarkeit.

Das erschien Waldemar ein Eingriff in seine Rechte über Pommern. Er berief daher im Frühjahr 1182 ein Heeresaufgebot im Grönsund zwischen Falster und Moen zusammen[8]). Gleichzeitig wollte er auch den Zugang zur Swine wieder öffnen, den die Pommern durch Burgen gesperrt hatten[9]). Die Führung des Zuges übertrug er Absalon und Knut[10]). Da erkrankte er selber schwer.

---

[1]) Nach Kinch, Aarbøger for nordisk Oldkyndighed, 1874 S. 316, erreicht Esbern die dänische Küste einen Tag vorher. Die Flotte kommt im Laufe der Nacht oder des nächsten Tages nach.

[2]) Ktl. c. 126. Saxo erwähnt nur die kurze Dauer des Zuges.

[3]) Saxo 929.

[4]) Saxo 932 ff. Vgl. über die Unruhen in Schonen C. Weibull, Saxo studier. Hist. Tidskrift för Skåneland VII 71—120.

[5]) Arnold II 21, Saxo 946 ff., Ann. Wald. A. D. 88, Ann. Sorani, Lund., Ryens., A. D. 89, Vetus Chron. Sialand. SSM II 53.

[6]) Arnold II 21 und Saxo 946. Eine Tochter Waldemars wird mit dem Herzoge Friedrich von Schwaben verlobt. Nach den Ann. Ryens. A. D. 89 soll der Kaiser dem Könige Waldemar die Herrschaft ganz Nordalbingiens, das ist die Landschaft nördlich von der Elbe, übertragen haben. Eine kaiserliche und päpstliche Bestätigungsurkunde — die päpstliche Urkunde soll von Innocenz III. herrühren — hat danach zur Zeit nach dem Tode König Abels ein deutsches Weib aus Haß gegen die Dänen zerstört. Das ist nach Lappenberg, MGSS XVI 404 A. 4, Mathilde, die Gemahlin König Abels, eine Tochter Adolfs III. von Holstein. Abel fiel nach den Ann. Ryens. 1252. Mit der Urkunde ist die bekannte Urkunde Friedrichs II. aus Metz vom 20. 12 (?) 1214 gemeint (Reg. Imp. V, 1, Nr. 773).

[7]) Saxo 948. Kasimir war aber schon 1180 gestorben. Vgl. PUB I 68, Prutz, Heinrich der Löwe 344, Cohn, Forsch. zur dtsch. Gesch. I, Hofmeister, Neues Archiv, 32, 83 ff.

[8]) Ktl. c. 127.

[9]) Saxo 953. Die Ktl. c. 127 spricht hier nur davon, daß die Wenden Burgen, Befestigungen und Schanzen zur Verteidigung ihres Landes bauten.

[10]) Saxo 953 und Ktl. c. 127.

Er sah sein meuterndes Heer noch auseinandergehen und starb dann am 12. Mai 1182 in Wordingborch (Südküste Seelands)[1].

Sein Nachfolger Knut VI., der sich bald in seinem Lande Anerkennung verschaffte, setzte die wendische Politik seines Vaters fort. Der junge König verweigerte dem Kaiser Friedrich I. die geforderte Lehnshuldigung[2]). Um diese Lehnshoheit über Dänemark wieder zu erhalten, gewann der Kaiser den Pommernherzog Bogislaw. Der Herzog versprach dem Kaiser stolz, daß er Knut noch vor dem Jahresende zum Lehnsmann des Kaisers machen werde. Der Kaiser sparte nicht mit Geschenken und Versprechungen, um Bogislaw zum Kampf zu bewegen[3]).

Bevor aber Bogislaw zum Angriff auf die dänischen Inseln schritt, wollte er seinen Verwandten (avunculus), den Fürsten Jaromar von Rügen, der dänischer Lehnsmann war, überwinden[4]). Er rüstete eine große Flotte aus und verhandelte mit dem mecklenburgischen Wendenfürsten, dem späteren Schwiegersohne Heinrichs[5]) des Löwen, um Unterstützung. Als Jaromar davon hörte, schickte er sogleich nach Dänemark um Hilfe[6]). Da König Knut in Jütland war[7]), kam Absalon mit Schiffen aus Seeland, Fünen und Schonen, soviel innerhalb von sechs Tagen kommen konnten. Am siebenten Tage segelte er mit 20 Schiffen ab. Auf König Knut wurde nicht gewartet, weil dann die Hilfe vielleicht zu spät gekommen wäre.

Am Pfingstsonnabend 1184, am 19. Mai, landete Absalon bei Hiddensoe[8]). Dorthin kamen ihm Gesandte Jaromars entgegen mit der Meldung, daß Bogislaw mit 500 Schiffen[9]) bei der Insel Koos (Cozta) liege und noch auf Zuzug von den Westwenden warte[10]),

---

[1]) Nach Saxo 954 ff. Die Ktl. c. 127 schweigt von der Meuterei. Es heißt dort: „Kunt und Absalon wollten nicht eher fortgehen, bevor sie wußten, wie seine Krankheit ausgehen würde, und König Knut gab allem Kriegsvolk auf Absalons Rat Urlaub." Über den Todestag s. Balt. Stud. N. F. 29, 33 ff.

[2]) Saxo 966 ff. und Ktl. c. 128.

[3]) Nach Saxo 966, und Ktl. c. 128. Paul v. Nießen, Balt. Stud. N. F. 17, 266, betrachtet die Erzählung von den Geschenken und Versprechungen als gröbliche, tendenziöse Erfindung. Den Beweis dafür erbringt er nicht.

[4]) Saxo 967.

[5]) Vgl. Arnold III 4.

[6]) Ktl. c. 128 und Saxo 968.

[7]) Saxo 969. Die Schilderung geht nur auf Saxo zurück.

[8]) Saxo 970. Die Knytlingasaga nennt keinen Ort.

[9]) Arnold III 7 spricht von 600 Seekriegern.

[10]) Ktl. c. 128 und Saxo 974.

um dann Rügen anzugreifen. Die Einbruchsstelle habe man noch nicht erfahren können.

Am andern Morgen meldeten neue Boten Jaromars, der Einbruch Bogislaws würde wahrscheinlich bei Strela (Dänholm) erfolgen. Bogislaw wäre schon ausgefahren, aber des einfallenden Nebels wegen wieder in seinen Hafen zurückgekehrt.

Absalon ermahnte nun seine Krieger, tapfer zu kämpfen, lichtete die Anker und rückte bis Drigge (littus Dreccense) vor. Gemäß einer Verabredung mit Jaromar sollte er dessen Boten in dem Hafen Darsin[1]) bei Ludwigsburg an der Ostseite der dänischen Wieck) vorfinden[2]). Als Absalon in diesem Hafen ankam, waren Jaromars Boten nicht da. Es war der Morgen des 21. Mai[3]). Absalon war in einem Nachen (scapha) an Land gegangen, um die Messe zu lesen, als ein Bote ihn benachrichtigte, die pommersche Flotte rücke vor. Dichter Nebel über dem Wasser verhinderte jede Aussicht[4]). Die rügische Flotte wich verabredungsgemäß zurück. Bogislaw folgte mit 150 Schiffen, um sie zu umgehen; die übrigen Schiffe ließ er ankern, gleichsam in Schlachtreihe, die Lebensmittelschiffe voran.

Absalon und Suno ermahnten noch einmal ihre Krieger, sich tapfer zu beweisen und fuhren dann auf die pommerschen Schiffe zu[5]). Der Nebel verbarg die Zurüstungen der Dänen. Als er sich zerteilte, erblickten die Pommern die dänischen Schiffe und glaubten Schiffe des Fürsten Borwin (Borwegius) zu sehen, der ihnen zu Hilfe kommen wollte. Plötzlich steckte Absalon seine Flagge auf, und indem sie ein Schlachtlied sangen, stürzten sich die Dänen auf die Schiffe der Pommern. Völlig überrascht wandten sich diese zur Flucht. Nur einigen pommerschen Schiffen gelang es, die Anker zu lichten und zu entkommen. Die größte Zahl wurde von den Dänen genommen. Da die Besatzungen nicht in Gefangenschaft ge-

---

[1]) Balt. Stud. N. F. 29, 129 ff.

[2]) Kantzow S. 127 (Gaebel, Letzte Bearbeitung 1897) berichtet den Kampf falsch an der dänischen Küste. Biesner S. 165 redet von einer Vernichtung der pommerschen Flotte durch einen Sturm. Das ist ebenso falsch, wie 1178 eine Landung der Pommern auf Rügen (S. 178). Baetke, Thule XIX 389 meint, daß die Schlacht nach Saxo beim Darß geliefert wurde. Das ist unmöglich, wenn Absalon schon bis Drigge vorgestoßen ist. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 109.

[3]) Saxo 974, Ktl. c. 128, Arnold III 7, Ann. Wald. 1185 A. D. 90 und Sven Aggeson SSM I 141 c. 20 und MGSS XXIX 36.

[4]) Saxo 974 ff.

[5]) Die Schilderung findet sich bei Saxo 974 ff.

raten wollten, sprangen sie ins Meer und kamen dabei meistens um. Um ihre Schiffe leichter und für die Flucht schneller zu machen, warfen die Pommern Pferde und Waffen ins Meer. Rüger und Dänen setzten ihnen nach, wurden aber durch das bewegte Meer an der Verfolgung gehindert. Jaromar, der Fürst von Rügen, versuchte das Schiff Bogislaws einzuholen und rief dem fliehenden Herzoge höhnische Worte zu, um ihn zum Kampfe zu reizen[1]. Bogislaw kümmerte sich nicht darum, sondern war nur bemüht, sich in den Schutz der Peenemündung zu retten. Am Abend[2] kehrte Absalon zurück von der Verfolgung der Feinde zu seinen Genossen, die die große Beute bewachten. Von den 500 Schiffen der Pommern waren nur 35[3] entkommen, 18 waren untergegangen, fast 100 auf Land gesetzt, die übrigen gerieten in die Hände der Dänen. Von den pommerschen Kriegern retteten sich nur wenige durch die Flucht; der größte Teil ertrank im Meer oder wurde erschlagen. Diejenigen, die das Ufer erreichten, irrten in den Wäldern und Sümpfen umher und starben vor Hunger und Durst[4].

Die Verluste der Rüger waren unverhältnismäßig gering. Sie hatten nur 4 Tote[5].

Am folgenden Tage kamen noch 18 dänische Schiffe aus Schonen, um den Rügern Hilfe zu bringen. Auch sie erhielten einen Anteil an der riesigen Beute. Dann wurde die Heimfahrt angetreten. Absalon schickte einen vornehmen Einwohner Rügens, mit Namen Tacho, voraus, um dem Könige die siegreiche Schlacht zu melden.

Als Kaiser Friedrich I. von der Niederlage der Pommern hörte, soll er über die dänischen Erfolge furchtbar ergrimmt gewesen sein. Das Lob Absalons wurde überall verkündet. Sein Ruhm drang sogar bis Byzanz[6]. „Dieser Tag", so schreibt Saxo[7], „machte die seeländischen Häfen und das Baltische Meer von dem unheilvollen Eindruck der Piraten frei; er brachte die rohe Wildheit der Barbaren dazu, das Joch zu tragen, und bewirkte, daß unser Vaterland (Dänemark) sich der Herrschaft Slawiens bemächtigte."

Saxo hat nur zu recht gehabt. Und doch, ganz war die pommersche Widerstandskraft noch nicht erloschen. Das sollte auch

---

[1]) Nach Arnold III 7.
[2]) Saxo 976.
[3]) Nach Saxo. Ktl. c. 128 hat 50.
[4]) Arnold III 7.
[5]) Saxo 977. Von den dänischen Verlusten erfahren wir nichts.
[6]) Saxo 978.
[7]) Saxo 977.

König Knut erfahren, als er im Sommer 1184 (Juli?) um den Petrimessetag[1]) gegen Wolgast vorrückte[2]).

Die Wolgaster hatten neue dänische Kriegszüge vorausgesehen. Um den Angriff einer feindlichen Flotte zu verhindern oder wenigstens zu erschweren, hatten sie an den tiefen Stellen des Strombettes Steine versenkt und das Fahrwasser auch durch sonstige Hindernisse gesperrt. Als die Dänen, die wieder durch eine große Anzahl rügischer Schiffe unterstützt wurden[3]), in die Peene einfuhren, räumten sie trotz heftigster Gegenwehr der Einwohner von Wolgast die Hindernisse fort und bahnten sich eine Durchfahrt[4]). Als sie aber zur Belagerung näher an die Feste heranrückten, gerieten ihre Schiffe auf eine Reihe eingerammter Pfähle. Dazu schleuderten die Wolgaster von ferne ihre Wurfgeschosse. Besonders hatten sie es auf Absalon abgesehen. Sie hatten ihn an seinem Schilde erkannt und zielten auf ihn gewaltige Steine, denen er geschickt auswich. Da man unter diesen Umständen nicht näher an die Stadt herankommen konnte, ließ man von der Bestürmung ab. Auf den Rat Esberns wurde nun ein Schiff von ungeheurer Größe mit Brandstoffen gefüllt. Es sollte mit günstigem Winde an eine Mauerstelle getrieben werden und eine Feuersbrunst in der Stadt hervorrufen. Aber der Brander blieb an einem Pfahl im Wasser hängen und kam nicht an die Mauer heran.

Da erschien Bogislaw am Ufer und bat um Verhandlungen auf zweien seiner Schiffe. Absalon lehnte sie auf den Rat eines Norwegers Erling ab[5]). Erling vermutete Verrat von Bogislaw. Man forderte von Bogislaw, daß er ein dänisches Schiff besteige, wenn er verhandeln wolle. Als Bogislaw das seinerseits ablehnte, glaubten die Dänen ihren Verdacht bestätigt.

Das eine aber hatte Bogislaw durch die Waffenruhe während der Verhandlungen erreicht: er hatte Wolgast wieder mit Lebensmitteln versorgen können[6]).

An eine Einnahme der Stadt war von dänischer Seite nicht zu denken. Daher versuchten die Dänen den Verteidigern der Burg

[1]) Ktl. c. 129. Wir verstehen darunter den 1. August, Petri Kettenfeier. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 100.

[2]) Saxo 978 ff., Ktl. c. 129, Ann. Wald. A. D. 90, Ann. Sorani, Lund., Ryens., A. D. 91, Vetus Chron. Sialand. SSM II 53.

[3]) Nur Ktl. c. 129.

[4]) Saxo 978 ff.

[5]) Den Namen gibt Saxo. Dieser Erling ist nicht der früher erwähnte Vater des Königs Magnus Erlingson.

[6]) Ktl. c. 129.

dadurch zu schaden, daß sie die Umgegend verheerten. Als sie sich eine Durchfahrt bahnen wollten, rückten die Verteidiger zu kräftiger Abwehr vor[1]). Zwar wurden die Schiffe der Wolgaster zuerst durch die dänischen Bogenschützen zurückgetrieben, aber immer aufs neue rückten die Wolgaster gegen die dänischen Schiffe vor, sandten ihre Pfeile in die dänischen Besatzungen, erhoben am Ufer ein lautes Geschrei und drangen sogar in das kürzlich verlassene dänische Lager ein. Sie hatten aber die dänische Reiterei nicht bemerkt, die die Durchfahrt der Flotte am Ufer erwartete, und wurden nun, gänzlich unvorbereitet, zerstreut. Ihre Landsleute sahen dem Kampfe von den Wällen zu, konnten ihnen aber nicht Hilfe bringen.

Die dänische Flotte gelangte dann nach Usedom[2]). Als die Bewohner Usedoms davon hörten, zündeten sie ihre vorstädtischen (suburbanos) Häuser an, um zu verhindern, daß diese das Feuer in die Stadt trügen, wenn der Feind sie anzündete.

Widerstandslos konnte der Dänenkönig das Land weit und breit verheeren. Absalon erhielt den Befehl, das Gebiet um Julin zu verwüsten und die beiden Burgen an der Swine zu zerstören. Während er selber die Umgegend Julins brandschatzte[3]), beauftragte er seinen Bruder Esbern, die Swineburgen anzugreifen. Von weitem schon verkündete den von Julin Zurückkehrenden ein gewaltiger Rauch die Vernichtung der Swineburgen[4]). Auf Befehl des Königs wurden sie völlig dem Erdboden gleichgemacht. Selbst die Steine wurden aus den Fundamenten herausgerissen und ins Meer geworfen.

Nachdem die ländliche Umgegend geplündert war, zog König Knut noch einmal gegen Wolgast[5]). Am Petrimessetage (1. August) griff er die Feste vergeblich an, blieb dann noch sechs Tage vor der Stadt liegen und mußte schließlich aus Mangel an Lebensmitteln abziehen. Bei der Heimfahrt verfolgten ihn die Wenden und erschlugen 60 Dänen.

Knuts erster Wendenzug nach dem Tode seines Vaters, der zweite des Jahres 1184, endete ziemlich unrühmlich. Glücklicher war der junge Dänenkönig bei der dritten dänischen Unternehmung

---

[1]) Saxo 980.

[2]) Saxo 981.

[3]) Vgl. Sven Aggeson, SSM I 141 und MGSS XXIX 36.

[4]) Die Ktl. c. 129 spricht von zwei Burgen an der Flatzminni, die Absalon niederbrannte. Absalon kehrt dann wieder zum Könige (vor Wolgast) zurück.

[5]) Ktl. c. 129. Nach Saxo endet der Zug mit der Zerstörung der Swineburgen.

des Jahres 1184[1]). Sieben Tage vor Michaelis[2]) segelte die dänische Flotte nach Vorpommern und legte bei Strela an. Man stieg hier an Land, vereinigte sich mit den Hilfstruppen, die von den Rügern gestellt waren[3]), und griff die Provinz Tribsees an[4]). Die Schiffe ließ man bei Strela zurück[5]). Vielleicht zog das Heer denselben Weg wie im Jahre 1171. Man durchquerte den großen circipanischen Sumpf[6]), erreichte die urbs Lubekinca (Lübchin, westlich von Tribsees in Mecklenburg) und wandte sich von hier aus in verschiedenen Abteilungen südlich auf Demmin zu. Die Bewohner (der Gegend um Gnoien?) wurden unvermutet überfallen. In einem großen Ort überraschte man friedlich schmausende Wenden, die einen feindlichen Angriff nicht erwarteten.

Es erschien dem Dänenkönige aber zu gewagt, mit seinem aufgelösten Heere weiter vorzudringen. Daher befahl er den Rückmarsch nach Strela. Der königliche Befehl erreichte Absalon, als er bei einem reichen Ort ankam[7]). Durch eine geschickte Bewegung seiner 30 Begleiter wußte er den Anschein einer sehr viel stärkeren Abteilung zu erwecken, so daß die Wenden in die Wälder flüchteten und ihren Ort den Dänen preisgaben, die ihn dem Raube der Flammen überließen. Mit großer Beute kehrte Absalons Raubkommando zum Könige zurück, der bei Lubina[8]) übernachtet hatte[9]). Nachdem auch die Umgegend dieses Ortes verheert war, durchwanderte man einen Sumpf, über den die Rüger eine Brücke

---

[1]) Saxo 981 ff., Ktl. c. 129.

[2]) Ktl. c. 129. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 100.

[3]) Saxo gibt die Zahl 12 000 an. Nach Fabricius, M. Jb. 6, 21 hat Rügen 1837 nur 10 366 männliche Einwohner im Alter von 15—60 Jahren gehabt. Demnach muß Saxo die Zahl gewaltig überschätzt haben. 1924 zählte Rügen 57 200 Einwohner. Danach würde man höchstens an 18 000 Männer im Alter von 15—60 Jahren denken können. Wenn die Dänen auch aus dem rügischen Festland Zuzug erhalten, so erscheint die Zahl noch reichlich hoch. Wie soll man eine so große Heeresmacht in diesem unwirtlichen Gelände ernähren?

[4]) Saxo 982. Die Knytlingasaga hat die Namen Tribuđiz und Tribeden. Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 124 ff.

[5]) Ktl. c. 129.

[6]) Vgl. Balt. Stud. N. F. 29, 127.

[7]) Mohnike sieht in diesem Ort Anklam (Zeitschr. f. hist. Theologie II, 171). Aber Anklam lag zu weit aus der Marschrichtung der Dänen.

[8]) Siehe Balt. Stud. N. F. 29, 127 ff.

[9]) Die Ktl. c. 129 erwähnt einen Kaufplatz (kaupstađar), in dem sich Knut drei Tage aufhält. Vgl. heute kjøbstad; Baetke, Thule XIX, c. 129 vermutet, daß das Demmin gewesen ist. Dem widerspricht aber Saxo. Wigger, Meckl. Ann. 127 und Lisch, M. Jb. 12, 27 ziehen Gnoien in Betracht.

schlagen mußten, und gelangte nach Strela zurück. Bereits am nächsten Morgen lichtete die Flotte die Anker zu einer Fahrt nach Zicker auf Mönchgut (Tikareyjar).[1]). Knut beabsichtigte, Wusterhusen (Voztrosu) anzugreifen, wurde aber durch ungünstige Winde von seinem Vorhaben abgehalten.

Als Bogislaw den Aufenthaltsort der dänischen Flotte erfahren hatte, erschien er mit zwei Schiffen bei dem Könige und bat um Friedensverhandlungen[2]). Da Knut Verrat vermutete, lehnte er jegliche Verhandlungen ab. So mußte Bogislaw unverrichteter Dinge zurückkehren. Es dauerte aber nicht lange, dann waren die Lebensmittel der Dänen aufgezehrt, und die Heimfahrt mußte angetreten werden.

Ob Knut bei diesem Zuge das Gebiet um Tribsees in Besitz genommen hat, wissen wir nicht. Die Quellen sagen darüber nichts.

Im Frühjahr 1185 brach König Knut mit einem großen Heere zu einem neuen Wendenzuge auf, um die Schlappe des letzten Sommers wieder gutzumachen[3]). Absalon, Esbern und viele mächtige Männer nahmen daran teil. Man plünderte zuerst zu beiden Seiten der Peenemündung und fuhr dann, da die Durchfahrt bei Wolgast wahrscheinlich gesperrt war[4]), durch die Swine nach Groswin an dem Peeneflusse (in der Gegend um Anklam), das zerstört wurde[5]). In dieser armen Landschaft, die nicht einmal eine Stadt besaß und in der das Volk noch tief abergläubisch und unkriegerisch war, blieb man nur kurze Zeit, weil Futter- und Lebensmittelmangel sich bemerkbar machte und weil auch Jaromar, der wieder mit rügischen Hilfstruppen an diesem Kriegszuge teilnahm, aus dem Krummstab eines heidnischen Auguren Unglück voraussagte. Man schiffte nun mit der Flotte nach Julin und wollte von hier aus das stark befestigte Kammin angreifen. Als man bei Julin ankam, teilte man das Heer. Während die eine Abteilung aus Seeländern und den Kriegern aus Schonen unter Alexander, dem Schwestersohn Absalons[6]), mit rügischer Führung den geraden und kürzesten Weg (vielleicht zu Wasser) nehmen sollte, beabsichtigte der

---

[1]) Ktl. c. 129. Nach Saxo 983 kommen die Dänen in den der Peene am nächsten gelegenen Hafen.

[2]) Nach Saxo 984 erscheinen nur Bogislaws Gesandte, nicht er selbst.

[3]) Saxo 984 ff. und Ktl. c. 129.

[4]) Ktl. c. 129, nicht bei Saxo.

[5]) Nur Saxo 984. Die Knytlingasaga schließt an die Plünderung der Landschaft bei Wolgast sogleich den Kampf bei Kammin (Steinborg) an. Vgl. über Groswin Balt. Stud. N. F. 29, 137 ff.

[6]) Saxo 985.

König mit der andern Abteilung unter Führung von Ortskundigen auf der Festlandsseite vorzudringen.

Alexander gelangte ungesehen bis in die Nähe Kammins[1]), verriet aber durch Feuer seine Anwesenheit. Daraufhin machte Bogislaw, der gerade in der Stadt war, einen Ausfall. Die Dänen wichen aber auf den Rat des kriegserfahrenen Esbern fortgesetzt zurück, um Bogislaw weiter von der Stadt abzulocken. Bogislaw folgte zunächst, vermutete aber schließlich einen Hinterhalt und befahl den Seinen die Rückkehr in die Stadt. Als Esbern das sah, wendete er auch um und setzte nun seinerseits den Wenden nach, die sich eiligst in die Stadt flüchteten. Bogislaw entging der Gefangenschaft nur dadurch, daß er sein Pferd im Stich ließ und laufend den Wall der Burg erreichte.

Inzwischen war auch König Knut mit seiner Abteilung nach einer Irrfahrt durch entlegene Wälder vor Kammin angekommen. Als er die Feste und den Wall betrachtete, kam die Geistlichkeit der Stadt[2]) in feierlicher Prozession, angetan mit priesterlichen Gewändern, mit bloßen Füßen und zerknirschtem Gesicht zu ihm heraus und bat um Schonung der geistlichen Gebäude, die Knut sofort zusagte.

Bald darauf erschienen auch Gesandte Bogislaws im dänischen Lager[3]). Sie wandten sich an Bischof Esbern und baten ihn, bei dem Könige und Absalon den Frieden zu vermitteln. Sie beteuerten immer wieder Bogislaws Aufrichtigkeit. Er würde innerhalb dreier Tage selbst zu einer Zusammenkunft erscheinen. Während Absalon noch großes Mißtrauen zeigte, war der König damit einverstanden, bemerkte aber, daß er dann noch die Landschaft und auch die Niederlassung (boe; vicus) bei der Burg plündern wolle. Die Gesandten stellten das vollkommen in sein Ermessen; nur baten sie ihn, die Gotteshäuser und die Gehöfte nahe bei ihnen zu verschonen.

Noch am selben Tage durchzog der König raubend und brandschatzend die Provinz um Kammin und kehrte erst am nächsten Morgen zu seinen Schiffen zurück.

Innerhalb der festgesetzten Frist[4]) erschien darauf Bogislaw vor

[1]) Ebd., s. auch Sven Aggeson, SSM I 141.

[2]) Saxo 985. Die Ktl. c. 129 berichtet, daß die Weiber aus den Gehöften vor der Stadt zum Könige kommen, sich ihm zu Füßen werfen und ihn bitten, ihre Gehöfte zu verschonen.

[3]) Ktl. c. 129. Nach Saxo 986 verhandelt Bogislaw persönlich mit Absalon und Jaromar. Absalon lehnt aber eine Vermittlung bei dem Könige ab.

[4]) Nach Saxo 987 wird Bogislaw im dänischen Lager von Absalon und Jaromar empfangen und zu König Knut geleitet.

dem Könige und wiederholte sein Friedensgesuch persönlich. Unter schweren Bedingungen wurde ihm der Friede gewährt. Er mußte eine schwere Geldbuße zahlen — die Knytlingasaga[1]) spricht von 300 Mark an den König, 800 Mark an Absalon —, sein Erbland vom Dänenkönige zu Lehen nehmen, einen jährlichen Tribut zahlen in der Höhe, wie ihn die Rüger entrichteten[2]), und zur Bürgschaft des Vertrages die Söhne seiner besten Männer als Geiseln stellen[3]). Wenn man die Schwere der Bedingungen ansieht, dann kann man es verstehen, daß Bogislaw bei einem Gastmahl, das ihm Absalon gab, im Rausch Vergessenheit suchte[4]). Am folgenden Tage[5]) begab sich Bogislaw mit Gattin und Kindern und den Vornehmsten des wendischen Adels auf Knuts Schiff und bat um Gnade. Während eines gewaltigen Gewittersturmes leistete er Knut kniend die Huldigung für das freie Land seiner Väter[6]).

Pommern war ein dänisches Lehen geworden. Was König Waldemar in mehr als 20 Jahren erstrebt, was er durch seine zahlreichen Kriegszüge zu erreichen sich bemüht hatte, seinem Sohne gelang es. Knut hat das väterliche Ziel klar im Auge behalten. Ja, er lenkte seinen Blick noch weiter; denn seine Züge führten ihn noch nach Finnland und Estland[7]). Er wollte Dänemark zur herrschenden Ostseemacht erheben.

Zu Ostern (13. April) 1186 fuhr Bogislaw zur feierlichen Lehnshuldigung nach Roeskilde[8]). Ein Jahr später, am 18. März 1187[9]),

---

1) Ktl. c. 129. Saxo erwähnt nur, daß Bogislaw eine große Geldsumme zahlt.

2) Saxo 988.

3) Ktl. c. 129.

4) Saxo 988.

5) Ebd.

6) Paul v. Nießen, Balt. Stud. N. F. 17, 269, macht darauf aufmerksam, daß Bogislaw durch seine Unterstellung unter Dänemark dem Erben Kasimirs, Odolaus, dessen ganzen Besitz er an sich gerissen hatte, die etwaige Unterstützung durch Dänemark nahm. Vgl. Saxo 967 (Bogislaus) quem nuper fratris decedentis orbitas heredem effecerat. Über Odolaus haben wir nur ein urkundliches Zeugnis. Er wird als Zeuge in einer Urkunde der Herzogin Anastasia vom Todestage Bogislaws I., 18. März 1187, erwähnt, PUB I 106. Wir wissen über das Verhältnis des Odolaus zu Bogislaw I. gar nichts.

7) Ann. Wald. A. D. 92 (1191 und 1197), Ann. Sorani (1191), Ann. Lund (1191 und 1197), A. D. 93, und Vetus Chron. Sialand. SSM II 54 (1191 und 1196).

8) Ktl. c. 130.

9) PUB I 105, Necrolog. Colbaz. PUB I 484.

raffte ihn der Tod dahin. Noch auf seinem Sterbebette verpflichtete er seine Ratgeber, bei der Regelung seiner Erbschaft die Entscheidungen Knuts anzurufen[1]).

Bald nach seinem Tode fuhren Bogislaws Ratgeber nach Dänemark, um hier König Knut über die Regelung der Nachfolge entscheiden zu lassen. Bei einer Zusammenkunft in Wordingborch an der Südküste Seelands wurde das Land unter Bogislaws Söhne, Bogislaw und Kasimir, geteilt und ihnen eine Vormundschaft bestellt[2]).

Nicht viel später, wahrscheinlich schon im Jahre 1188, brachen Erbschaftsstreitigkeiten in Pommern aus, die 1189 einen dänischen Kriegszug dorthin notwendig machten[3]). Es ist anzunehmen, daß die früher zur Vormundschaft bestellten Männer abgesetzt wurden; denn Knut bestimmte nun Jaromar von Rügen zum Vormund für Bogislaws Söhne. Vielleicht ist es dabei zum Kampfe gekommen; denn die Ann. Waldem.[4]) berichten, daß 1190 Bursteburgh (Stettin) wieder aufgebaut worden ist[5]).

In den folgenden Jahren beschäftigten Knut Kämpfe in Holstein und Unternehmungen nach Finnland und Estland. Zu einem dänischen Wendenzuge kommt es erst wieder kurz vor dem Ende des 12. Jahrhunderts.

Markgraf Otto II. von Brandenburg hatte sich einige Wendenstämme unterworfen[6]), die der Dänenkönig zu seinem Machtbereich rechnete. König Knut erblickte darin eine Mißachtung seiner Herr-

---

[1]) Ktl. c. 130.

[2]) Die Knytlingasaga nennt die Söhne Bogislaws falsch Nikolaus und Heinrich. Vgl. PUB I S. 528 und 551.

[3]) Ann. Wald. A. D. 92, Ann. Ryens. A. D. 93, Vetus Chron. Sialand. SSM II 450.

[4]) A. D. 92.

[5]) v. Nießen, Balt. Stud. N. F. 17, 273, will diese Zerstörung Stettins 1176 erfolgt sein lassen (s. Balt. Stud. N. F. 29, 95 ff.). Wir hören aber in unsern Quellen von einer Zerstörung nichts; schließlich könnte auch in 14 bezw. 17 Jahren ein großer Teil, wenn nicht die ganze Stadt, wieder aufgebaut sein.

[6]) Arnold VI 9, Ann. Wald. (1198), Nestved. 821—1300 A. D. 94 (1198), Lund. (1198), Ryens. (1198), A. D. 95, und Vetus Chron. Sialand. (1198) SSM II 54. Vgl. auch Krabbo, Regesten der Markgrafen von Brandenburg 504—507. Der Markgraf wird sich die Nachbarstämme unterworfen haben. Dann kommen die Gebiete des südlichen Mecklenburg (Parchim, Waren), die Landschaft Turne, vielleicht auch das Land Stargard und die Uckermark in Betracht. Pommern scheint damals von Brandenburg noch zu weit entfernt. Wir sind nicht der Meinung von Passow, Forsch. zur Brand. und Preuß. Gesch. 14, 13, daß die Besetzung von Barnim eine Bedrohung des Dänen-

schaft und rüstete im Jahre 1198[1]) ein Heer aus. Rüger, Obotriten und Polaben kamen ihm zu Hilfe. Den Oberbefehl über das dänische Heer führte Bischof Peter von Roeskilde. Knut selbst blieb auf Moen zurück. Die dänische Flotte fuhr die Warnow hinauf[2]). Das erste Treffen war aber gleich ein vernichtender Schlag für die Dänen. Bischof Peter selbst geriet verwundet in die brandenburgische Gefangenschaft. Die Dänen hatten manchen Toten und Verwundeten zu beklagen. Unter den Toten befand sich auch Durbern, der Bruder des königlichen Kanzlers Peter. Unter diesen Umständen wurde das Unternehmen aufgegeben.

Bischof Peter wurde anfangs in strenger Haft gehalten, weil Otto hoffte, ein großes Lösegeld für ihn zu erhalten. Schließlich gelang es Peter, durch Bestechung seines Wächters Ludolf aus der Gefangenschaft zu entkommen[4]). — Der Winter 1198/99 war sehr streng. Flüsse und Seen waren so fest zugefroren, daß man bequem hinübergehen konnte. In dieser grimmigen Kälte verwüsteten Otto von Brandenburg und Adolf von Holstein die Landschaft um Tribsees. Sie wären auch nach Rügen hinübergegangen, wenn nicht die Eisdecke durch eintretendes Tauwetter unsicher geworden wäre. Bei dieser Gelegenheit scheint auch das Kloster Dargun zerstört zu sein. Die Mönche wanderten aus und gründeten 1199 das Kloster Eldena bei Greifswald.

Der Kampf zwischen Holstein und Dänemark wogte noch einige

---

königs darstellt und daß dieser darum zu den Waffen greift. Barnim entzog sich der Einflußsphäre von Dänemark doch wohl ganz.

[1]) Die Ann. Wald. berichten zu 1198, daß der Markgraf flieht (Marchio fugit). Die Gefangennahme Bischof Peters von Roeskilde und die Aufgabe des dänischen Unternehmens scheinen uns doch für einen Sieg, nicht für eine Flucht des Markgrafen zu sprechen. Vgl. S. Passow, Die Okkupation und Kolonisierung des Barnim, Forschungen zur Brand. und Preuß. Gesch. 14, 12.

[2]) Mey, Zur Kritik Arnolds von Lübeck, S. 45, setzt für „Oder" „Warnow" ein. Es handelt sich dabei um zwei Rezensionen des Textes. Mey stellt fest, daß „Warnow" in der ersten Fassung gestanden hat. Allerdings kommt man auf der Warnow nicht in das Gebiet des Markgrafen. Das ist aber auch auf der Oder nicht möglich. Denn das Gebiet des Markgrafen von Brandenburg erreichte damals (um 1198) noch nicht die Oder. Aber da Polaben, Obotriten und Rüger, nicht Pommern, aufgeboten wurden, scheint der Kriegsschauplatz an der Südgrenze des heutigen Mecklenburg gewesen zu sein. Dafür spricht auch der spätere Vorstoß des Markgrafen Otto gegen Tribsees. Der Flußlauf der Warnow führt gerade auf die Mitte der Nordgrenze der Mark Mark Brandenburg zu. Zur Mark rechnete damals die Altmark, die Priegnitz, das Havelland und die Zauche, vielleicht auch das Gebiet um Löwenberg.

[3]) Arnold VI 9 und Ann. Wald. (1199) A. D. 94.

Jahre unentschieden hin und her. Als König Knut VI. im Jahre 1202 starb, setzte Waldemar II., der Siegreiche, den Kampf fort. Noch einmal leuchtete der Stern der dänischen Großmacht in glänzender Pracht an den Gestaden der Ostsee auf. Gestützt auf 14 000 Segel[1]) zwang Waldemar Adolf III. von Holstein, auf sein Land zu verzichten. Norwegen machte er tributpflichtig; die Grafen von Schwerin mußten ihr Land aus seiner Hand zu Lehen nehmen. Gestützt auf 14 000 Segel trug Waldemar die rote Flagge mit dem weißen Kreuz, den Danebrog, bis nach Estland und Ösel. Gestützt auf 14 000 Segel konnte Waldemar von Kaiser Friedrich II. die Anerkennung der neuen Grenzen seines Reiches erhalten (1214). In kurzer Zeit war Dänemark zu der Großmacht der Ostsee geworden, die von der Elbe, ja darüber hinaus, bis zum Bottnischen Meerbusen reichte, und der niemand zu widerstehen wagte.

Aber das große, glänzende Gebäude sollte bald zusammenstürzen, als der Bannerträger des Danebrogs gefangen wurde. Ein kleiner, unscheinbarer Fürst, der Graf Heinrich von Schwerin, der nach seiner Rückkehr aus dem Heiligen Lande seinen Bruder Gunzelin tot, das Land in dänischen Händen fand, nahm den König Waldemar II. und seinen Sohn auf der Insel Lyö im Kleinen Belt am 7. Mai 1223 gefangen und führte beide nach dem Schlosse Dannenberg. Und nun zeigte es sich, daß die dänische Machtstellung nur auf der Persönlichkeit des gefangenen Königs beruhte. Sofort erhoben sich auf allen Seiten die unterjochten Völker, um die verhaßte Dänenherrschaft abzuschütteln. Auch Kaiser Friedrich II. suchte die verlorenen Reichsteile wieder zu gewinnen und die Lehnspflicht des dänischen Königs wieder herzustellen. Waldemar II. mußte auf seine nordalbingischen Besitzungen verzichten und die Lehnshoheit des Kaisers anerkennen. Gegen 40 000 Mark Lösegeld wurde er aus der Gefangenschaft entlassen. Zwar erkannte sein Reichsverweser Albrecht von Orlamünde den Vertrag nicht an, wurde aber selbst im Januar 1225 bei Mölln geschlagen und gefangen. Wenn auch in einem späteren Vertrage vom 17. November 1225 (wahrscheinlich zu Schwerin)[2]) die Lehnspflicht Waldemars gegen das Reich nicht erwähnt wurde, so mußte er doch auf das Land zwischen Elbe und Oder verzichten. Nur Rügen (und im fernen Osten Estland) blieb in seiner Hand. In einem neuen Kampfe suchte Waldemar das Verlorene wiederzugewinnen, wurde aber am 22. Juli 1227 bei Bornhöved geschlagen und verwundet. Die Ditmarser Bauern

---

[1]) Vgl. Loserth, Gesch. d. spät. Mittelalters S. 61.

[2]) Vgl. dazu Usinger, Deutsch-dänische Gesch. S. 342 ff.

hatten durch ihren Übertritt zu den Gegnern seine Niederlage herbeigeführt. Infolge dieses Sieges kam Pommern unter die brandenburgische Lehnshoheit[1]). Hamburg, Lübeck und die Grafen von Holstein machten sich von der dänischen Herrschaft frei. Durch den Zusammenbruch der dänischen Großmacht wurde die Bahn für die Entwicklung der deutschen Städte an den Meeresküsten der Nord- und Ostsee frei, wurde die Bahn frei für die Entwicklung der deutschen Hanse, die an der Stelle der Dänen als Vormacht in der Ostsee auftrat, bis sie schließlich den wieder erstarkten Mächten des Nordens und Westens und den neuen deutschen Territorialstaaten unterlag.

[1]) Siehe Krabbo, Regesten der Markgrafen von Brandenburg Nr. 605.

Robert Prutz

als

Herausgeber des „Deutschen Museums“ 1852—66

Ein Beitrag

zur

Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens

von

Prof. Dr. Hans Prutz.

Am 30. Mai 1916 waren hundert Jahre verflossen, seit Robert Prutz in Stettin das Licht der Welt erblickt hatte. Mit der Treue, welche auch der Dichter als einen der schönsten Züge in dem Charakter seiner pommerschen Landsleute gefeiert hat, haben diese den Tag auch nicht vorübergehen lassen, ohne ihres berühmten Mitbürgers Andenken in einer besonders feierlichen Weise pietätvoll zu ehren. Lebt doch sein Namen zusammen mit dem des ehrwürdigen Geschichtsschreibers und Dichters Ludwig Giesebrecht (1796 bis 1869) und dem des gefeierten Balladenkomponisten Karl Loewe (1782—1872) fort in den Benennungen stattlicher Straßenzüge in dem neuen Teil der mächtig gewachsenen Stadt und klingt so inmitten des geschäftigen Alltagslebens immer wieder an das Ohr auch des gemeinen Mannes. Trotz der schweren Zeit voller Kriegsnot und Sorgen aller Art vereinigte am Abend des Säkulartages eine wohlvorbereitete stimmungsvolle Feier, der auch die in Stettin heimisch gebliebenen Töchter und der aus der Ferne herbeigeeilte Sohn des Dichters bewegten Herzens beiwohnten, eine ebenso zahlreiche wie gewählte Gesellschaft in der mächtigen, würdig einfachen Aula des Bismarckrealgymnasiums. Um eine des Dichters Leben, Leiden und Wirken schildernde gehaltvolle Festrede als Mittelpunkt gruppierten sich Deklamationen Prutzscher Gedichte und der Vortrag von Kompositionen von solchen, von denen manche ja geradezu Volkslieder geworden sind. Auch gab die Feier Anlaß zur Veröffentlichung eines zu weitester Verbreitung geeigneten Bändchens, in dem mit der Festrede ausgewählte Prutzsche Gedichte zu einer ansprechenden Erinnerungsgabe vereinigt sind[1]).

Auch dieses Bändchen trägt das Gepräge seiner Entstehung aus einem zunächst nur lokalen Interesse, wie es der Prutzfeier den Zeitverhältnissen entsprechend eignete. Gerade diejenigen Seiten in dem Wirken des Dichters, welche, betrachtet man dieses im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, um einerseits den Anregungen nachzugehen, die Prutz aus dieser empfing, und andrerseits den Einfluß festzustellen, den er seinerseits auf ihren Fortgang ausgeübt hat, besonders stark hervortreten und als die bedeutendsten erscheinen, sind bei dieser Gelegenheit nur flüchtig berührt worden, andere ganz

[1]) Robert Prutz. Gedenkbuch aus Anlaß seines hundertsten Geburtstags, den 30. Mai 1916. Stettin, Druck und Verlag von Fischer & Schmidt. 1916.

unerörtert geblieben. Auf sie näher einzugehen und sie gründlicher festzustellen, hätte es eines Rückblicks bedurft auf politische und literarische Gegensätze, die Deutschland ehedem zerrissen und mit leidenschaftlichen Kämpfen erfüllten. Diese aber auch nur in der Erinnerung neu aufleben zu lassen und dadurch Erörterungen hervorzurufen, welche den inneren Frieden und die geschlossene Einigkeit hätten gefährden können, deren wir vor allem bedurften, hat man auch bei dieser Gelegenheit wohlweislich vermieden. Handelte es sich doch um Dinge, die Gott sei Dank abgetan sind und abgetan bleiben sollen, von so großem geschichtlichen Interesse sie auch noch sein mögen. Darüber aber wurden gerade diejenigen von seinen literarischen Leistungen, die Prutz zuerst bekannt gemacht hatten und auch weiterhin den Zeitgenossen besonders im Gedächtnis geblieben waren, seine politischen Lieder, bei dieser Säkularfeier eben nur flüchtig in Erinnerung gebracht, gerade solche aber ganz mit Stillschweigen übergangen, mit denen er auf seine Zeit am stärksten und verdienstlichsten eingewirkt hat, wie namentlich seine langjährige Tätigkeit als Herausgeber des von ihm begründeten und mit ebenso viel Umsicht wie Energie geleiteten „Deutschen Museums“.

Wenn im folgenden der Versuch gemacht wird, diese Lücke auszufüllen, so handelt es sich weniger um eine Vervollständigung des Bildes von Prutz' literarischer Persönlichkeit als um einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und damit der geistigen Gesamtentwicklung Deutschlands in einer besonders wichtigen und ergebnisreichen Übergangszeit. Wurde doch damals die Saat ausgestreut, die in den folgenden fünfzig Jahren eine so reiche Ernte ergeben sollte. An dem damals entbrannten Kampf um die Befreiung des deutschen Geisteslebens von den Banden, welche ihm die bisher siegreiche Reaktion angelegt hatte, hat Prutz an der Spitze der von ihm für das Deutsche Museum gewonnenen gleichgesinnten Mitarbeiter hervorragenden Anteil genommen, dabei freilich auch in mehr als einer Hinsicht ein Martyrium auf sich nehmen müssen, wie es von einer solchen Tätigkeit damals kaum zu trennen war. Denn viel enger als heutzutage waren damals in den Anfängen der modernen deutschen Publizistik sachliche und persönliche Momente mit einander verquickt und mußten daher Freund und Feind gegenüber gleich restlos eingesetzt werden. Der Sache zum Siege zu verhelfen, ja zuweilen schon um ihr überhaupt eine Vertretung zu ermöglichen, durfte mutig auch die Person nicht geschont werden. Daher waren derartige Kämpfe damals nicht bloß heftiger, sondern auch gefähr-

licher für die daran Beteiligten, mochten sie im ganzen auch ritterlicher geführt werden, namentlich wenn es sich um Fragen handelte, welche nach den Enttäuschungen von 1848/49 alle Herzen besonders stürmisch bewegten.

Das heutige Geschlecht, das schreibende sowohl wie das lesende, d. h. die bedenklich angewachsene Zahl derer, welche als Publizisten auf die öffentliche Meinung einzuwirken berufen sein wollen, wie die noch viel gewaltiger gewachsene Masse derjenigen, auf welche dadurch irgendwie Einfluß geübt werden soll, kann sich kaum noch eine richtige Vorstellung machen von den Schwierigkeiten, welche es dabei damals zu überwinden gab. Kaum von den erstickenden Banden der Zensur befreit, aber noch immer möglichst kurz gehalten und oft planmäßig gehindert, war die deutsche Publizistik den von der neuen Zeit gestellten großen Aufgaben eigentlich innerlich sowohl wie äußerlich nicht gewachsen. Noch bestand keine von den großen Revüen, die heute dem gebildeten Publikum eine kaum zu bewältigende Fülle verschiedenartigster geistiger Nahrung zuführen und von dem Leben auf fast allen Gebieten in bequemer Übersicht ein Bild vermitteln können, wobei freilich nach altem Herkommen der schönen Literatur noch immer verhältnismäßig der größte Raum zugestanden wird. Von den wenigen großen Zeitungen, welche Deutschland damals aufwies, waren nur einzelne, wie die „Augsburger Allgemeine" und die „Kölnische Zeitung" im Stande, das heute zu üppigster Entwicklung gediehene Feuilleton so zu pflegen, daß sie ihren Lesern fortlaufend ein Bild von dem geistigen Inhalt der Zeit geboten hätten. War doch auch die Technik des Buchdruckes damals noch nicht so hoch entwickelt, daß derartige Ansprüche an die Tagespresse hätten gestellt werden können.

Wenn nun Prutz es unternahm, die in der deutschen Publizistik seiner Zeit klaffende Lücke auszufüllen, indem er ein Organ schuf, welches „neben der Literatur oder Kunst das gesammte öffentliche Leben zunächst Deutschlands zum Gegenstand ebenso gründlicher wie unabhängiger Erörterung machen sollte, um auf allen Gebieten den vernünftigen Fortschritt zu fördern", so wirkten auch dabei allgemeine und persönliche Momente zusammen, der Zeit überhaupt entspringende Anregungen, von denen wohl auch andere betroffen wurden, ohne dadurch zu ähnlichem Vorgehen veranlaßt zu werden, führten ihn alsbald durch besondere Anlagen und Neigungen nicht bloß, sondern auch durch die Verhältnisse gesteigert zu einem Unternehmen, bei dem auch eine gewisse traurige wirtschaftliche Notwendigkeit von entscheidendem Einfluß war.

I.

Im Frühjahr 1849 wurde Prutz unter ausdrücklicher Anerkennung der maßvollen und besonnenen Haltung, die er in den Ereignissen des Jahres zuvor beobachtet hatte, zum außerordentlichen Professor der Literaturgeschichte an der Universität Halle ernannt, trotz seiner allgemein anerkannten Leistungen auf diesem Gebiete in ungewöhnlich provisorischer Form und sozusagen auf Probe und Widerruf. Die Stelle war nicht etatsmäßig; denn das Gehalt von 500 Talern wurde aus der königlichen Schatulle gezahlt, konnte also jederzeit einbehalten werden. Wer mit den damals in Halle herrschenden politischen und kirchlichen Verhältnissen vertraut war, hätte meinen können, von einer unsichtbaren mächtigen Hand sei dem Dichter die Gunst, die ihm auf Fürsprache besonders Alexander v. Humboldts von dem Minister v. Ladenburg ausgewirkt worden war, zum voraus nicht bloß um ihre Wirkung gebracht, sondern geradezu in ihr Gegenteil verkehrt worden. So großen Zulauf Prutz anfangs in seinen Kollegien hatte: unter dem alsbald einsetzenden und stetig wachsenden Druck, den die an der Universität allmächtige Reaktion ausübte, blieben die um ihre Stipendien, um den Ausfall ihrer Prüfungen und um ihr künftiges amtliches Fortkommen besorgten Studierenden bald aus und die Hoffnung auf eine geordnete, fruchtbare und befriedigende akademische Tätigkeit erwies sich als hinfällig. Von kollegialen Beziehungen, welche, wissenschaftlich anregend und fördernd, einen gewissen Ersatz hätten bieten können, war nicht die Rede. Dazu kam der Druck der äußeren Verhältnisse, welche durch ein jahrelanges unstätes Wanderleben ohne festen Rückhalt natürlich nicht gebessert worden waren. Fast zusammenbrechend unter dem Druck dieser Enttäuschungen erkrankte Prutz und mußte auf ein Jahr Urlaub nehmen, den er in Jena verbrachte. In dessen gesunder Luft und im Kreise der dortigen gleichgesinnten alten Freunde richtete er sich wieder auf und faßte den Entschluß, was ihm als Lehrer der akademischen Jugend zu leisten durch diejenigen unmöglich gemacht wurde, die ihn dabei möglichst zu fördern verpflichtet gewesen wären, als Lehrer der Gebildeten überhaupt mittels der Presse nicht bloß planmäßiger, sondern auch in größerem Umfang und möglicherweise mit größerem Erfolg zu leisten.

So entstand in ihm der Plan zu dem „Deutschen Museum", zu dessen Verwirklichung die Hinrichsche Buchhandlung in Leipzig die Hand bot und er in Wilhelm Wolfsohn einen verständnisvollen und anpassungsfähigen Gehilfen gefunden zu haben glaubte. Wer oder was ihn mit diesem zusammengeführt hatte, ist nicht ersichtlich.

Wolfsohn (1820—55) war von israelitischen Eltern in Odessa geboren, hatte sich nach Vollendung seiner philosophischen Studien in Leipzig als feuriger Lyriker bekannt gemacht und dann, in Dresden lebend, um die Herstellung näherer Beziehungen zwischen der deutschen und der russischen Literatur bemüht, auch durch beifällig aufgenommene Vorlesungen über Literaturgeschichte ähnlich wie Prutz zu wirken gesucht. Doch erwies er sich seiner ganzen Richtung nach und nach seinem Temperament zu einer so vielseitigen und verantwortlichen Tätigkeit wie der Leitung einer so groß angelegten Zeitschrift bald nicht als geeignet und ist schon nach wenigen Monaten davon zurückgetreten.

Mag nun auch das Programm, auf Grund dessen das „Deutsche Museum, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben", seit Neujahr 1852 erschien, von Prutz noch in Gemeinschaft mit Wolfsohn festgestellt worden sein, so muß doch seine Durchführung als das Werk allein von Prutz anerkannt und zugleich als eine ungewöhnlich glänzende Leistung redaktioneller Tätigkeit bezeichnet werden. Im Hinblick auf die Tatsache, daß es damals in Deutschland überhaupt an einem Organ fehlte, welches die verschiedenen, durch eigene Organe vertretenen besonderen Interessen einheitlich zu vertreten und zwischen ihnen zu vermitteln unternommen hätte, und daß infolgedessen die deutsche Journalistik Gefahr lief, einen der entwicklungsfähigsten Zweige unentwickelt zu lassen, wurde es als die Bestimmung der neuen Zeitschrift bezeichnet, „dem gebildeten Publikum einen neuen Mittelpunkt zu schaffen für seine literarischen und künstlerischen Interessen und dieselben Grundsätze, auf die alle politische Macht und Größe gegründet ist, auch im Gewande der wissenschaftlichen und belletristischen Journalistik in das Gedächtnis zurückzurufen". Darin schon kam die praktisch-politische und national-erziehende Tendenz zum Ausdruck, die Prutz mit dem „Deutschen Museum" verfolgen wollte „unter Benutzung alles dessen, was die Zukunft unseres von so schweren Enttäuschungen betroffenen Vaterlandes günstiger zu gestalten geeignet schien". Ausgeschieden war damit von vornherein, was dem Stoff oder der Behandlung nach einen ausgesprochen fachwissenschaftlichen Charakter trug, als in sein Gebiet gehörig dagegen alles in Anspruch genommen, was aus der Literatur, Kunst und Wissenschaft und aus dem öffentlichen Leben Deutschlands sowie einzelner fremder Länder gebildete Leser zu fesseln irgend geeignet und würdig war. Bestimmt, die Ergebnisse der strengen Wissenschaft unter Abschüttelung der Spuren des Staubes und des Schweißes der ge-

lehrten Arbeit möglichst zum Gemeingut der Gebildeten zu machen, sollte das „Deutsche Museum" daher aus dem Gebiete der Theologie, Philosophie und Jurisprudenz nur den Erscheinungen nachgehen, die für das Volksleben wichtig zu werden versprachen. Um so größere Beachtung werden die Naturwissenschaften, die Geschichte und namentlich die Literaturgeschichte finden, demnächst die Altertumswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes und die Kunst auf allen Gebieten ihrer Tätigkeit, einschließlich der Bühne. Verheißen wird dafür die Übung einer ästhetischen Kritik, welche ihren Stolz darein setzt, Strenge der Grundsätze und Unparteilichkeit des Urteils mit Milde und Würde der Darstellung zu verbinden. Was dann aber das neue Unternehmen gegenüber früheren und damals noch bestehenden am schärfsten zu kennzeichnen verhieß, das war der starke Ton, der auf die Stellung gelegt wurde, die es zum öffentlichen Leben einnehmen sollte, indem es die Staat und Gesellschaft berührenden Fragen zu erörtern verhieß, also auch noch das zu leisten, was damals nur einige wenige große Zeitungen leisteten. Die Tagesgeschichte nicht nur, sondern auch die Nationalökonomie und die Industrie sollten gleichmäßig behandelt und dem Interesse und Verständnis der Leser nahegebracht werden. So konnte freilich der produktiven Belletristik nur noch ein sehr beschränkter Raum zugestanden werden, und deshalb mußte das wenige, was an Gedichten, Novellen und Proben dramatischer Dichtung geboten werden konnte, einer strengen Prüfung unterworfen werden. Endlich sollten die neuen literarischen Erscheinungen in kurzen kritischen Referaten möglichst vollzählig verzeichnet werden. Bei alledem, so wurde verheißen, sollte nicht eine laue Indifferenz herrschen, sondern festgehalten werden an den erhabenen Grundsätzen der Freiheit, des Rechts und der Sittlichkeit und ein energischer Haß gegen alles Schlechte, Unwahre und Gemeine, in aufrichtigem Patriotismus und treuer Hingabe an die Interessen deutscher Einigkeit, Macht und Ehre. Denn nichts anderes erstrebe der Herausgeber als die Ehre unserer Literatur und den Ruhm des deutschen Namens. Das Programm schloß mit den Worten: „Möge es gelingen, wenn die so heißersehnte politische Einheit uns einstweilen versagt bleiben soll, in dem „Deutschen Museum" wenigstens einen Sammelpunkt literarischer und künstlerischer Einheit herzustellen, nicht um für jene zu entschädigen — wie wäre das möglich? —, wohl aber auf sie vorzubereiten und den Weg zu ihr zu bahnen."

Mit wie sicherem Blick Prutz die Bedürfnisse eines großen Teils des gebildeten deutschen Publikums erkannt hatte, welches

durch die Ereignisse der letzten Jahre zu lebhafterer und verständnisvollerer Teilnahme für die Erscheinungen des öffentlichen Lebens erweckt worden war, und wie richtig der Weg war, den er zu seiner Befriedigung einschlug, hat der Erfolg gelehrt, der dem „Deutschen Museum“ alsbald zuteil wurde und ihm, rasch steigend, während des nächsten Jahrzehntes treu blieb. Die neue Zeitschrift, obgleich sie es verschmähte, zu ihren Lesern herabzusteigen, diese vielmehr zu sich emporzuheben trachtete, gewann schnell nicht bloß ein zahlreiches und dankbares Publikum, sondern auch — was noch mehr sagen wollte und ihr Gedeihen besonders förderte — einen ungewöhnlich stattlichen Stamm von gleichstrebenden Mitarbeitern. Kaum einer von den Männern, welche damals in deutscher Dichtung, Kunst und Wissenschaft einen Namen hatten oder in der das öffentliche Leben allmählich stärker durchdringenden, freiheitlichen Bewegung eine Rolle spielten, fehlt darunter. Fast jede Nummer widerlegte vielmehr die anfängliche Behauptung der Gegner, das „Deutsche Museum“ sei auf eine bestimmte politische Richtung eingeschworen und gehe nur darauf aus, dieser zur Herrschaft zu verhelfen. Abgesehen von den Vertretern der politischen und der kirchlichen Reaktion, die sich selbstverständlich jeder Gemeinschaft mit der von ihnen verketzerten und bald leidenschaftlich verfolgten Zeitschrift enthielten, kam in dieser jeder zu Wort, der etwas sachlich Wertvolles und den Fortschritt zu fördern Geeignetes mitzuteilen hatte, mochte auch gelegentlich der Herausgeber es für angezeigt halten, seinen prinzipiell abweichenden Standpunkt durch eine kurze redaktionelle Bemerkung zu wahren. Mit berechtigter Befriedigung konnte daher Prutz am Schluß des ersten Jahrgangs feststellen, daß sein Aufruf zur Mitarbeit bei den bedeutendsten Dichtern, Gelehrten und Publizisten fast über Erwarten lebhaften Widerhall gefunden habe: wohl hätten manche das Programm zu weit gefaßt und nicht entschieden genug gefunden und darin einen bestimmten Parteistandpunkt scharf ausgeprägt vermißt. Darauf antwortet er an der Spitze des zweiten Jahrgangs, mit dem das „Deutsche Museum“ in den Verlag von F. A. Brockhaus überging, mit der Erklärung, zur Zeit gebe es ja nur eine siegreiche Partei, die der Pfaffen und Junker, denn die Konstitutionellen hätten ihre Sache im Stich gelassen und dadurch sich selbst aufgegeben. „Der abstrakten Parteien“, so bemerkt er weiter, „haben wir schon genug, auch des Elends, Gott verzeih' es, des Elends, das infolge dieser Abstraktionen über das Vaterland kam, ist genug geschehen.“ Im Gegensatz zu den schnell fertigen Entwürfen der Weltverbesserer

bekennt Prutz, „in seiner Beschränktheit keinen andern Weg zu wissen als den langsamen, mühseligen, der nach dem Wort des Dichters:

> Zum Bau der Ewigkeiten
> Zwar Sandkorn nur zu Sandkorn reicht,
> Doch von der großen Schuld der Zeiten
> Minuten, Tage, Jahre streicht,

auch — wir hoffen es — von der Schuld unserer Knechtschaft."

So wenig Prutz demnach in dieser Richtung den Wünschen ungeduldig vorwärtsdrängender Freunde nachgab und das „Deutsche Museum" eine entsprechend schärfere Tonart nicht anschlagen ließ, so unverbrüchlich hielt es die weitherzigen Grundsätze fest, zu denen er sich im Gegensatz zu der herrschenden Reaktion und der von ihr begünstigten Publizistik für das „Deutsche Museum" bekannt hatte, und trug kein Bedenken, mit rücksichtslosem Freimut und unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit dieselben zu vertreten, je nach den Umständen in begeisterten Worten Recht und Freiheit verteidigend oder mit beißendem Spott und bitterem Hohn die Gegner bloßstellend. Dadurch erhob er die politische oder literarische Fehde aus der Sphäre des Parteigezänks in die des Kampfes um erstrebenswerte Ziele einer besseren nationalen Zukunft, welche den Lesern mahnend und ermutigend in Erinnerung zu bringen er keine Gelegenheit versäumte. Alle Zeit hielt er an dem Gelöbnis fest, mit dem er das Programm des „Deutschen Museums" dereinst geschlossen hatte, voll aufrichtigem Patriotismus und treuer Hingebung an die Interessen der deutschen Einigkeit, Macht und Ehre, nichts erstreben zu wollen als die Ehre unserer Literatur und den Ruhm des deutschen Namens. Nur konnte er den Glauben an eine baldige Besserung der deutschen Zustände unter dem entmutigenden Eindruck gewisser Vorgänge der folgenden Jahre doch nicht immer aufrecht erhalten. Dann machte patriotischer Unmut ihn zum eifernden Bußprediger, der auch sich selbst und seine Genossen nicht schonte, sondern ebenfalls für die nicht endenwollenden Enttäuschungen verantwortlich machte, wie z. B. in dem Nachruf, den er dem von der Reaktion ins Elend getriebenen und zu Grunde gegangenen Gustav Julius widmete, worin er sich in leidenschaftlichen Worten über die Elendigkeit der deutschen Zustände ergeht und die Klage um den früh zusammengebrochenen, hoffnungsvollen jungen Freund zu einer flammenden Anklage werden läßt gegen die eigene Partei, die in den Trümmern eines so zusammenbrechenden Daseins nur eine all-

gemeine, unentwirrbare Verschuldung sehen wollte (Deutsches Museum 1853 II 313 ff.).

Neu nicht sowohl durch die Verschiedenheit und den Umfang der literarischen Gebiete, die es auszubauen unternahm, sondern auch durch die Art, wie es dieselben zusammenzufassen und als Teile einer großen Einheit in ihren Beziehungen zum öffentlichen Leben gleichmäßig pflegen wollte, knüpfte das „Deutsche Museum“ doch auch an das an, was auf diesem Gebiet in Deutschland herkömmlich war, indem es ungeachtet der Fülle der ihm gestellten Aufgaben doch der schönen Literatur der Gegenwart gewissermaßen den Vortritt ließ und in Anpassung an den Geschmack des Publikums, welches diese leichtere Kost nun einmal nicht ganz entbehren mochte, gelegentlich einen größeren Raum zugestand. Galt es doch nicht bloß in dem Bilde von Deutschlands geistigem Leben, welches das „Deutsche Museum“ seinen Lesern bieten wollte, auch der zeitgenössischen deutschen Dichtung zu ihrem Rechte zu verhelfen, sondern auch aufstrebenden jüngeren Talenten den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen und in weiteren Kreisen wohlwollendes Gehör zu verschaffen. Das ist denn auch in reichstem Maße geschehen: fast alle die poetischen Talente, die während der nächsten Jahre als solche besonders anerkannt wurden und Boden gewannen, sind zuerst durch das „Deutsche Museum“ bekannt geworden. Die lange Reihe derselben durchgehend hat man gewissermaßen einen übersichtlichen Abriß der deutschen Dichtung der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vor sich, vornehmlich der lyrischen, in der Prutz selbst eine zweite, erstaunlich produktive Jugend erlebte. Da erscheinen nach den Trägern längst berühmter Namen wie Emanuel Geibel, Hoffmann v. Fallersleben, Julius Mosen, Georg Friedr. Daumer, Hebbel und Anastasius Grün, von denen gleich die ersten Nummern der Wochenschrift Proben ungedruckter Dichtungen brachten, fast vollzählig die Vertreter der jüngeren Generation, die unserer Literatur in der Folge ihr Gepräge gegeben hat, um nur die bekanntesten zu nennen: Theodor Fontane, Karl Beck, Hackländer, Gottfried Keller und Melchior Meyr, also nebeneinander Söhne der Mark, Österreichs, der Schweiz und Bayerns, und weiter dann Arnold Schönbach, Julius Rodenberg, Ludwig Frankl, Julius Grosse, Alfred Träger, Theodor Storm, Bernhard Endrulat, Adolf Strodtmann, Hermann Lingg, Hans Hopfen, Emil Rittershaus, Rudolf Gottschall u. a. m., ganz abgesehen von denen, welche, wie Moritz Carrière, Heinrich v. Treitschke, Ferdinand Gregorovius, Felix Dahn und Julius Braun, sich daneben auch in der Wissenschaft einen Namen erworben

haben. Noch viel größer freilich war die Zahl derjenigen, welche den im „Deutschen Museum“ erschienenen Erstlingen ihrer Muse poetische Leistungen weiter nicht folgen ließen. Von Schriftstellerinnen dagegen hat nur die talentvolle Luise v. Gall, die Gattin Levin Schückings, mit einigen ansprechenden Novellen Aufnahme gefunden.

Viel bedeutender aber noch, schon weil von weit größerem Umfang und von weit nachhaltigerer Wirkung als der Einfluß, den das „Deutsche Museum“ durch die Förderung aufstrebender Talente auf die Entwicklung unserer Literatur ausübte, wurde die hohe kritische Autorität, die es sich in kurzer Zeit erwarb. Mit unermüdlichem Eifer wurden von Prutz und seinem wohlorganisierten Stab von Mitarbeitern die einander in fast erdrückender Menge und Stetigkeit folgenden neuen Erscheinungen in dem Gebiete der schönen Literatur möglichst rasch einer kritischen Besprechung unterzogen, wobei die verheißene wohlwollende und milde Beurteilung freilich zuweilen auf eine harte Probe gestellt wurde und nicht immer behauptet werden konnte. So sehr sie am Platz war, wo redliches Streben anzuerkennen und ein Talent zu ermutigen war, durfte sie nach Prutzens Ansicht nicht zugelassen werden, wo es Geschmacklosigkeit zu bekämpfen oder gar gefährliche Prinzipien zurückzuweisen galt. Das aber war damals dringend geboten gegenüber gewissen Erzeugnissen der Belletristik, welche in einem bedenklichen Gemisch von scheinheiliger Frömmigkeit und schlecht verhüllter Sinnlichkeit als Musterstücke einer Gattung gebrandmarkt werden mußten, die, von gewisser Seite begünstigt und ausgelobt, wie eine Art von Erbauungsbüchern von dem Schlage des damals anonym erschienenen Romans „Eritis sicut Deus“ Mode zu werden drohten und vom Publikum förmlich verschlungen wurden. Natürlich vermehrte diese Haltung des „Deutschen Museums“ nicht bloß die Zahl seiner Gegner in der herrschenden Partei der Pfaffen und Junker, welche diese Literatur besonders begünstigten, sondern steigerte auch ihre Erbitterung und veranlaßte sie, jede Gelegenheit zu benutzen, um ihren Haß gegen den Herausgeber zu betätigen.

An solchen fehlte es leider nicht. Lief doch der Herausgeber einer solchen Wochenschrift nur allzuoft Gefahr, durch einen unverschuldeten Zwischenfall die rechtzeitige Fertigstellung des fälligen Heftes gefährdet zu sehen, und mußte dann wohl oder übel selbst in die Lücke eintreten und sie aushilfsweise füllen. Daß dabei die Sache nicht so genau genommen und die Worte nicht so gewogen wurden, wie das sonst geschah, ist begreiflich und hatte Inkorrektheiten im

Ausdruck oder Ungenauigkeiten in der Sache zur Folge. Die wenigen Male, wo auch Prutzen das begegnete, wurden von seinen Gegnern eifrigst ausgenutzt: eine solche Entgleisung wurde dargestellt als typisches Beispiel für die angeblich leichtfertige Art, in der Prutz seines Amtes als Herausgeber walten sollte. Das Üble war nur, daß solche literarische Fehden damals immer gleich auf das politische Gebiet hinübergriffen und dort mit Hilfe der dazu immer nur allzu bereiten amtlichen Instanzen entsprechend ausgenutzt wurden. Darin lag auch die Bedeutung des nicht ganz unbegründeten und nicht ohne Witz ausgeführten Angriffs, den ein Anonymus — er bezeichnete sich selbst als einen „Giaur" — aus einem Anlaß der Art 1853 gegen Prutz als den „großen Pascha von Halle" richtete. Er wurde erst später als das Signal erkannt, welches die reaktionäre Presse zum Sturmlauf gegen Prutz und sein an Ansehen zunehmendes Organ unternehmen sollte.

Nun machte aber die umfangreiche und zuweilen schwer lastende Rezensententätigkeit, die an sich nicht eben viel Befriedigung gewähren konnte, doch nur einen kleinen Teil aus von der Arbeitslast, welche der Herausgeber des „Deutschen Museums" und seine ständigen Mitarbeiter zu tragen hatten, um der deutschen Literatur der Gegenwart völlig gerecht zu werden. Vielmehr unterzogen sie von Zeit zu Zeit den einen oder den andern Zweig derselben einer gründlicheren monographischen Behandlung, wobei sie nicht bloß das neuerdings darin Geleistete einheitlich betrachteten, sondern auch dabei aufsteigende prinzipielle Fragen eingehend erörterten, um sich mit den aufkommenden neuen Richtungen auseinanderzusetzen und deren Berechtigung zu prüfen. Solche Beiträge wuchsen sich gelegentlich zu wertvollen Studien aus, die sachlich bleibenden Wert hatten und von dem Fachmann auch noch später nicht übersehen werden durften. In dieser Art beschäftigte sich Prutz selbst in dem ersten Jahrgang eingehend mit dem Drama der Gegenwart; der ebenso scharfsinnige wie geistvolle, zuweilen aber etwas manierierte Adolf Stahr, einer der eifrigsten Mitarbeiter des „Deutschen Museums", charakterisierte die modernen Romantiker; Karl Gutzkow polemisierte witzig gegen die „Blütenlesler", d. h. die Herausgeber der damals allzusehr in Aufnahme gekommenen Anthologien, und der Königsberger Philosoph Karl Rosenkranz machte Gutzkows eben erschienene „Ritter vom Geist" zum Ausgangspunkt für geistreiche Betrachtungen über den Roman als Kunstform.

Über die Massenproduktion der Gegenwart aber, die doch nur ausnahmsweise einmal volle Befriedigung gewährte, wurde die er-

freulichere ältere Literatur im „Deutschen Museum" nicht vernachlässigt, vielmehr ihre Geschichte dauernd sorgsam gepflegt, sodaß seine lange Bändereihe noch heute eine nicht zu erschöpfende Fundgrube dafür bietet und auch von dem Forscher nicht unbeachtet gelassen werden darf. Daß dabei die älteren Zeiten verhältnismäßig dürftig fortkamen, ist begreiflich; noch stand auch die Goetheforschung damals nicht so hoch in der Gunst des Publikums wie heutigen Tages, wo sie bis zu einem gewissen Grade Modesache geworden ist und man zuweilen fast zweifeln möchte, ob sie wirklich noch soviel Nutzen stiftet und so großen Gewinn bringt, wie ihre Adepten meinen. Wohl aber bot gleich der erste Aufsatz, der das „Deutsche Museum" eröffnete und somit für ein Stück Programm gelten konnte, wertvolle Mitteilungen zu Goethes Leben aus der Feder des in Weimar heimischen hochverdienten Adolf Schöll, der es sich allezeit besonders hat angelegen sein lassen, die großen Traditionen unserer klassischen Zeit auch in der Gegenwart zu Ehren zu bringen. Ähnliche Beiträge verdankte die Zeitschrift dem ebenso unermüdlichen wie als Finder glücklichen und als Kritiker scharfsinnigen Guhrauer. Hermann Hettner behandelte geistvoll Goethes Verhältnis zum Sozialismus, während Heinrich Pröhle, der seinen heimischen Harzbergen immer neue anziehende Seiten abgewann, Bürgers Verhältnis zu der modernen Dichtung zum Gegenstand einer anregenden Betrachtung machte. Diese gleich anfänglich eingeschlagene Richtung, welche der wissenschaftlichen Vergangenheit seines Herausgebers entsprach, hielt das „Deutsche Museum" auch in der Folge fest und hat dadurch auf weitere Kreise literarhistorisch anregend gewirkt in einer Zeit, in der das immer mächtiger andrängende politische Interesse die Teilnahme des gebildeten Publikums immer ausschließlicher in Anspruch nahm.

Nichts jedoch lag der Leitung des „Deutschen Museums" dabei ferner als jene befangene nationale Einseitigkeit, welche die deutsche Literatur aus ihrem natürlichen, lebendigen Zusammenhang mit der gesamten Geistesentwicklung der europäischen Völker gelöst zu betrachten unternahm. Vielmehr wurden ihre Beziehungen zu den fremden Literaturen, die Anregungen, die sie von diesen empfing, und die Einwirkungen, die sie ihrerseits auf jene ausübte, nicht bloß vom geschichtlichen Standpunkt aus erwogen, sondern auch nach ihrem ästhetischen Wert und gelegentlich auch nach ihrer praktischen Bedeutung gewürdigt, um in dem einen Fall vor Überschätzung des einen zu warnen, in dem andern auf das noch nicht hinreichend gewürdigte aufmerksam zu machen. Die großen Denker

und Dichter Italiens brachte das „Deutsche Museum" seinen Lesern immer wieder nahe: Wolfsohn behandelte die Darstellung der Francesca da Rimini bei Dante, Gustav Diestel beschäftigte sich mit Petrarca, E. Ruth würdigte Alfieri als Tragiker und E. Cauer erneuerte das Andenken der Giovanni Battista Vico, während H. Wellmann eine eingehende Charakteristik des Romandichters Manzoni beisteuerte. In das Gebiet des spanischen Geisteslebens leitete der junge Karl Frenzel hinüber durch eine vielversprechende Abhandlung über die Dramen Calderons. Die französische Literatur betrafen gleich in den ersten Jahrgängen Arbeiten von Löbell über die moderne Schaubühne und von Hettner über den berühmten Baron v. Grimm. Auch die englische Literatur ging nicht leer aus: Wilhelm Hertzberg schrieb über Chaucer und gab Proben seiner vortrefflichen Übersetzung der Canterbury Tales, Schmidt schrieb über Tennyson und Deutschland und Büttner über Dickens als Geschichtschreiber. Nimmt man dazu die von Friederike Friedmann gebotenen Übersetzungsproben amerikanischer Lyrik sowie ähnliche Übertragungen aus dem Ungarischen und Russischen sowie eine Studie W. Hansens über das holländische Theater, so bekommt man einen Begriff von der Mannigfaltigkeit des „Deutschen Museums", welches damals allen Unternehmungen ähnlicher Art überlegen war.

Der Begriff der Literatur war hier ebenso weit wie tief gefaßt als die Gesamtheit der Erscheinungen, in denen sich das geistige Leben der Nation betätigt. Daher wurden auch die Wissenschaften, natürlich unter Verzicht auf alle Fachspezialitäten, in regelmäßigen Berichten in ihren Fortschritten verfolgt. In keiner ist damals eine bedeutende Erscheinung an das Licht gekommen, zu der das „Deutsche Museum" nicht alsbald Stellung genommen und seinen Lesern alsbald Stellung zu nehmen ermöglicht hätte. Am wenigsten noch war das bei der Philosophie der Fall, deren allzu eifrige und zuweilen nicht ganz tendenzlose Pflege während des letzten Menschenalters eine gewisse Abkehr von ihr veranlaßt hatte. Doch fand auch sie durch Aufsätze von Moritz Carrière über Philosophie und Religion, von Julius Schaller über die Idee des Kosmos, von Eduard Zeller über Kuno Fischers Bacon von Verulam, von Jürgen Bona Meyer über den Stand des Streites über Seele und Leib angemessene Vertretung. Zudem griffen in das philosophische Gebiet manche von den zahlreichen Beiträgen hinüber, die der Kunst und Kunstgeschichte gewidmet waren. Denn das „Deutsche Museum" beschränkte sich nicht auf sachkundige Berichte über die Pflege der Kunst in den verschiedenen Zentren des geistigen Lebens in Deutschland, wie

Berlin, München, Dresden, sondern öffnete seine Spalten auch theoretischen Erörterungen und namentlich kunstgeschichtlichen Studien. Von den später gefeiertsten Kunsthistorikern hat mehr als einer die Erstlinge seiner Forschung den Lesern des „Deutschen Museums“ bieten können, wie Ernst Förster in München, C. W. Waagen in Berlin, Anton Springer in Bonn, denen sich dann Ernst Gurlt, von der Eye, Friedrich Theodor Vischer und andere würdig angeschlossen, während sonst meist auf anderen Gebieten tätige Autoren, wie Melchior Meyr, Rosenkranz u. a. gelegentlich auch in kunstgeschichtlichen Fragen das Wort ergriffen. Selbst die Kunst der Töne blieb nicht unbeachtet: eine Autorität wie Karl Banck behandelte gleich in dem ersten Jahrgang die musikalischen Zustände der Gegenwart, Kohlandt schrieb über Klassiker und Romantiker der Musik und ein Ungenannter übte scharfe Kritik an den Zuständen der Berliner Oper. Selbstverständlich blieben wichtige musikalische Ereignisse auch des Auslands nicht unbesprochen, wie z. B. der gewaltige Skandal, zu dem in Paris die Erstaufführung von Richard Wagners Tannhäuser den Anlaß gab: ihn schilderte nicht bloß, sondern erklärte auch Paul Lindau in einer Reihe trefflicher Artikel.

II.

Den Übergang von dem Gebiete der Literatur und Kunst zu den Fachwissenschaften vermittelte auch für das „Deutsche Museum“ die Altertumskunde. Da erscheint als Mitarbeiter August Boeckh, der berühmte Berliner Professor und tapfere Verfechter freiheitlicher Prinzipien, an der Spitze einer stattlichen Reihe von verdienten Philologen und Schulmännern, von denen Friedrich Hase die römische Satire behandelte, Karl Peter die römische Geschichte als Bestandteil der modernen Bildung, Lotholz die Weltanschauung des Aristophanes, Lotheisen die Parasiten in der römischen Komödie usw. Diese und ähnliche Arbeiten leiteten zur allgemeinen Kulturgeschichte hinüber, die begreiflicherweise besonders eifrige Pflege fand, während eine lange Artikelreihe von Julius Braun von einem für jene Zeit ziemlich radikalen, ja fast revolutionären Standpunkt aus die Notwendigkeit gründlicher Reformen im Betrieb der Altertumskunde verlangte, die von den Archäologen und Philologen der alten Schule nicht bloß mit Kopfschütteln aufgenommen, sondern vielfach mit Entrüstung zurückgewiesen wurden, um ein Menschenalter später allgemein angenommen zu werden. Als ein eigentümliches Zusammentreffen, welches den auch auf diesem Gebiet mit einer gewissen Notwendigkeit waltenden inneren Zusammenhang zu

erweisen geeignet ist, mag angeführt werden, daß der berühmte Münchener Fragmentist Jakob Philipp Fallmerayer, der die modernen Griechen des sie mit solchem Stolz erfüllenden Ruhmes der direkten Abstammung von den alten Hellenen beraubt hatte, im „Deutschen Museum“ den Vortrag eingehend besprach, in dem der damals noch jugendliche Ernst Curtius den Schauplatz der nationalen Spiele der Griechen in Olympia schilderte und zuerst den Gedanken anregte, die dort zu vermutenden Kunstwerke durch planmäßige Ausgrabungen an das Licht zu bringen.

Dem lebhaften Interesse, welches das „Deutsche Museum“ der klassischen Altertumskunde zuwandte, deren Unentbehrlichkeit als Grundlage der modernen Bildung damals allerdings noch von niemand angezweifelt wurde, entsprang auch sein Streben nach Vermittlung einer lebendigen Anschauung von der Vergangenheit überhaupt: sie sollte seinen Lesern zum Verständnis der Gegenwart verhelfen. Dieses wurde weiterhin gefördert durch eine reiche Fülle von eigentlich geschichtlichen Abhandlungen, für welche verschiedene Formen gewählt wurden. Da fehlten nicht anziehende selbstbiographische Aufzeichnungen von bekannten Persönlichkeiten über bemerkenswerte Ereignisse aus ihrem Leben. An ihrer Spitze erscheint Varnhagen von Ense, freilich nicht ohne den ihm nun einmal eigenen schönrednerischen Wortschwall, mit einem Fragment aus seinen damals noch ungedruckten Denkwürdigkeiten, worin er erzählt, wie er durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände bei Gelegenheit der Ermordung Kotzebues den Ereignissen nahegerückt, Ungewöhnliches hatte erleben können. Karl Rosenkranz bot als „Leben und Wissenschaft“ in behaglichem Plauderton Erinnerungen aus seiner Knaben- und Studienzeit, und Bauernfeld, der gefeierte Lustspieldichter, führte die allzu günstigen Vorstellungen auf das richtige Maß zurück, die man sich von der „alten guten Wiener Zeit“ zu machen pflegte, Heinrich König aber gab seine Jugendgeschichte als „Metamorphosen eines angehenden Studenten“ zum besten und entwarf im Anschluß daran ein fesselndes Bild von den damaligen Zuständen in dem „goldenen Mainz“. Aber auch von dem Leben bereits dahingegangener bedeutender Zeitgenossen brachte das „Deutsche Museum“ gelegentlich ausführliche Darstellungen.

Legte es seinem Programm gemäß besonderen Nachdruck darauf, daß der Blick seiner Leser erweitert werde, indem es ihnen auch die Bekanntschaft mit fernen Ländern und fremden Kulturen vermittelte und dadurch zu besserem Verständnis und richtigerer Beurteilung der sie daheim umgebenden Verhältnisse anleitete, so

mußte auch der Länder- und Völkerkunde in Verbindung mit der Kulturgeschichte beträchtlicher Raum zugestanden werden. Reiseberichte aller Art und über die verschiedensten Gegenden, Schilderungen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen sowie der geistigen und sittlichen Zustände der benachbarten Kulturländer wie auch solcher weitentlegener, damals noch selten besuchter Regionen machten in jedem Jahrgang einen bedeutenden Teil des Inhalts aus. Unter den Autoren finden wir die bekanntesten Vertreter dieser Literaturgattung und von den auf diesem Gebiete bemerkenswerten Neuheiten blieb keine unbesprochen. Der vielgereiste Moritz Hartmann schilderte Holland, Südfrankreich und die Bretagne, Claire von Glümer Béarn, Kapper die südslawischen Länder, Buddeus Petersburg, Adolf Stahr Paris in den Herbsttagen, Ludwig Roß verschiedene Teile Griechenlands, Ludwig Steub das sonnige Etschtal, Ferdinand Gregorovius die malerische Küste seiner ostpreußischen Heimat usw. Ergänzend und belebend schlossen sich daran Schilderungen und Mitteilungen von den Sitten und Gebräuchen weniger bekannter Stämme, von Volksliedern und Sprichwörtern und ähnlichem Material. Nicht selten wurden dabei die Grenzen Europas verlassen. Denn auch die Fortschritte der Erdkunde wurden gewissenhaft verfolgt und den Lesern nach ihrer Bedeutung für Handel und Verkehr und für die Entwicklung der Kultur verständlich gemacht.

Damit griff das „Deutsche Museum“ allerdings eigentlich auf ein Gebiet hinüber, das sonst den Naturwissenschaften vorbehalten zu sein pflegt. Es darf seinem Leiter aber umsomehr zum Verdienst angerechnet werden, daß er, obgleich seinem Bildungsgange nach ihnen fernstehend, doch alsbald die ungeheure Bedeutung richtig erkannte, welche die eben einsetzende gewaltige Entwicklung der Naturwissenschaften nicht bloß für das praktische, sondern für das gesamte geistige Leben demnächst gewinnen sollte. Auch hier wußte er für die allgemein verständliche Behandlung dieser oft schwierigen Gegenstände anerkannte Autoritäten zu gewinnen. So brachte das „Deutsche Museum“ von dem berühmten Botaniker Schleiden nicht bloß einen interessanten Aufsatz über populäre Behandlung der Naturwissenschaften, sondern auch Artikel über die Nordpolexpeditionen und über die Fremdenpolizei in der Natur, von Carus Beiträge, die z. T. an das medizinische streiften, von Jessen solche zur Geschichte der Botanik, von dem Zoologen Burmeister eine Studie über Tauben und Hühner, von Giraud über die Gebirge des mittleren Europa und über die Physiognomik der Gebirge und da-

zwischen dann von allem andern abgesehen eine reizende humoristische Studie von Hermann Masius über den Floh. Also auch nach dieser Seite wurde die Zeitschrift den weitgehendsten Ansprüchen gerecht und verfolgte gewissenhaft jede Anregung zur Erweiterung ihres Gesichtskreises. Wo irgend ein neuer Gedanke auftauchte, der bei ernster Prüfung lebens- und entwicklungsfähig befunden wurde, gab das „Deutsche Museum" seinen Vertretern alsbald Gelegenheit, ihn weiteren Kreisen bekannt zu machen und die sich daraus erschließenden Aussichten darzulegen. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, der Schöpfer der Völkerpsychologie, Lazarus, dort zuerst seine Ideen entwickeln, ihre Berechtigung und Bedeutung darlegen und die neue Wissenschaft in ihren Grundzügen feststellen können.

Alles das aber war dem Herausgeber doch nicht Selbstzweck, sondern wurde von ihm ebenso geschickt wie geschmackvoll und erfolgreich in den Dienst der praktisch politischen und nationalerziehenden Richtung gestellt, welche seine Zeitschrift dem ihr zu Grunde liegenden Programm gemäß zu vertreten als ihre vornehmste Aufgabe ansah. Niemals verlor er die Beziehungen aus dem Auge, welche diese mit dem öffentlichen Leben im weitesten Sinn des Wortes verband. Der damit übernommenen Aufgabe gerecht zu werden, mußte freilich der Rahmen, in dem eine Wochenschrift auch bei der größten Vielseitigkeit und Beweglichkeit sich sonst zu halten pflegte, nach mehr als einer Seite durchbrochen und sowohl in bezug auf die Gegenstände, die behandelt wurden, als auch in bezug auf die Form, in der dies geschah, das Beispiel der großen Tagesblätter nachgeahmt werden. Das erforderte einmal die besondere Berücksichtigung derjenigen wissenschaftlichen Gebiete, auf die bei der Erörterung politischer Fragen immer wieder zurückgegriffen werden mußte, also der Staats- und Volkswirtschaftslehre, und dann eine stete aufmerksame Verfolgung der Tagespolitik. Doch geschah auch dies nicht von einem bestimmten, scharf abgegrenzten Parteistandpunkt aus, sondern ganz im allgemeinen zum besten einer freiheitlichen nationalen Entwicklung, in Gemeinschaft mit allen Vorkämpfern einer solchen ohne Rücksicht auf Meinungsverschiedenheiten in Spezialfragen, gemäß der weitherzigen Fassung, welche das Programm des „Deutschen Museums" von Anfang an auszeichnete. So wurde dieses schnell der Sammelplatz für alle liberal und national denkenden Autoren, die sich nicht mit der Tagespresse befassen mochten. So konnten hier wichtige Fragen des öffentlichen Lebens unabhängig von jeder unduldsamen Parteidoktrin von verschiedenen

Autoren und von verschiedenen Standpunkten aus behandelt werden, was für die Klärung der Meinungen ein großer Gewinn war und in mehr als einem Fall auch der politischen Praxis zugutekam. So sieht man beim Durchblättern der langen Bändereihe fast alle die Fragen noch einmal an sich vorüberziehen, welche während der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Öffentlichkeit beschäftigt haben. Auch hier fehlt von den Männern keiner, die an der Entwicklung der Dinge damals tätig beteiligt waren und auf ihren schließlichen Gang mehr oder minder bestimmend eingewirkt haben. Verhältnismäßig weniger stark vertreten sind unter den hierhergehörigen Aufsätzen solche, die sich mit der sozialen Frage beschäftigten, weil diese damals noch nicht so wie später im Brennpunkt des öffentlichen Interesses stand. Doch gab z. B. Anschütz Beiträge zur Philosophie der Gesellschaft, Anton Springer solche zur Naturgeschichte der Gesellschaft, Planck behandelte die soziale Frage auf deutschem Boden, Wesenberg besprach soziale Anfänge in Westdeutschland, Seiffart warf „unromantische Blicke“ auf den angeblichen Wohlstand im Mittelalter, schrieb über das Proletariat sonst und jetzt und über die Finanzen des Proletariates. Hierher gehört auch die Abhandlung eines Ungenannten über das Judentum in der Neuzeit. Weit beträchtlicher aber ist die Zahl der Aufsätze über eigentlich politische Fragen der Zeit. Auch betreffen diese nicht bloß deutsche oder nur europäische Angelegenheiten und greifen gelegentlich aus dem Gebiet der Politik in das der Kirche hinüber. So wird zu Beginn des Krimkrieges eingehend der Streit um die heiligen Stätten dargelegt und dann die Stellung des Christentums im Osten unter russischem Schutz behandelt. Im allgemeinen aber überwiegen natürlich die deutschen und darunter wieder die preußischen Angelegenheiten. In letzteren ergriff nicht selten Prutz selbst das Wort und zwar gelegentlich in außerordentlich scharfem Ton. Unter seinen Mitarbeitern finden wir Vertreter der verschiedensten Richtungen: so bespricht der berühmte Fragmentist Fallmerayer die voraussichtliche weitere Entwicklung der Orientpolitik und Arnold Ruge geht mit der Politik Englands scharf ins Gericht.

Voraussetzung jedoch für das volle Verständnis und den rechten Nutzen derartiger Arbeiten, die ganz der Tagespolitik galten und die Leser zu deren richtigem Verständnis und richtiger Beurteilung anleiten sollten, war es natürlich, daß diese über das politische Leben der Gegenwart dauernd auf dem laufenden erhalten wurden. Das aber war nur möglich durch eine für eine Wochenschrift nicht leicht zu beschaffende Fülle von Korrespondenzen nicht bloß aus den

großen Zentren des öffentlichen Lebens, sondern auch aus den kleineren Orten, welche für engere, durch besondere Interessen zusammengehaltene Kreise die Mittelpunkte bildeten und dadurch weiterhin doch auch für die Allgemeinheit Bedeutung erlangten. Solche brachte jede Nummer, und zwar augenscheinlich aus der Feder wohlunterrichteter Korrespondenten. Selbst von den größeren Zeitungen dürfte damals kaum eine über ein ähnlich reiches und zuverlässiges Material verfügt haben. Erinnert man sich, wie bescheiden im Vergleich mit den heute selbst an eine mittelgroße Tageszeitung gestellten Anforderungen die Leistungen der Presse auf diesem Gebiete waren, so wird man erst recht die ungewöhnliche Größe der Leistungen des „Deutschen Museums“ ermessen können.

Es würde zu weit führen, wollten wir die lange Reihe der Städte hier zusammenstellen, aus denen es teils regelmäßige, teils von Zeit zu Zeit, jedenfalls aber immer dann, wenn besondere Ereignisse den Blick auf einen Ort gelenkt hatten, orientierende Mitteilungen sachkundiger Berichterstatter bringen konnte. In erster Linie galten diese natürlich den geistigen Bestrebungen, der Literatur und der Kunst. Neben dem am häufigsten erscheinenden Berlin waren da regelmäßig vertreten Wien, München, Dresden, Weimar, Oldenburg, Darmstadt und Altenburg, nicht minder aber auch Bremen, Leipzig, Breslau und Nürnberg. Besonderes Interesse wird den deutschen Universitäten zugewandt, von Bonn, Heidelberg, Jena, Halle, Erlangen und Kiel berichtet. Nicht übersehen wurden dann aber auch solche Landschaften und Örtlichkeiten, die infolge ihrer Lage und der in ihnen zusammenlaufenden besonderen Interessen die Teilnahme weiterer Kreise für ihre Zustände und deren Entwicklung beanspruchen konnten, wie Ostpreußen, das Wuppertal, die Danziger Niederung, das Fichtelgebirge und das Großherzogtum Posen. Aber noch viel weiter reichten des Herausgebers treffliche Verbindungen: nicht bloß in Siebenbürgen und aus Südtirol, auch aus Konstantinopel und New-York standen ihm solche zur Verfügung.

An Vielseitigkeit des gediegenen Inhaltes, Weitherzigkeit der vertretenen freiheitlichen Grundsätze, Folgerichtigkeit in deren besonnener Geltendmachung und Zuverlässigkeit und Schnelligkeit der Berichterstattung über alles, was einen gebildeten Leser interessieren konnte, dürfte nach alledem dem „Deutschen Museum“ zur Zeit seiner Blüte keine deutsche Wochenschrift gleichgekommen sein. Selbst seine Gegner haben diese Vorzüge anerkannt und daraus auch ihrer-

seits gelegentlich Vorteil gezogen. Deren Zahl aber wuchs in demselben Maße, wie die siegreiche Reaktion im Laufe der fünfziger Jahre ihre Herrschaft in Preußen befestigte und immer schrankenloser und willkürlicher ausübte. Infolgedessen wurde dem „Deutschen Museum", das unausgesetzt im Kampf gegen erbitterte Widersacher sich den Weg freizumachen suchen mußte, unwillkürlich das Gepräge einer gewissen Streitbarkeit aufgenötigt, die ihm ursprünglich nicht eigen gewesen war und dem Geschmack mancher Leser auf die Dauer nicht zusagte, wohl aber die reaktionäre Publizistik zu neuem Ansturm reizte. Hinter dieser aber standen nun erst recht die Organe der reaktionären Regierung, eifrig bestrebt, die Wochenschrift zu schädigen und ihrem Herausgeber Verlegenheiten aller Art zu bereiten. Daraus ergab sich für diesen eine nicht endenwollende Reihe von Konflikten, nicht bloß literarischer, sondern auch persönlicher und schließlich sogar amtlicher Natur. Der größte von diesen, der weithin Aufsehen erregte, war ein Zusammenstoß mit Prutz' Hallenser Kollegen Heinrich Leo. Er ist so ganz ein Erzeugnis der damaligen tiefkranken Zeit und spiegelt deren trostlose Verhältnisse zu deutlich wider, um nicht auch hier kurz erwähnt zu werden, zumal er mittelbar auch die Schwierigkeiten, mit denen Prutz und sein Organ zu ringen hatten, besonders hell beleuchtet erscheinen läßt, sie seiner Zeit aber in einer Weise steigerte, die schon damals zweifeln lassen konnte, ob sie auf die Dauer zu besiegen sein würden.

Heinrich Leo, der Hallenser Professor der Geschichte und als Gelehrter nicht ohne Verdienste um seine Wissenschaft, in jungen Jahren ein eifriger Burschenschafter und als solcher einst in Gefahr, mit Sand in Untersuchung gezogen zu werden, war nicht bloß als Lehrer und Schriftsteller, sondern auch als volkstümlicher Agitator einer der eifrigsten Vorkämpfer der in Halle damals allmächtigen Reaktion, und liebte es, sich als solchen auch öffentlich zu bekennen. An den Umzügen, durch welche der „Preußenverein" Königs Geburtstag beging, nahm er im blauen Frack mit blanken Knöpfen mit dem Zylinder auf dem Kopf demonstrativ teil, laut einstimmend in das „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?". Als Vorkämpfer der gleichen Gesinnung schrieb er auch gelegentlich für das Organ des Preußenvereins „Das Volksblatt für Stadt und Land zur Belehrung und Unterhaltung". In ihm erschien 1853 ein Artikel, der einen allgemeinen Sturm des Unwillens veranlaßte und selbst von den Parteigenossen nicht gebilligt wurde. Im Hinblick auf die im Orient herrschende Gärung, welche den baldigen Ausbruch des Krieges erwarten ließ, leistete er sich darin ganz ungeheuerliche

Ergüsse, indem er nicht nur die „Weißgesichter" als die eigentliche Krone und Blume des Gewächses der Menschheit feierte, sondern die Ansicht vertrat, „das Streben, Kampf und Krieg sei von Anfang an die wahre natürliche Form des Lebens gewesen und Friede immer nur die Maske, hinter welcher sich der weit giftigere Krieg der Verwesung verborgen habe". Daran hatte er den Wunsch geknüpft: „Gott erlöse uns von der europäischen Völkerfäulnis und schenke uns einen frischen, fröhlichen Krieg, der Europa durchtobt, die Bevölkerung lichtet und das skrofulöse Gesindel zerstört, das jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stickluft führen zu können. Jetzt spielt noch die Kanaille der materiellen Interessen die große Rolle, wie die Fliege des Aesop, die sich auf die Wagenräder setzt und, wenn diese im schnellen Lauf der Zeit herumwirbeln, schreit: Seht nur, was für ein gewaltiger Kerl ich bin." Die allgemeine Entrüstung, welche dieser Artikel hervorrief — pries er doch unter anderen Kaiser Napoleon III. als den „Hecht im Karpfenteich", der den von ihm herbeigesehnten Krieg zu entflammen auf dem Wege sei — brachte Prutz nachdrücklichst im „Deutschen Museum" zur Geltung in einem Artikel „Der kleine Rataplan von Halle". Leo wurde darin mit einer vernichtenden Schärfe des Spottes und einem donnernden Pathos sittlicher Entrüstung zur Rede gestellt, wie sie in einer literarischen Streitschrift akademischer Kollegen bisher wohl kaum jemals zu Wort gekommen waren. Ließ doch schon das vorangestellte Motto in dieser Hinsicht etwas ganz Ungewöhnliches erwarten, nämlich die Worte aus Shakespeares König Johann: „Du in der Haut des Löwen? Weg damit! Häng' Dir ein Kalbsfell um Deine schnöden Glieder!" Unbarmherzig ging Prutz mit dem „kleinen Rataplan" ins Gericht und gab ihn dem allgemeinen Gelächter preis, in das auch von dessen Parteigenossen manche schadenfroh einstimmten. Die scheinheilige Verlogenheit seiner gewaltig tönenden, aber leeren Phrasen wurde in ihrer Gemeingefährlichkeit gebrandmarkt und mit besonderem Nachdruck auf die unerhörte Tatsache hingewiesen, daß der Urheber eines solchen skandalösen Machwerks ein Mann sei, der zum Lehrer der akademischen Jugend berufen, doch ganz andere Aufgaben zu lösen und demgemäß auch gegen Staat und Gesellschaft noch ganz besondere Pflichten zu erfüllen habe: durch die hier geübte Verletzung derselben habe er sich einer schweren Unsittlichkeit schuldig gemacht. So unerhört scharf diese Abfertigung Leos durch Prutz war und so sehr dieser seiner Entrüstung die Zügel hatte schießen lassen, so konnte doch für keinen Unbefangenen zweifelhaft sein, auf welcher

Seite für Recht und Sitte gestritten wurde. Die Sympathien aller unbefangen und besonnen urteilenden Gebildeten mußten sich Prutz zuwenden, wie denn auch der ungenannte Verfasser der gegen Prutz gerichteten Streitschrift „Robert Prutz, der kleine Pascha von Halle" mit seinen billigen Witzen, die nirgends den Kern der Sache trafen, offenbar nur geringen Eindruck gemacht und der Sache Leos nicht genützt hat.

Umso nachdrücklicher nahm sich dieser die herrschende Reaktion an und konnte dabei natürlich wieder auf die Unterstützung der Regierung rechnen. Es begann ein förmliches Kesseltreiben gegen das „Deutsche Museum" und seinen Herausgeber, den man auch noch von einer anderen Seite zu fassen suchte, indem ihm wegen angeblich straffälliger Äußerungen in der bei der Schillerfeier in Leipzig gehaltenen Rede ein Prozeß angehängt wurde. Auf Schritt und Tritt gestört, gehindert und bedroht, dabei natürlich von manchem bisherigen Mitarbeiter verlassen und selbst in seiner Zukunft bedroht, brach er unter der Last dieses ungleichen und aussichtslosen Kampfes fast zusammen und mußte im Sommer 1857 einen längeren Urlaub nehmen, den er in der Nähe seiner pommerschen Vaterstadt verbrachte. In dieser Zeit der Muße, während deren er im Kreise alter Freunde aus dem vertrauten Boden der Heimat neue Kraft sog, reifte in ihm der Entschluß, den allmählich unerträglich gewordenen Verhältnissen in Halle endgültig den Rücken zu kehren: im Frühjahr 1858 siedelte er nach Stettin über, mit ihm natürlich auch das „Deutsche Museum". Aber so freundliche Aufnahme er dort fand, so mußte er sich doch bald überzeugen, daß die rasch aufblühende Handelsstadt, bei deren emsig tätiger Bürgerschaft die materiellen Interessen allen anderen vorgingen, zum Sitz einer literarischen Zeitschrift wenig geeignet sei. Sie gewährte deren Leiter doch nicht die vielseitige Anregung, deren er zur Erfüllung seiner Pflichten notwendig bedurfte. Auch die verhältnismäßige Entlegenheit des neuen Wohnsitzes hatte gewisse Mißstände zur Folge, nicht bloß insofern der Verkehr mit dem Druckort erschwert wurde und mehr Zeit kostete, sondern auch insofern, als die persönliche Berührung mit alten und neuen Mitarbeitern seltener möglich wurde, die in dem so bequem an der großen Straße durch Mitteldeutschland gelegenen Halle allezeit eine sehr rege gewesen war.

Doch trugen auch noch andere, allgemeinere Verhältnisse dazu bei, daß das „Deutsche Museum" einen immer schwereren Stand hatte. War doch eben damals die Zahl der Zeitschriften, welche ähnliche Ziele wie das „Deutsche Museum" mit ähnlichen Mitteln

verfolgten, um einige sehr vielversprechende und vielleistende vermehrt worden. Vor allem aber wandte sich mit dem Beginn der neuen Ära das Interesse der gebildeten Kreise so durchaus der Politik zu, daß die Teilnahme für Literatur und Kunst eine wesentliche Abschwächung erfuhr, die Ansprüche aber, welche die große Masse der Leser zur Befriedigung ihrer politischen Interessen stellte, nur durch eine entsprechend höhere Entwicklung der Tagespresse befriedigt werden konnten. Dazu kam endlich, daß Prutz im Winter 1860 auf 61 von einem Schlaganfall heimgesucht wurde, dessen körperliche Folgen nie ganz überwunden wurden und ihn nötigten, seiner Tätigkeit engere Grenzen zu ziehen. Trotz alledem versuchte Prutz den Platz noch zu behaupten, unterstützt von dem in die Redaktion eintretenden Karl Frenzel, einem der geistvollsten und vielseitigsten Berliner Publizisten, dem jedoch die immer mehr überwiegende Politik ebenfalls ferner lag. Die Wendung aber, welche diese bald darnach nahm und die zu der deutschen Krisis von 1866 führte, entsprach durchaus nicht der politischen Überzeugung von Prutz: hat er sie doch sogar noch in poetischer Form entschieden bekämpft, in jenen „Terzinen“, welche den damaligen Kampf zwischen den beiden deutschen Mächten als einen Bruderkrieg darstellten und ihm noch einmal ein strafgerichtliches Verfahren zuzogen.

Alles das überzeugte den bisher mutig ausharrenden Schöpfer und Leiter des „Deutschen Museums“ von der Aussichtslosigkeit einer Fortsetzung des Kampfes zur Behauptung der so lange Jahre tapfer verfochtenen Sache. Auch hatten die wirtschaftlichen Verhältnisse die buchhändlerischen Bedingungen für ein derartiges Unternehmen wesentlich verändert und bereiteten dessen Fortsetzung Schwierigkeiten, die nur mit großen Opfern zu überwinden gewesen wären. So wurde denn beschlossen, das Erscheinen des „Deutschen Museums“ einzustellen, und im Herbst 1866 nahm Prutz von dem ihm noch treugebliebenen Leserkreis in aller Form Abschied. Seine Wochenschrift aber gehörte nun der Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens an, wird aber in dieser für alle Zeit einen Ehrenplatz behaupten und als dereinst in ihrer Art bahnbrechend im Gedächtnis der Fachgenossen fortleben.

Beiträge zur Heimatkunde Hinterpommerns[1])

2. Das Gewerk der Bernsteindreher in Stolp

Von **Dr. Schuppius** in Stolp

[1]) Band 1 erschien im Verlage der Zentralstelle für die deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig unter dem Titel „Die Familien des Kirchspiels Mützenow 1626—1852".

Wer als Familienforscher an die Heimatkunde herantritt unter der Voraussetzung, daß die einzelnen Menschen einen wesentlichen Bestandteil der Heimat darstellen, wird notwendig dazu gedrängt, auch die Beziehungen zu untersuchen, in denen sie zu ihrer Heimat stehen und durch die sie maßgebend beeinflußt werden, mit anderen Worten: er wird Personengeschichte im engen Anschluß an die Heimatgeschichte treiben müssen; sobald ihn aber seine Untersuchungen in städtische Verhältnisse zurückführen, etwa in die Zeit vom ausgehenden Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, also in eine Zeit schärfster Umgrenzung einzelner Gesellschaftsgruppen, so wird er oft genug die Erfahrung machen müssen, daß die reine Personengeschichte unzulänglich oder gar unverständlich wird ohne genaueste Kenntnis dieser Gruppen, der Zünfte und Innungen, die die Einzelpersönlichkeit gewissermaßen aufsaugen, und so ist der weitere Schritt zur Untersuchung der Zunftgeschichte als Voraussetzung für zureichende Personengeschichte ohne weiteres gegeben. Wenn in den folgenden Ausführungen als Gegenstand des Versuchs einer solchen Zunftgeschichte gerade die Stolper Bernsteinarbeiter gewählt werden, so liegen dafür die verschiedensten Gründe vor: einmal die zahlenmäßige Bedeutung dieser Berufsgruppe, die zeitweise fast ein Fünftel der ganzen Stolper Bürgerschaft in sich schloß; sodann die durch den Monopolcharakter des Bernsteins bedingte, in ihren Grundzügen fast kommunistisch anmutende Wirtschaftsform und die aus demselben Umstande heraus erwachsende Ausnahmestellung gegenüber den anderen Gesellschaftsgruppen und dem Staat; der durch fast zwei Jahrhunderte anhaltende Kampf um die soziale Stellung, der zu dem wohl einzig dastehenden Ergebnis führte, daß aus der einfachen Innung eine vornehme Zunft wurde; schließlich — und hier liegen schon die Berührungspunkte mit der Allgemeingeschichte — die besondere Eigenart des Bernsteinhandels, die das unbedeutende Landstädtchen Stolp mitten in den Welthandel hineinstellte und das Wohl und Wehe eines ansehnlichen Teils seiner Bürger von weltpolitischen Ereignissen abhängig sein ließ, die für den durchschnittlichen Deutschen der damaligen Zeit kaum mehr bedeuteten als willkommenen Stoff für „ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei". Die Tatsache endlich, daß nur sehr wenige Bernsteindreherinnungen bestehen konnten, daß auch diese wenigen

zum Teil frühzeitig verschwinden und schließlich durch die politische Entwicklung die Innungen in Stolp und Königsberg zu einer freilich oft nur widerwillig ertragenen Schicksalsgemeinschaft zusammengeschmiedet wurden, läßt eine Geschichte der Stolper Bernsteinarbeiter schon fast zu einer Geschichte der deutschen Bernsteinarbeiter überhaupt werden und somit zur Kenntnis dieses schon fast vergessenen Erwerbszweiges ein Weniges beitragen. — Daß die folgenden Ausführungen sich, abgesehen von den Kirchenbüchern der Stolper Marienkirche, nur auf die Aktenbestände des hiesigen Stadtarchivs stützen, mag als ein Mangel erscheinen; doch machen die äußeren Umstände eine Benutzung der Staatsarchive in Stettin und Berlin unmöglich, und so wird aus der Not eine Tugend, indem gezeigt werden kann, ob auch ohne großen wissenschaftlichen Apparat zur Förderung der Heimatkunde ein Beitrag geliefert werden kann.

Zunftgesetze und Zunftpolitik.

Seit wann eine Bernsteindreherzunft oder besser gesagt — -innung in Stolp besteht, wird sich wohl nie ganz aufklären lassen. Wir sind aber berechtigt anzunehmen, daß sie nicht viel jünger ist als die anderen Innungen und Zünfte, die wie z. B. die Gewandschneider von sich zu behaupten pflegen, daß sie ex fundatione civitatis vorhanden seien; der Bernstein ist ja schon im Altertum Hauptausfuhrartikel der Ostseeländer gewesen, und es wäre unwahrscheinlich anzunehmen, daß die überall vorhandenen Bernsteinarbeiter sich nicht wie andere Handwerker sehr bald zu Innungen zusammengetan hätten; nach den vorliegenden Aktennotizen ging Königsberg hierin voran, und es folgte erst Danzig, dann auch die anderen größeren Städte des Küstengebietes, Elbing, Kolberg, Lübeck und Stolp. Wir dürfen es jedenfalls glauben, wenn im Protokollbuch von 1805 versichert wird, daß gewisse Gebräuche seit mehr als 300 Jahren beständen, denn schon der alte Name „Paternostermacher" beweist, daß die Innung bei Beginn der Reformation schon lange in der Stadt ansässig war[1]). Zu der Zeit jedenfalls, aus der die ersten Akten vorliegen — 1579 — kann die Innung schon auf eine alte Überlieferung zurückblicken, die auch damals schon gelegentlich benutzt wird, um sie gegen unliebsame Neuerungen ins Feld zu führen, wie das im Laufe der Jahrhunderte gar nicht selten zu beobachten ist. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Innung damals, in den Jahren um 1570, gerade in einem gewissen Übergang zu sozusagen neuzeitlichen Gebräuchen begriffen war: die ersten Einträge im Zunftbuch sind noch plattdeutsch abgefaßt und verraten im Stil noch die Anlehnung an sehr alte, fast mittelalterlich anmutende Vorbilder, während dann ganz plötzlich der Übergang zur hochdeutschen Sprache auch andere Ausdrucksformen mit sich bringt. Einige Beispiele sollen gleichzeitig die für die Einschreibung und Freisprechung der Jungen und die Erwerbung der Meisterschaft üblichen Bräuche veranschaulichen.

Anno 1570 vp Martini heft Casper Engelbrecht sinen jungen jochim wende angename schal iiij iare leren vnd heft gegewen ij gul-

---

[1]) Bereits in einer aus der Zeit um 1490 stammenden Abschrift der „Statuta civitatis Stolp" werden die Paternosterdreygere erwähnt, ein Beweis, daß die Entstehung des Gewerks weit zurück im Mittelalter liegt.

dene vnd iiij f. de vader schal den jungen ein iar in der lere kleden vnd schal casper Engelbrecht en de andren dre iare kleden vnd wen he vdtgeleret heft schal em de meister ein erlick kledt gewen.

Oder:

Anno 1573 den 22 Decembris welcher yst de drüdde dach vor hilligen Cryst Hefft Hans Mileke affgedancket vnde vthgelert, vnde Burtius Engelbrecht Danket ehm sines Lerendes halffen vnd Mileke dancket ehm wedder synes Lerens halffen vnde ock der kledinge halffen . . .

Schon zwei Jahre später sind die Einträge nach Sprache und Ausdruck vollkommen verändert:

Ao 1575 am 12 Decemb. hatt Casper Engelbrecht seinen Jungen Hansen Sommerfeldt außgelernt gegeben, vnd hatt Hans Sommerfeldt seinem Lehrmeister Caspar Engelbrechten abgedanket vnd angezeiget, das ehr Kleiding vnd alles was Ihm zugesaget zur genüge empfangen hette, darauff ihn auch das werk zu einem gesellen erkennet hat, Es haben aber die Meister Hansen Sommerfeldt beschuldiget das er sich In seinen Lehr Jahren jegen seinen Meister mutwillig gehalten, Welches auch Sommerfeldt nicht zu abreden gewesen, derhalben ihm aufferlegt dem werk 1 fl straff zu geben . . . .

Der letzte Satz dieses Eintrags findet sich mit nur geringen Änderungen bei jeder Freisprechung eines Jungen; diese „Strafe" ist wohl nur eine durch die Überlieferung geheiligte, etwas verschleierte Gebühr für die Freisprechung, ebenso wie bei Erwerbung der Meisterschaft in allen Fällen eine „Strafe" für mangelhafte Anfertigung des Meisterstücks verhängt wurde:

Anno 1584 den 14 Junius ist erschienen vor ein loblich werck Jakob Pruß vnd Gregor Ketelhodt alß pflegersleute vor Jochim Woßegk. weill er voriges tages seine werk Kost gethan. haben sie gefraget ob er an eßen vnd drinken den meistern genuglich vorgetragen hette: so haben die meister mitsamblich bekandt das sie / godt lob / genug bekomen: deß sie godt Ihren vorfarn vnd wozegen thun bedanken. — Vnd ist folgich sein meisterstück besichtiget, vnd befunden, das solchs mangellhafftig vnd woll hohe straff vorwirket; so ist ihm durch vorbitt die straff gelindert vnd zu 6 fl gelaßen. — Ist auch gefraget worden, ob Woßegk werkes gerechtigkeit zuwider Stein gekauft habe. So ist nach der Zeit nichtes in dem fall straffbarliches befunden; da ein werk nachmal ethwas erfaren wurde: wollen sie sich das vorbehalten haben. — Sein werken geld nemblich 7 fl hat er verlegt vnd ist Ihme vom

wordthabenden Altermahn Peter Kruse Im namen der heiligen Dreifaltigkeit, im namen d. vaters & s. vnd h. vnd im namen eines loblichen werkes vorleten worden: auch . . . ihm die andere werksrolle zu thun were erkennlich: das er sie thun soll vnd will. Actum ut supra.

Die hier erwähnte „Werkkost" wird im allgemeinen sehr wichtig genommen und mit vieler Sorgfalt behandelt; es scheint sogar zur Regel gehört zu haben, daß am Tage vor dem Essen zwei Vertrauensleute aus der Zahl der Meister das zum Verzehren bestimmte Fleisch besichtigen mußten, wie das einigemale urkundlich bezeugt wird. Selbstverständlich gab auch die Werkkost gelegentlich Anlaß, Strafen zu verhängen und dadurch die Einkünfte des Gewerks zu verbessern. So 1578: Ist befunden: das die meister angewandt: das fleisch vnd kost weren unstrafflich; aber am abende weren vor Schafffleisch viele gele mören gespeiset worden: das dem werck vnleidlich vnd andern zum abschew zu straffen. Etwa seit 1600 wird diese Bewirtung der Innungsbrüder nicht mehr erwähnt und scheint abgeschafft zu sein. Ebenso geht etwa von diesem Zeitpunkt an die Einschreibung und Freisprechung der Jungen ohne festgelegte Formen vor sich. Bei der Erwerbung der Meisterschaft dagegen sind auch weiterhin sehr strenge Gebräuche und Vorschriften in Übung gewesen; zwar liegen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts keine genauen Angaben darüber vor, aber man darf annehmen, daß sie sich nicht sehr wesentlich von denen unterscheiden, die aus dem folgenden Eintrag im Zunftbuch so genau hervorgehen, daß eine weitere Besprechung überflüssig ist:

Ao 1653 den 15 Decembris hatt Jochim Floite in Versamblung E. E. gantzen Gewerks Versamblung bey seinem Schwager Daniel Litticke die Zeidt angesaget der Meisterschaft auff drey Jahr hat sein Alter gebührlichermaßen eingebracht. actum ut supra.

Anno 1655 vf Cantate hatt Jochim Floithe durch seine Pflegsleute Lorentz Geßlern an Daniel Lüttiken Stelle erbeten, vnd Jochim Jarke die erste eschung getahn vndt an deren staat entrichtet 6 RThlr.

Anno 1655 den 21 Novembris hatt Jochim Floite durch seine Pflegßleute Lorentz Geßlern vnd Jochim Jarken die andere Eschung gethan vnd an deren staht entrichtet 6 Rthlr.

Anno 1656 vf Cantate hat Jochim Floite durch seine Pflegßleute Lerentz Geßlern vnd Daniel Lütke die dritte eschung gethan, vndt an deren staht entrichtet 6 Rthlr.

Anno 1656 den 17 Augusti hatt Jochim Floite durch seine Eschleute vmb seine Zeidtsetzung angehalten, vndt ist Ihme dieselbe per vota vf den 27 Septembris zugelaßen, alß dan er sein Meisterstücke verfertigen soll, auf den 30 7br soll ihm das gewercke verleßen werden, seine Beysitzer sein Jochim Berendt vndt Jochim Woitzech junior.

Anno 1656 den 30ten Septembris Ist Jochim Floite, nachdem er alles was einem werckenbruder gebühret E. E. wercke gethan vndt geleistet, sein Meisterstück gefertiget, vnd waß mangell daran befunden gestraffet ins Manual Register gesetzet, die Werks Kosten hat er wie oben gemeldet richtig gemachet, auch daß werkengeldt vndt daß Stuellgeldt eingerechnet mit 12 Rthlr richtig gemachet, 6 reichßthaler seindt Ihme von einem Ehrbaren gewercke auß sonderlichen Vhrsachen geschenket, welches sich aber keiner zur nachfolge zum behülffe anziehen soll. Vbrigens hat er E. E. gewercke mit einer Obligation versichert vndt darauff ist ihme im Nahmen d. heiligen Dreyfaltigkeit, im Nahmen Vnsers Regierenden Churfürsten vnd Herren vndt entlich im Nahmen E. E. Gewerckß daß Gewerke vorleßen vndt für einen vollkommenen Gewerckßbruder vf vndt angenommen worden, seine Pflegsleute sein gewesen Jochim Grabo vnd Daniel Litke. actum ut supra.

Diese Vorschriften — dreijährige Wartezeit und drei Heischungen — werden wohl seit undenklichen Zeiten in der Innung bestanden haben. Trotzdem machte sich bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts das Bedürfnis geltend, sie erneut festzulegen, und zwar im Zusammenhang mit einem Vorgang, der, wenn man ihn der durch die Zeitumstände gegebenen Färbung entkleidet, ganz ähnlich sich auch etwa im Jahre 1925 zugetragen haben könnte: die räumlich so nahe beieinander sitzenden Innungen in Kolberg, Stolp, Elbing und Danzig standen in einem wirtschaftlichen Wettkampf, dessen Aussichten für beide Teile ungewiß waren; Danzig war von der Natur insofern bevorzugt, als die Handelswege von dem eigentlichen Bernsteinland Ostpreußen an ihm vorüber führten, es also die Möglichkeit hatte, die Bernsteinzufuhr zu den anderen Orten jederzeit zu beaufsichtigen und zu stören, wenn auch wohl nicht ganz zu unterbinden; dafür konnten die anderen Zünfte ihm durch Zahlung höherer Löhne die notwendigen Arbeitskräfte, die Gesellen, abspenstig machen, deren Anzahl naturgemäß überhaupt nur gering war und nicht gut vermehrt werden konnte, weil sie durch die Menge des zu verarbeitenden Bernsteins bedingt war, dieser Bernstein aber nur in ziemlich geringen und obendrein von allen möglichen Zufällig-

keiten abhängigen Mengen beschafft werden konnte. Bei dieser Sachlage blieben nur freundschaftliche Vereinbarungen mit dem Ziel, zunächst einmal die Innungsgesetze an den einzelnen Orten einander anzugleichen, dann aber vor allen Dingen durch einheitliche Lohntarife eine gleichmäßige Verteilung der Arbeitskräfte zu erreichen, wodurch gleichzeitig innerhalb jeder Innung der einzelne Meister vor unlauterem Wettbewerb seiner Mitmeister geschützt werden sollte. Diese Vereinbarung wurde festgelegt in der Gewerksrolle von 1584; daß zum mindesten Stolp sich daran nicht ganz freiwillig beteiligte, sondern nur gezwungen unter dem Druck von Erwägungen, die den vorstehenden recht ähnlich waren, beweist der Brief, mit dem die Stolper Innung vom Bürgermeister und Rat die Bestätigung der neuen Gewerksrolle erbittet:

Achtpar Ehrbare vnd Wollweise Burgemeister vnd Radt großgünstige Herren Nach Erpietung vnserer zu jeder Zeit pflichtschuldigen vnd gehorsamen diensten konnen wir Ewer Achtpare Weißheit vnvermeldet nicht laßen. Das vor schwerer Zeit die Barnsteindreyer der dreier stete, alß Elbing, Stolp vnd Collberge, durch vnseren Kauffherrn Pawell Jaßken, auff welchem all vnser Handell vnd narung stehet, gen Danzigk sein vorschrieben worden zu dem ende, weill allerhandt vnrichtigkeit vnd fast schedliche Vnordnung biß dahero eingerißen, das zu abschaffung deroselben vntereinander sich daselbst nothäfftiglichen zu vnderreden hetten.

Wan nhun wir des Herrn Pawell Jaßken in dero betrachtung, das wir zu vortsetzung vnseres Handwerkes Gelde vnd Stein von Ihme haben müßen, seinem Willen nicht wiederstreben konnen vnd ohn sein Zuthun vnser Handtwerk im geringsten zu nutze geprauchen, viel weniger, so weit wir mit arbeit vnd gesinde befurdert sein wollen, vns von den andern Stetten alß Danzigk Elbing vnd Colleberge nicht absundern mugen, so sein vnserer Öldesten Zwey vff dieselbe Zeit gen Danzigk abgesandt, Vnd haben zwar, in der gemeine werks Zusammenkunfft, nicht anders gehört, noch vernommen, dan das etzliche puncta vnd articull, so zu gemeinem ersprießlichem gedey, wolfart bestem wachstumb vnsers Handtwerks guter ordnung vnd erhaltung deßelben in schriffte berahmet, auffgefaßet vnd sonderlich durch vermeltes Herrn Pawell Jaßken vnsers Kauffherrn vor sein eigen perßon Zuthun (in erwegung das sie allen vier Steten samptlich Ihrem Handtwerk zuweglich vnd dienstlich zu sein befunden worden) vff fernere Confirmation geeiniget vnd vorglichen: Dan da wir stolpischen meistere vns von den andern dreien steten absonderten,

vnd nicht halten würden, was bewilliget, so haben wir nicht gewißers anfangklich das wir vom Kauffherrn noch weder Stein noch gelde bekommen, Zum andern, so würde vnsere gesinde von den andern meistern der dreier stete durchaus nicht gefürdert, würden alß etzlich zum bedellstabe geraten. So ist auch Ewer A. w., auch menniglichen dieser stad neben vns wißentlich, das vnsere Handtwerk nicht ist wie andere, die allhie zu Stolp zur nothurfft Ihre warhe zu markte bekommen, was Ihnen zu ihrem Handtwerke notigk, auch wiederumb zu markte Ihres gefallens verkauffen. Besondern wir mußen zu mherem durch pitte vom herrn den Barnstein an vnd also auch wiederumb von uns bringen, so ist auch hell vnd clar am tage, was vor böse vnrichtigkeit vnordnung, uppicheit vnd wildes rohes leben vnsere gesellen hieselbst zu Stolp sich zu forn unternommen vnd befleißigen, Vnd nirgendt anders, dan dahero, das sie ihre meistere gezwungen, so weit sie ihre arbeit lenger wolten gefurdert sehen, das Ihnen gelde ober gelde vnd vberflüßig vorgestrecket werden muße, welchs dan mit mußichgange, feirende, graßaten gehn tagk vnd nacht vorbraßet vnd vorthan wart. Vnd wan Ihnen von meistern gelde abgesagt, wan sie schon genung schuldigk, lieffen sie davon zum Bhönhasen vnd dohin, wo sie sicher weren, vnd mußen die meistere also in Schaden vnd großer vngelegenheit saţen bleiben, dahero sie an Ihrem Handtwerke vnd burgerlicher narung merklich sein vorkurzet wurden . . . .

In heutiges Deutsch übertragen heißt das, wenn man auch zwischen den Zeilen liest: wir sind unschuldig an dieser neuen Organisation, aber wir müssen tun, was uns der mächtige Paul Jeßke als Vertreter von Danzig vorschreibt, denn sonst schneidet er uns den Kredit ab und läßt uns keinen Bernstein mehr zukommen; davon abgesehen ist allerdings eine einheitliche Regelung der Lohnfrage nötig, denn unter den jetzigen Verhältnissen können die Gesellen machen, was sie wollen, und bringen uns täglich in die ärgsten Unannehmlichkeiten.

Die Gewerksrolle selbst, die von nun an für alle Verhältnisse innerhalb der Innung auf viele Jahrzehnte hinaus von grundlegender Wichtigkeit bleiben sollte, lautet (in einer Abschrift aus etwa der Mitte des 17. Jahrhunderts) wörtlich wie folgt:

Puncta und Articuli, so durch die Bernsteindreher in den vier Städten: nemblich Dantzig, Elbing, Stolp und Colberg in Ihrer Rolle zusammen gewilliget, und umb Confirmation dehroselben Bey der Hohen Obrigkeit unterschiedlich under-

thäniglichen anzuhalten einhelligen sich beschlossen und berahmet.

Zum Ersten solle sich kein Meister erdreisten einem gesellen mehr alß eine Mark vorzustrecken, bey der Buß eines Stein wachs; Im Fall aber die ehehaffte noht erforderte, so soll der Meister Solches dem Löbl. wercke bey obberührter Straffe anzumelden schuldig seyn, und sich beym Löblichen werke erkundigen, ob ein Werk mehr als eine Mark Betreffendem vorzustrecken gestahten wolle, Hiernegst soll der Geselle von seinem Meister abzutrehten oder Uhrlaub zu nehmen nicht macht haben, es sey den daß er dem Meister solch vorgestrecktes Geld gäntzlich abgearbeitet habe. Wo aber der Gesell sich hierin beschwehrt zu seyn vermeinte, mag ers dem Löblichen Werk ankündigen, alßdan soll in der Sache ferner nach Erkundigung der Eltesten gemittelt und gehandelt werden.

Zum andern soll sich niemand erdreisten Ja keinen Stein den Böhnhasen zu Arbeiten geben viel weniger zu verkauffen Bey Poen zehn Mark, seyn Zwey hundert groschen Polnisch, in den Pommerschen Städten aber Hundert und achzig Schilling Lübisch, die Helffte der Obrigkeit und die andere einem Löblichen Werke.

Zum dritten soll auch kein Bruder mehr Gesellen halten den drey und drey Lehrjungen bey der Buß eines Stein wachs.

Zum Vierten Niemand soll einen Gesellen der auß andern Öhrtern oder Landen herkömbt aufnehmen oder Ihm ja keine Arbeit verleihen, es sey den daß derselbige Gesell guten schriftlichen Beweiß bey den Alterleuten vorgetragen und angezeiget, daß er von seinem Meister auffrichtig und redlich geschieden sey, bey der Buß eines Stein Wachses.

Zum Fünfften Es sollen auch die Gesellen wie von alters hero gebräuchlich sich des Morgens zwischen Vieren und Fünffen bey des Meisters Werkstähte finden lassen, und des abends vor glock neun von der Arbeit auffzuhören schuldig seyn, So offt einer hiewieder nachläßigk befunden und der Meister sich deßen beym Löbl. werk beschwehren würde, so soll er unerläßig ein Pfundt Wachs verfallen seyn.

Zum Sechsten soll der Meister dem Gesellen, der seiner Hand Wohl gerahten kann, nicht mehr als Acht groschen bey einem Stein Wachs zum Wochlohn zu geben verpflichtet seyn; den andern aber, die so wohl nicht arbeiten können, die Woche Fünf, Sechs oder Sieben Groschen, wie von alters gewesen und nicht darüber bey obgemeldeter Buße.

Zum Siebenden, Nachdehm auch befunden, das Ihärlichen die wahre gar ring gemacht, und zuletzt für Kauffmanns Guht nicht bestehen kann und die Meistere an der Gewicht merklich verkürtzet worden, und solches alles auß dem Feyerabendt, so man den Gesellen und Lehrjungen pflag zu geben, entsproßen, derowegen soll solcher Feyerabendt gantz und gar auffgehoben und abgeschaffet seyn bey straff fünff Mark. Es soll aber dennoch den Gesellen zugelaßen seyn des Morgens eine Stunde vor Vieren sowohl auch auff den abend nach Neune eine Stunde oder zwo Schankgeldt zu verdienen und sollen von jedem Pfundt auffzuschneiden oder auffzubohren einen Groschen, und von jedem Pfundt auffzudrehen Vier Groschen haben und nicht darüber.

Zum achten, Damit diese unsere Rolle und Ordnung in Guter Achtung, Ehren und Würden, auch jedere Puncte und Artikell in gutem frischem gedächtniß gehalten möge werden, und damit sich niemand seiner unwißenheit zu entschuldigen habe, so soll Sie jährlichen alle Quatember in Gegenwärtigkeit Meister und Gesellen von Wort zu wort vorgelesen werden; welcher Altermann hierinnen nachläßig befunden wird, der soll ohne alle Mittel verbüßen einen halben Stein Wachs und darzu wie vorgemeldet die Rolle lesen laßen; Würde aber je einer von Meistern und Gesellen außenbleiben und nicht die ehehaffte noht vorhanden, soll Er unerläßig drey Pfundt Wachs Verfallen seyn.

Anlangend den Siebenden Artikell wegen des Feyerabends, so in unserer Rolle klehrlich enthalten welcher nun steht und vest von Meistern soll und muß gehalten werden, damit nun unter den Gesellen allerley mißverstandt abgethan und auffgehoben und beyderseits Meister und Gesellen Willfahren und gedeihen mögen, so ist eine gewisse Ordnung und Moderation getroffen worden, folgender gestalt.

Vom gemeinen Raugenstein solle ein jeder Geselle von Sechzehn Pfunden auffzuschneiden zum Wochenlohn acht groschen haben, schneidet einer darüber, soll Ihme von jedem Pfunde Laut unserer Rolle ein groschen gegeben werden, die andern, welche nicht so wohl arbeiten können, sollen von vierzehn Pfunden Sieben Groschen, von Zwolff Pfunden Sechs groschen und von zehen Pfunden fünff groschen zum Wochlohn haben. Vom gemeinen Stein zu Bohren soll ein jeder Geselle von einundzwantzig Pfunden zum Wochenlohn acht groschen haben, welcher darüber arbeiten kann, soll Ihme Laut unserer Rolle nach Pfunden gelohnet werden, von Neunzehn Pfunden auffzubohren, Sieben

groschen, und von Siebenzehn Pfunden Sechs groschen, von funffzehen Pfunden fünff groschen. Gemeine Rundwerk anlangende soll der Gesell von fünffthalb Pfunden aufzudrehen Zum Wochlohn Acht groschen haben, waß einer darüber arbeiten wird, soll Laut unserer Rolle gelohnet werden, wen aber das Schockwerk ausgesiebet wirdt, soll ein jeder anstaht der fünffthalben Pfunden auffzudrehen sechs Pfundt haben. Diejenigen so nicht so wohl arbeiten können, sollen durch die Bank von gemeinem Stein von vier Pfund auffzudrehen Sieben groschen, von vierthalb Pfund sechs groschen und von drey Pfundt fünff groschen haben.

Waß aber den groben Stein anlangendt, Item gar kleinen und geringen, sowohl auch das Zortwerk, wird ein jeder Meister in dehme wohl selbst wißen die Gleichheit zu halten.

Dieweil den nun die Gesellen durchauß sich nicht zu beschwehren, sintemal Ihnen eine große Moderation zum besten geschehen, und soviel gestattet, damit Sie Schankgeldt verdienen und gute vollkommene Gewicht machen können, da Sie den selbst guhtwillig, und ungleich mehr wohl etzliche Pfunde, alß diese jetzige unsere Rolle vermeldet, zum Feyerabend zu nehmen pflagen. Derowegen soll allen und jeglichen ernstlich aufferleget seyn, daß sie hinferner die Arbeit und gewichte vollenkömlich mit allem Fleiß und guter achtung machen sollen. Würde einer hier wieder thun, und die Arbeit schleuniger weiß umb seines nutzens und frommens willen von den Händen schlagen, wie (Gott beßere es!) vorhin geschehen, derjenige soll nach Erkenntniß des Löbl. Werkes gestraffet, und gleichwohl den Abbruch der vollkommenen Gewichte zu bezahlen schuldig seyn, wornach sich ein jeder zu richten habe.

Item so ein Geselle sich bey die Böhnhasen begeben würde, sich aber folgends eines Beßern bedächte und wiederumb vom Löbl. Werck gnade begehrte, soll derselbe zehen Mark zur Straff geben, seyn in den Pommerschen Städten fünff thaler, drey und zwantzig Lubisch Schillinge, würde er aber sein eigen oder uff seine Hand arbeiten, soll er Zwantzig Mark verfallen seyn, und soll sich hiernebenst verwilligen und verschreiben laßen: So er hinfür dieser Verwilligung noch auff die Böhnhaserey erdristen würde, daß er des Werkes zu längeren Tagen wolle bestanden und verlustig seyn.

Item welcher Meister oder Geselle mit einem Böhnhasen würde Gemeinschaft halten, mit Ihm eßen oder Trinken oder in die

Häuser zu sich auffnehmen, Und er deßen keine rechtmäßige Ursach hätte, soll er fünff Mark zur Straff verfallen seyn.

Item welcher Geselle geböhnhaset oder bey einem Böhnhasen gearbeitet hätte, soll kein Meister Ihm Arbeit verleihen, Er habe den solches Vorhin verbüßet, und soll hinfort kein werk solche Böhnhasen in Straff zu nehmen befugt seyn, den nur daßelbige der die Verbrechung geschehen, bey doppelter Poen, so dem Böhnhasen gesetzt, und sollen demnach dieselbigen Öhrter, da Sie geböhnhaset, zu verweisen schuldig seyn, und alda sich straffen lassen.

Item Welcher Geselle bey den Ehrbarn vieren Städten als Dantzig, Elbing, Stolp und Colberg künfftiger Zeit meister zu werden gesonnen wäre, der soll sich zu vor auff die Meisterschaft schreiben laßen, und bey Einem meister drey gantze jahre dienen, und die Zeit außstehen und zum ersten Quatember die erste Heischung thun, und auffs andere Quatember das Meisterstück in des Altermanns Hause machen und ein Pfundt Bernstein auffarbeiten, Darumb zu erfahren, ob Er Kauffmansguht machen könne, würde er aber mit dem Meisterstück nicht bestehen, so soll ers beßer lernen, und über ein Vierteljahr wiederkommen und ein neues arbeiten, Imgleichen soll es auch mit den Meistersöhnen mit dem Meisterstück zu machen verstanden werden, Anlangend aber die Zeit außzustehen sollen sie nicht verpflichtet seyn, sonst sollen auch alle meister kinder, es seyn Söhne oder Töchter, das halbe werk quiht und frey haben.

Item Es soll auch hinferner kein Gesell auff die Meisterschafft geschrieben werden, Er sey denn seines Alters vollenkommen fünff und zwantzig Jahr alt, damit Er zu seinen mündigen Jahren kommen möge gegens daß er seyn Meisterstück machen soll.

Item nachdem man augenscheinlich gesehen, daß die Gesellen, so bißhero sich auff die Meisterschafft haben schreiben laßen, Zum Mehrentheil Ihre Zeit mit müßig gehen zu bringen und außstehen, und also ihres gefallens Leben, das den unser Roll gar zu wieder gehandelt ist, dem aber entgegen zu kommen, so soll hinfort, welcher Gesell sich auff die Meisterschafft will schreiben lassen, folgender Gestalt und Condition solches geschehen, alß nemblich, daß er laut unserer Rolle fleißig dienen und seines Meisters Werkstädte nicht versäumen will, auch eine Woche bey der andern gantz treulich arbeiten, Im Fall es einem auß beweglichen und erheblichen Ursachen Vorkehme, daß er seiner billigen Geschefte halber seines meisters arbeit ein oder etzliche Tage

versäumen müße, so soll es mit wißen und willen des Altermanns oder seines Kompans geschehen, und soll der Gesell solche Tage oder wochen, wieviel sich derer zugetragen, seinem Meister nachzudienen schuldig seyn. Imgleichen da Er in Leibes Schwachheit gerahten würde und seines Meisters Arbeit nicht fortsetzen könte, soll er solche Zeit nachzudienen verpflichtet sein; Begebe es sich auch daß der Meister keinen stein hätte und dem Gesellen nicht genugsam arbeit verschaffen könte, So soll derselbige Gesell nach Erkäntniß des Löblichen Werkes bey einen andern Bruder versetzt werden, jedoch seiner Zeit unverkürtzet. Dieß alles soll ein jeder Geselle selbst Persöhnlich, wen er geschrieben wirdt, vorm Löblichen Werke verwilligen und annehmen bey seinem wahren treu und Ehren steht und fest zu halten, Im Fall er aber alßdan seiner eigenen Verwilligung zugegen handeln würde, und Er mit Wahrheit durch seinen Meister, zween Brüder oder Gesellen deßen überzeuget, so soll Er seiner Zeit, welche er vorhin gearbeitet hätte, gantz und gar bestanden seyn, und nicht darauff sachen oder darauff sachen laßen; Es soll auch ein jeglicher Meister auff seinen geschriebenen gesellen gute achtung geben, und all die Tage und Wochen, soviel sich der zugetragen, darin der geselle durch seine geschäffte oder Ehehaffte noht, wie ob angemeldet, verhindert were worden, alle Quatember einen tag bey dem andern schriftlich oder mündlich vor der Eltesten Tische zu verlautbahren schuldig seyn; Und der Altermann soll dem Schreiber befehlen, solches ins gedenkbuch zu verschreiben, damit der Geselle seine Zeit Laut der Rolle vollenkömblich außdiene, auff daß unsere Rolle nicht mag geschwächet, besondern vielmehr bey Ihren Kräften und Würden erhalten werden. Im Fall der Meister in dem würde nachläßig seyn, oder solches verschweigen und den gesellen guhtwillig übersehen wolte, und durch zween Meistere oder sonst redliche Leute mit der Warheit überzeiget würde, so soll der meister zween Stein Wachs verbüßen, oder nach Gelegenheit der Sache unerläßig gestraffet werden, wovon die Obrigkeit die Helffte, die andere einem Löblichen Werke.

Item wen ein Lehrling das Handwerk zu erlernen zugesagt wirdt, so soll der Meister bey seinen Eltern oder Freunden sich seines alters erkundigen und nebenst den Lehrjahren sein alter in der Jungen Buch verschreiben laßen.

Item nachdem auch befunden, daß auff unserm Handwerk wenige Gesellen, und dieselbigen, so noch vorhanden, sich zu

dehnen Meistern, da sie ihren freyen willen haben mögen, schlagen und unterdeßen die andern, Gott beßere es, nahrung müßen Loß sitzen, welches den gar unfreundlich und durchaus nicht recht ist. Derowegen so hinferner ein Bruder oder Witwe sich gegenst einem Löblichen Werke beklagen würde, daß er keinen Gesellen hätte und doch eines benöhtiget, so soll das Löbliche Werk nach Gottes Befehlg und umb Christlicher Brüderlicher Liebe willen denselbigen ihren lieben Mitgenoßen keineswegs nicht unterwegen laßen, sondern vielmehr so es immer müglichen mit einem Gesellen versorgen, jedoch dergestalt, so ein Bruder zween oder drey Gesellen hätte, so soll derselbe ein Christlich Brüderlich mitleiden tragen, und eine Zeit lang drey oder vier Wochen nach gelegenheit der Sachen einen Gesellen guhtwillig und gerne fahren laßen, weil solches eine Ehrbarliche und Löbliche und Zierliche Tugend ist, auch ein Christlich Gottseeliges werk seinem Nebenbruder gutes zu erzeigen; So haben wir alle sämbtlich und sonderlich auß reiffen wohlbedachtem Verstande und treuer hertzlicher brüderlicher Liebe entschloßen, daß solches müge gehalten und ins werk gestellet werden.

Letzlich welches Werk der Ehrbaren Vier Städt alß Dantzig, Elbing, Stolp und Colberg dieser obangeschriebenen und verwilligten Artikeln oder Punkte nicht obliegen und solche thun wollen oder abtrünnig würde, daßelbige soll unerläßig fünff und zwantzig ungerische Gülden verfallen seyn, und darzu ihr gesinde nicht gefordert werden biß so lang die Verwürkte Straff, so offt es geschieht, Vollkomlich ist erleget worden; Welches wir uns den allesambt und sonderlich in Gegenwertigkeit des Ehren Besten und Wohlweisen Herren Pawell Jäßken gewilliget und solch gemeldete Straff in die Hospital, darein ein jeder geseßen, zu geben Verordnet, alß nemblich das Werk von Dantzig soll und will Ihre Brüche zum Hospital im Heil. Leichnam geben, Von Elbing zu St. Elisabeth daselbst, Von Stolp in Ihren Gasthoff, und von Colberg in Ihr Kirchhauß und kleinen Heylig Geist. Geschehen und gegeben in Dantzig den Achtzehenden des Monahts Januarii im Jahr nach Christi unsers Herrn und Seeligmachers Gebuhrt ein Tausend fünffhundert und Vier und achzig.

Wenn man sich neuzeitlicher Ausdrücke bedienen will, haben wir hier also eine den größten Teil der damaligen Bernsteinindustrie umfassende Arbeitgeberorganisation mit genauer Regelung des Arbeitsverhältnisses, Festsetzung einheitlicher Tarife, Regelung der Überstundenfrage (diese freilich in einem der Zeit angemessenen Ge-

wande) und Bestimmung einer Konventionalstrafe für Zuwiderhandlungen. Dementsprechend war auch die weitere Entwicklung der Frage ganz ähnlich wie heute in gleich gelagerten Fällen. Zunächst brach unter den Gesellen eine heftige Empörung aus, leider ohne daß wir wissen, welche Punkte der neuen Rolle besonders beanstandet wurden. Vermutlich haben sie sich geweigert, unter den neuen Bedingungen zu arbeiten. In einer Eingabe an Bürgermeister und Rat (exhib. 5 octrobris ao 1584), die 22 Unterschriften trägt, beschweren sie sich bitter über die Gegenmaßnahmen der Meister: sie seien zu Michaelis zusammengetreten, hätten beschlossen, ihnen keine Arbeit zu geben und „sich vntereinander verbunden, daß kein Meister den gesellen hausen oder hegen, viel weniger ein bißen brode oder trunk biehr reichen solle". Also eine Aussperrung in aller Form, die zunächst auch den gewünschten Erfolg gehabt zu haben scheint; die Unruhe unter den Gesellen wühlte jedoch weiter: der Geselle Hans Böhme wiegelte die übrigen Gesellen auf, reichte eine förmliche Beschwerde über die Meister beim Rat der Stadt ein, und diese wurden daraufhin (prod. 30. Martii ao 1585) im Rathause zu Protokoll vernommen. Jetzt konnten sie sich aber schon darauf berufen, daß die angefochtene Rolle inzwischen (de dato Stettin, 12. Dezember 1584) von Herzog Johann Friedrich bestätigt worden sei, mithin Gesetzeskraft erlangt habe, drehten den Spieß um und drohten, den Gesellen Böhme für weiteren Schaden haftbar zu machen. Damit scheinen die Gemüter sich beruhigt zu haben. Daß die wesentlichen Bestimmungen der neuen Rolle nicht nur auf dem Papier stehen blieben, beweisen wenigstens hinsichtlich der so verabscheuten Böhnhaserei (der Beschäftigung bei nicht zünftigen Bernsteinarbeitern) einige Urkunden aus den nächsten Jahren, wo Gesellen, die in den gerügten Fehler verfallen waren, sich reumütig beim Gewerk zurückmeldeten. Mindestens in einem Falle wurde einem Gesellen die beschlossene Geldstrafe auferlegt und er „genugsam verwarnet; da er hinwiederumb sich vff die bonhaserei begeben wurde (das er nicht zu thun angelobet), so soll er lange Zeiten des werkes verfallen sein". In einem anderen Falle, wo ein Geselle aus dringender Not beim Böhnhasen gearbeitet hatte, finden wir sogar noch einen Hinweis auf die bindende Verpflichtung gegenüber den anderen Vertragsorten, „so die andern stets in solchen fellen die straffe lindern würden, so wolte ein loblich werk itzig Gregor Weyern seine Verwirkung auch lindern". Das ist allerdings der erste und für fast ein Jahrhundert zugleich auch der letzte Hinweis darauf, daß eine Verabredung zwischen den vier Städten

bestand, denn von einer im Jahre 1632 geschlossenen Vereinbarung haben wir leider keine nähere Kenntnis. Soviel ist sicher, daß die Bestimmungen der Vereinbarung von 1584 keineswegs immer eingehalten wurden; vor allem scheint die Festlegung des Lohnes von den Meistern unbequem empfunden worden zu sein, denn es bildete sich die Sitte aus, daß einzelne Meister diese Bestimmung umgingen und unter scheinbarer Festhaltung des Höchstlohnes ihren Gesellen unter den unverfänglichen Bezeichnungen Geschenk, Biergeld, übriger Wochenlohn u. ä. doch eine höhere Bezahlung zukommen ließen. Daß daneben während des Dreißigjährigen Krieges und seiner Wirren allerhand in Vergessenheit geriet und überdies die vor dem Kriege getroffenen Lohnabmachungen infolge der veränderten Kaufkraft des Geldes gegenstandslos geworden waren, ist selbstverständlich. Es mußten also neue Abmachungen getroffen werden, um die früheren Verhältnisse wiederherzustellen, und so wurde denn nach längeren Verhandlungen am 5. Mai 1661 „in welchem Jahre vorhero Unß der Allerhöchste Gott auß lauter unverdienter Gnaden einen ewigen Frieden dieser Lande Preußen Zwischen beyden Krohnen Polen und Schweden verliehen" eine Versammlung der Gewerksbevollmächtigten aus Danzig, Elbing und Stolp nach Danzig einberufen, „umb daselbst ein undt andere Contraversion, so etwa bey wehrender Kriegs Unruhe, und sonst anderer Mißhelligkeiten, so woll wegen Meister undt Gesellen entstanden", ein für alle Mal zu beseitigen. Das Ergebnis dieser Versammlung war eine schriftlich niedergelegte und von allen Bevollmächtigten unterschriebene Vereinbarung, die in fünf kurzen Sätzen den Gesellenlohn und die Behandlung der zum Böhnhasen überlaufenden Gesellen regelt und für den Übertretungsfall Geldstrafen festsetzt; kennzeichnend für die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse, vielleicht auch für eine langsam beginnende Lockerung der strengen Innungsbräuche ist eine Zusatzbestimmung, daß ein Geselle, der aus Not gezwungen sei, zum Böhnhasen zu gehen, das dem Altermann vorher anzeigen müsse, damit der nach Möglichkeit Abhilfe schaffen könne. Diese Vereinbarung war den Stolper Meistern ersichtlich zu allgemein gehalten und ihren besonderen Verhältnissen nicht hinreichend angepaßt; schon wenige Jahre später, am Tage Cantate Anno 1670, wurde innerhalb des Stolper Gewerks eine Ergänzung beschlossen, die sich diesmal ausdrücklich gegen die Gesellen richtet, „nachdehm unter den Gesellen eine solche böße Unordnung eingerißen, daß theils Gesellen Ihren Meistern etzliche Wochen langk herumbgehen, etzliche aus großem Vnverstande, Theils auch auß Übermuth, Theils

auß Faulheit /: Wan Ein Meister noch waß zu arbeiten hatt, so wollen sie nicht arbeiten, Wan aber der liebe Gott vnß den Segen des Barnsteins entziehet, so will mancher gern arbeiten, Vndt dan hatt ein gutter Ehrlicher Meister selber nichtes, Vndt kan auch für geldt nicht waß bekommen. Ja es wißen auch die Gesellen nicht waß Rolle vndt Gerechtigkeit in sich hatt, noch waß ein ehrlicher Meisterstandt belangen thut, welches in keiner Stadt alß Dantzig, Elbing undt Lübeck gelitten Wirdt, dan wan da ein Geselle einen Montagk machet, so wirdt ihme derselbige von seinem Lohn abgezogen / Theils Gesellen Können nicht viel arbeiten vndt seindt doch so undiscret daß sie viell Lohn fodern alß der beste Geselle, der in seiner arbeit bestehen kann; welches doch die Rolle nicht im Munde führet: den so lauten die Wordt in der Rolle: darnach alß ein geselle arbeiten kan, soll er auch gelohnet werden". Nach diesem letzteren an sich gewiß richtigen Grundsatz wurde verfahren und eine Bestimmung ausgearbeitet, nach der ein Geselle nur dann den vereinbarten Höchstlohn bekam, wenn er eine bestimmte Menge Bernstein verarbeitete, während für die, die weniger leisteten oder schlechtere Arbeit lieferten, geringere Löhne festgesetzt wurden. Jeder Geselle, der sich einfallen ließe, einen „ganzen Montag" zu machen, wurde mit einer Geldstrafe von einem Gulden polnisch bedroht; dazu wurde den Gesellen eine bisher wohl nur in mündlicher Überlieferung vorhandene Verpflichtung ausdrücklich auferlegt: sie sollen „die Lehrjungens woll zur Arbeit haltten vndt mit guttem Exempel, Wercken vndt Sitten auch gutten Vermahnungen vorkommen, wie eß einem Ehrbahren Gesellen geziemet vndt gebuhren will". Vollkommen neu gegenüber den früheren Bräuchen war die Bestimmung, daß ein Geselle nur nach vierteljährlicher Kündigung aus der Arbeit treten sollte, nachdem er nachgewiesen, daß er seinem Meister nichts mehr schuldig sei. Auf Rechnung der durch den Krieg bedingten sittlichen Verwilderung können wir wohl die Schlußbestimmung setzen, daß Meister und Gesellen bei Streitigkeiten erst dann vor Gericht gehen dürfen, wenn ein Versuch, vor der Gewerksversammlung eine gütliche Einigung zu erzielen, gescheitert ist. In früheren Jahren kamen wohl auch Streitigkeiten, sogar Prügeleien zwischen den Meistern vor, wurden aber durch eine einfache Geldbuße erledigt, ohne daß darum viel Aufhebens gemacht wurde. — Es wird niemanden überraschen, daß trotz dieser energischen Vorschriften die Klagen über die Gesellen und besonders über ihren Lebenswandel nicht abreißen. Noch 1711 z. B. wurde in einer Gewerksversammlung feierlich beschlossen, auch die Gesellen zu

einem ordentlichen Leben zu erziehen und deshalb jeden mit einer Geldstrafe zu belegen, der nach 10 Uhr abends nach Hause käme oder sich gar erdreiste, die ganze Nacht auszubleiben. Ob es viel geholfen hat, steht dahin; in dieser Zeit hatte die Innung bereits mit anderen Schwierigkeiten zu kämpfen, denen gegenüber die Gesellenfrage doch sehr an Wichtigkeit verlor. Nach der Vereinigung Ostpreußens mit Brandenburg war für das Stolper Gewerk auch Königsberg mit seiner stark entwickelten Bernsteinindustrie näher gerückt, doch hatten sich die gegenseitigen Beziehungen von Anfang an nicht sehr günstig gestaltet, indem jedes der beiden Gewerke die beim anderen ausgelernten Jungen und Gesellen nicht einstellen wollte; daraus entstanden allerhand Schwierigkeiten für die Gesellen, die nach uraltem Brauch vor Erlangung der Meisterschaft zwei Jahre auf Wanderschaft gewesen sein mußten und auf Königsberg um so mehr angewiesen waren, als die Kolberger Zunft vermutlich bereits eingegangen war. Um die daraus erwachsenden Mißhelligkeiten zu beseitigen, wurde am 12. Mai 1683 zwischen beiden Gewerken in Königsberg ein Vergleich geschlossen: beide nehmen die vom andern ausgelernten Jungen ohne weiteres in Arbeit. Königsberg verzichtet auf das Recht, daß jeder Meister zwei Lehrjungen halten darf, allerdings mit der Einschränkung, daß der Meister berechtigt sein soll, einen neuen Jungen anzunehmen, wenn der eine vorhandene „in seinen letzten Jahren stehet", also eine sehr dehnbare Bestimmung. Beide Gewerke verpflichten sich, gewisse, in Stolp schon bestehende Regeln über die Lebensführung und Böhnhaserei der Gesellen zu beachten; für Stolp neu sind zwei Vorschriften, die das Ausleihen der Lehrjungen und das Heiraten der Gesellen verbieten, ebenso die Feststellung, daß die Verarbeitung der Elensklauen zur Bernsteindreherkunst gehöre. Bemerkenswert schließlich ist der Absatz 12 des Vertragstextes, der die Fremden (d. h. die Stolper), die in Königsberg Meister werden wollen, von der Teilnahme am Bernstein ausschließt und ihnen einen Anteil nur für den Fall in Aussicht stellt, daß der Innung vom Kurfürsten mehr Bernstein geliefert werden sollte. — Dieser Vertrag kennzeichnet das gegenseitige Verhältnis der beiden Gewerke in einer Zeit, wo Königsberg noch im vollen Genusse des ostpreußischen Bernsteins stand und mit fühlbarer Verachtung auf den unbedeutenden Nebenbuhler in Stolp herabsah: es ist nicht mit einem Wort die Rede davon, daß etwa ein Königsberger auf den Gedanken kommen könnte, in Stolp Meister zu werden, während Königsberg sich dahingehende Versuche der Stolper höflich verbittet

und wohl mehr zum Schein von Bedingungen abhängig macht, mit deren Eintritt damals nicht zu rechnen war. Als einziges Ergebnis bleibt die Vereinbarung, daß künftig beide Gewerke die beim andern Vertragsteilnehmer ausgelernten Lehrlinge in Arbeit nehmen wollen, und diese Vereinbarung wurde zwar dem Buchstaben nach eingehalten, aber praktisch dadurch umgangen, daß man von den zuwandernden Gesellen ein erhebliches Eintrittsgeld forderte, das sie oft genug nicht bezahlen konnten und erst mühsam abarbeiten mußten. Es wurden also sehr bald wieder neue Verhandlungen erforderlich, die schließlich zu persönlichen Besprechungen in Königsberg und am 3. 11. 1702 zu einem schriftlichen Vertrage führten. Diesmal war völlige Gleichberechtigung die Grundlage, indem beide Gewerke sich verpflichten, die Gesellen des anderen ohne Eintrittsgeld unbeschränkt in Arbeit zu nehmen und zur Meisterschaft zuzulassen, außerdem eine „Gnadenzulage" an Bernstein, die etwa eins von ihnen erhielte, mit dem anderen zu teilen; durch eine Zusatzbestimmung, daß Stolp und Königsberg Gesellen aus Lübeck, Danzig und Elbing nicht einstellen durften, wurden so die beiden damals preußischen Bernsteingewerke zu einer Einheit zusammengeschmiedet, die die ganze Entwicklung der Bernsteinindustrie hätte maßgebend beeinflussen können, wenn . . . der Vertrag von 1702 gehalten worden wäre. Zwar nahmen die Königsberger die von Stolp kommenden Gesellen ohne weiteres in Arbeit und ließen sie auch Meister werden, wie Daniel und Lorenz Gößler und Friedrich Roggenbuck; die Stolper Meister dagegen erhoben nach wie vor von den Königsberger Gesellen eine als „Strafe" bezeichnete Abgabe bis zur Höhe von 20 Mark, und merkwürdigerweise ließ sich Königsberg, soweit aus den Akten ersichtlich, dies Verfahren widerspruchslos gefallen. 17 Jahre nach dem Vergleich von 1702, vermutlich Anfang 1719, ging nun von Königsberg der Versuch aus, die mit Stolp getroffenen Abmachungen auch auf die Gewerke in Danzig, Elbing und Lübeck auszudehnen, d. h. im wesentlichen das fortzusetzen, was auf Anregung von Danzig im Jahre 1584 begonnen worden war. Die genannten Werke zeigten grundsätzliches Einverständnis, abgesehen von gewissen nebensächlichen Bedingungen, die Danzig stellte, knüpften aber den Abschluß eines förmlichen Vertrages an die Voraussetzung, daß die seinerzeit zwischen Stolp und Königsberg getroffenen Vereinbarungen tatsächlich rechtskräftig seien. Als nun aber Königsberg in Stolp um eine formelle Bestätigung des Vertrages von 1702 nachsuchte, erging unter dem 29. 6. 1719 eine Antwort, die uns ebenso wie damals den Königsbergern nicht

recht verständlich ist: es sei wohl richtig, daß seinerzeit die Alterleute Joachim Banselow und Jürgen Gößler ein derartiges Abkommen geschlossen hätten; sie seien aber nicht bevollmächtigt gewesen, hätten auch den Vertrag nur mit ihrem eigenen Petschaft und nicht mit dem Innungssiegel gesiegelt; das Gewerk hätte ihn deshalb auch „niemahlen ratihabieret noch einige notice jemahlen davon gehabt", und man könne ihm nicht verdenken, wenn es jetzt von ihm nichts wissen wolle. — Es läßt sich schwer sagen, was die Stolper Meister zu diesem eigenartigen Schritt veranlaßt hat. Daß bei Abschluß des Vergleichs von 1702 genügende Vollmachten von beiden Seiten verlangt und gefordert wurden, wissen wir aus den Akten, sodaß dieser Teil der Stolper Behauptungen sicher unrichtig ist; wir wissen auch, daß die Urschrift des Vergleichs im Innungsarchiv sorgfältig aufbewahrt wurde, also sicher mehr bedeutete als eine private Abmachung der Alterleute; es bleibt nur die eine Tatsache, daß der Vergleich nicht das Innungssiegel trägt, und diesen Umstand benutzte die Innung, um sich von einer Fessel frei zu machen, die sie aus unklaren Gründen als unbequem empfand. Die Königsberger Meister waren jedenfalls über den Abfall ihrer Bundesgenossen so entrüstet, daß sie sich sofort an den König von Preußen wandten und unter Darlegung des Tatbestands um Abhilfe baten. Von dem nun beginnenden Schriftwechsel ist uns leider nur der Endbescheid vom 11. Januar 1720 erhalten. Darin erklärte der König, die Stolper seien in der ganzen Frage von den Danzigern aufgehetzt worden und zunächst einmal bei Androhung von 30 fl. Strafe zur Erfüllung des Vergleichs von 1702 anzuhalten; im übrigen sei es durchaus zu loben, daß eine Vereinbarung unter sämtlichen Bernsteingewerken herbeigeführt werden solle; Elbing und Lübeck wären leicht dazu zu bringen, einen Vergleich nach dem Vorbild Stolps zu schließen; wenn Danzig dann noch Schwierigkeiten mache, müsse es gezwungen werden; wenn alle anderen Gewerke keine Danziger Gesellen einstellen und ihren eigenen Leuten das Arbeiten in Danzig verbieten würden, würde Danzig, das seine meisten Gesellen aus Stolp beziehe, wohl nachgeben und „von selbst zu Vereinigung und Änderung seiner ungereimten Capricen schreiten". Über den Ausgang der ganzen Streitsache wissen wir nur, daß Gesellen aus Lübeck, Danzig und Königsberg fortan ohne weiteres angenommen und zur Meisterschaft zugelassen wurden (Elbing scheint sehr bald eingegangen zu sein). Im übrigen ist die Zeit außenpolitischer Verhandlungen für Stolp jetzt abgeschlossen, indem durch die staatliche Regelung der Bernsteinverteilung, über die später

zu reden sein wird, Danzig und Lübeck ausscheiden und die Beziehungen zu Königsberg auf eine vollkommen neue Grundlage gestellt werden. Aus dieser neuen Grundlage entwickelt sich dafür eine Zeit sozusagen innerpolitischer Schwierigkeiten, die die ganze Aufmerksamkeit der führenden Geister der Innung erforderten. Die staatliche Zuteilung einer erheblichen Menge Bernsteins zu einem billigen Preise im Verein mit der gerade in jenen Jahren zum ersten Male durchgefochtenen Entscheidung über die gesellschaftliche Einordnung der Innung und das Recht des freien Handels ließ selbstverständlich die Zugehörigkeit zu einer so vielversprechenden Gemeinschaft als wünschenswert erscheinen, und die natürliche Folge war ein unerwarteter Zustrom sowohl von Lehrlingen als auch von fremden Gesellen, die in Stolp die Meisterschaft erlangen wollten. Im Anfang mag das noch den Wünschen der Innung entsprochen haben, doch sehr bald wurde der Andrang zu groß, und man mußte sich zu durchgreifenden Maßnahmen entschließen, um einer weiteren Vermehrung der Zunftbrüder vorzubeugen, da bei der unveränderlichen Menge des zur Verfügung stehenden Bernsteins von einer gewissen Grenze an jede Neuzulassung eine Schädigung der schon vorhandenen Meister bedeutete. Man begnügte sich zunächst damit, die Aufnahme von Lehrlingen zu erschweren, indem man das Einschreibegeld, das noch um 1700 ½ Taler betragen hatte, 1739 auf 15, 1756 sogar auf 20 Taler erhöhte, die Lehrzeit, die bis dahin ziemlich willkürlich bestimmt worden war, ein für alle Mal auf sechs Jahre festsetzte; auch die geistigen Anforderungen, die an die neuen Lehrlinge zu stellen waren, wurden erhöht durch einen Beschluß vom Jahre 1739, nach dem der Altermann jeden neuen Lehrling prüfen sollte, ob er „in seinem Christentuhm gegründet, den Catechismo fertig außwendig, gutt leßen und schreiben könne". Das genügte aber offensichtlich nicht und so wurde schon im nächsten Jahre 1740 ein Beschluß der Innung gefaßt, der alle bisherigen Bedingungen von Grund aus umstieß: bis auf weiteres keinen Gesellen mehr „auf die Jahre zu schreiben", d. h. keinen nicht aus der Innung hervorgegangenen Gesellen mehr zur Meisterschaft zuzulassen; bei neuen Meisterschaften immer die Meistersöhne zu bevorzugen und vor allen Dingen die Zahl der Mitglieder nicht über 50 gehen zu lassen (ursprünglich waren es etwa 15 gewesen, 1643 22, 1726 bereits 34). Die Meister kamen also notgedrungen zu der noch heute nicht allzuweit verbreiteten Erkenntnis, daß ein Naturprodukt, das nicht beliebig herstellbar oder vermehrbar ist, nur zum Schaden der Beteiligten dem unbeschränkten Wettbewerb im Handel

unterworfen werden kann. Es läßt sich denken, daß dieser Beschluß in den Kreisen der Nächstbeteiligten lebhafte Entrüstung und Widerspruch hervorrief; wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, so gewinnt man doch deutlich den Eindruck, daß er undurchführbar blieb, und deshalb wurde er zehn Jahre später, 1751, dahin erweitert, daß seine Bestätigung durch den König von Preußen nachgesucht werden sollte, wodurch er gewissermaßen Gesetzeskraft erhielt; demnach wurde auch verfahren, doch wurden während der etwas langwierigen Verhandlungen noch vier Meister zugelassen, sodaß nunmehr die Zahl der Zunftglieder endgültig auf 54 festgelegt wurde. Da aber ein gewisser Nachwuchs gesichert sein mußte, zerfielen die Zunftglieder fortan in zwei scharf getrennte Klassen: die zum Bezuge des Bernsteins berechtigten Meister (oder Meisterwitwen), die Partizipanten und die Expectanten, die zwar auch die Meisterschaft gewonnen hatten, aber zum Bernsteinbezuge und damit zu einer selbständigen Existenz erst gelangen konnten, wenn einer der Partizipanten ausgeschieden, gestorben oder, was allerdings sich nur einmal ereignet hat, verzogen war. Ob nun die Meister voraussahen, daß durch die neue Einrichtung bei wie bisher unbeschränktem Zuzuge fremder Gesellen unangenehme Streitigkeiten innerhalb der Zunft entstehen würden oder ob sie, weniger weitschauend, nur erreichen wollten, daß der Bernstein sozusagen in der Familie bliebe, steht dahin; jedenfalls zielten ihre weiteren Maßnahmen deutlich darauf ab, alle fremden Elemente fernzuhalten. Zu diesem Zwecke wurde noch 1751 beschlossen, für die nächsten sechs Jahre keinen Lehrling mehr einzuschreiben, eine Vorschrift, die sich nur gegen Fremde richtete, da schon seit langer Zeit die Zunftsöhne nicht mehr unter den Lehrlingen geführt wurden; als trotzdem ein Meister einen Jungen annahm und trotz schwerer Strafandrohung nicht wieder entlassen wollte, mußte die Zunft doch einsehen, daß ein Meister ohne Lehrling nicht recht arbeiten könne, und änderte die Bestimmung dahin, daß ein Meister, der noch keinen Lehrling habe, einen einstellen dürfe, daß aber beim Einschreiben 20, beim Ausschreiben 10 Taler erhoben werden sollten. Um darüber hinaus noch das Übergewicht der Zunftfamilie — wenn man dies Wort einmal anwenden darf — zu sichern, wurde 1753 zusätzlich beschlossen, daß ein Zunftsohn schon mit 23 Jahren zur Expectanz gelangen könne, ein in der Zunft ausgelernter Geselle, der nicht Zunftkind sei, erst mit 25 Jahren und dann auch erst, wenn er eine Wartezeit von zwei Jahren überstanden habe (der letztere Zusatz fiel 1773 weg). Das Eintrittsgeld von 50 Talern, wie es jetzt neu festgesetzt wurde,

war zur Hälfte bei Erlangung der Expectanz, zur Hälfte bei Beginn der Beteiligung am Bernstein zu zahlen. Diese Bestimmungen, die theoretisch jeden Zuzug fremder Elemente ausschlossen, hatten freilich eine Lücke insofern, als nach altem Herkommen ein Geselle, der ein Zunftkind oder eine Zunftwitwe heiratete, selbst die Rechte eines Zunftkindes erlangte, denn nun brauchte ein zuwandernder Fremdgeselle nur eine der immer vorhandenen Zunftwitwen zu heiraten, um trotz aller Erschwerungen das volle Zunftrecht zu gewinnen, und tatsächlich ereigneten sich solche Heiraten jetzt so oft, daß gegen gewisse Auswüchse eingeschritten werden mußte. Das ließ sich allerdings anfänglich wohl noch nicht voraussehen. Es verging auch noch eine Reihe von Jahren, in denen auf Innehaltung der neuen Bestimmungen sorgfältig geachtet wurde; insbesondere über die Einhaltung der sechsjährigen Lehrzeit wurde eifersüchtig gewacht, und es kam dieserhalb, wie im Falle des Pastorensohnes Joh. Jakob Vanselow aus Gr. Silkow, zu erbitterten Streitigkeiten. Noch nach 1750 scheint die Zunft sogar die Einrichtung einer Sterbekasse getroffen zu haben, die für jeden Fall eine Summe von 30 Talern vorsah und erst um 1805 aufgelöst wurde. Daneben sieht man aber doch schon in mancher Hinsicht ein Abweichen von den alten Gewohnheiten: bisher hatten nach uraltem Herkommen die jüngsten Meister die Pflicht, bei Beerdigungen von Zunftgliedern den Sarg zu tragen; 1764 wurde dem eben zum Kommerzienrat ernannten neuen Meister Joh. Ernst Klebang gestattet, diese Pflicht durch Zahlung eines Geldbetrages abzulösen. Früher konnten nur gelernte Bernsteinarbeiter Zunftmitglieder werden; jetzt wurden die verschiedensten Persönlichkeiten, denen die Zunft zu Dank verpflichtet war oder deren Dienste sie meinte einmal in Anspruch nehmen zu können, als Ehrenmitglieder mit wenn auch beschränktem Zunftrecht aufgenommen. Überhaupt scheint der Geist innerhalb der Zunft langsam anders zu werden; früher gab es wohl auch Streitereien, aber sie waren nicht weiter schwer zu nehmen; jetzt, nach 1750, hören wir immer wieder von unliebsamen Auftritten, Schimpfereien, Beleidigungen und Verdächtigungen der Zunfttribunen, schweren Verstößen gegen die Zunftgesetze u. ä. Zwar genügte meist die einfache „Exkludierung", d. h. die Ausschließung von allen Zunftveranstaltungen, als Bestrafung, aber mehr als einmal war doch die Zuflucht zu den öffentlichen Gerichten notwendig, wie umgekehrt auch mehrfach einzelne Meister die Hilfe der Gerichte gegen die Zunft in Anspruch nahmen. Das gehört aber schon zu den Erscheinungen des Niedergangs, die später zu besprechen sind.

Der soziale Aufstieg.

Die Bernsteinarbeiter in Stolp — und anderswo — haben von allem Anfang an in dem gesellschaftlichen Gefüge ihrer Stadt eine eigenartige Sonderstellung gehabt: auf der einen Seite waren sie einfache Handwerker, indem ihrer Hände Arbeit ihnen den nötigen Lebensunterhalt gab; auf der anderen Seite aber unterschieden sie sich sehr wesentlich von anderen Handwerkern, die, wie oben berührt, einfach ihre Ware auf den Markt bringen und das, was sie zu ihrer Arbeit brauchen, auf dem gleichen Markt kaufen können; denn ihre Ware mußte, vermutlich ursprünglich durch verwickelte Kreditoperationen, aus dem Ausland bezogen werden, und die fertigen Bernsteinsachen mußten auf einem ähnlich verwickelten Wege ins Ausland, zum Teil in überseeische Länder verfrachtet werden. Die Bernsteinarbeiter waren also zu einem guten Teil ihres Wesens Kaufleute und standen als solche der vornehmen und viel beneideten Zunft der Kaufleute und Gewandschneider näher als den einfachen Gewerken. Ob da schon im Mittelalter gelegentlich bei ihnen der Wunsch hervorgetreten ist, dieser Tatsache Rechnung zu tragen und die Erhöhung der Zunft anzustreben, wissen wir nicht; es scheint aber festzustehen, daß derartige Gedankengänge ihnen durchaus bewußt waren. Beweis dafür ist die nachstehende Urkunde vom 21. Oktober 1534, die älteste, die uns überhaupt von den Bernsteindrehern in Stolp Kunde bringt und die wir im Wortlaut anführen müssen, weil sie später immer wieder herangezogen wird:

> Wir Barnim von Gottes Gnaden Hertzog zu Stettin, Pommern, der Kaßuben und Wenden, Fürst zu Rügen, Graff zu Gützkow, vor Uns, Unsere Erben und Nachkommende Herrschafft, thun kundt vor Männiglich, Nachdem Wir aus beweglichen Uhrsachen ein gemein öffentlich Edict außgehen laßen, darin wir verordnet, daß diejenigen, so in Unsern Städten sitzen und Handtwerks Nahrung genießen und brauchen, des Brauwerks zu Schenken und Verkauffen sich enthalten sollen. Alß ferner Inhalts deßelben Edicts uns die Ehrsamen Unser Untersaßen und Lieben getreuen, alle und jegliche Verwandten des Bernsteindreher-Werks oder Gildes der Paternostermacher Unser Stadt Stolp in Vertröstung gestanden, daß Sie durch obberührts Unser Edict nicht sollen begriffen werden mit Anzeigunge dieser und anderer Uhrsachen, daß Ihr Handtwerk nicht zur Nothdurfft Unser gemeinen Landtschafft außgerichtet, auch den gedreyeten Bernstein bey den Unsern nicht vertreiben oder verkauffen mögen, Und das demnach Ihre Gilde der Kauffmanns-Handlung

viele näher, als dem rechten und Arth Handtwerks Nahrunge wehre und geachtet seyn soll, und Uns in Unterthänigkeit angefallen, hierauff Erklährunge zu thun und Sie ihres rechtes genießen zu laßen. Demnach haben Wir mit vorhergehendem Rath und gebührlicher Betrachtung dieser Sachen erklähret, daß vorberührte Verwandten des Gildes und Werkes der Paternostermacher oder Bernsteindreher in und durch obgemeldte Unser Edict und Ordnungen, damit den Handtwerken das Brauen verbothen, nicht sollen begriffen oder mit derselben Ordnung verfaßet oder verbunden, sondern Ihnen frey vorbehalten seyn, gleich den andern, so sich Kauffmanns Handlunge der gemeinen Stadt Nahrung außerhalben die gemein Handtwerk üben, Brauwerk zum Kauff und verschenken ohne männigliches Verhinderunge und Eintrag zu genießen und zu gebrauchen, Erklähren auch abgemeldt Unser Edict vorberührter Gestalt, in Krafft und Macht dieses Unsers Brieffes, mit fernerem Anhange, daß die Paternoster Macher, wenn Sie brauen, wie Stadt-Recht und Gewohnheit ist, werden, daß Sie damit in Unser Edict nit fallen, dagegen gehandelt, nit geachtet, sondern der Straffe deßelben entfreyet werden und seyn sollen. Hiebey an und über sein gewest die Edlen, Wohlgeborenen und Ehrbaren Unsere Räthe und Liebe Getreue Jürgen Graff von Eberstein u. Herr zu Neugardten, Achim Molzan Unser Hoff Marschalk und Bartholomäus Schwave Unser Cantzler. Datum Rügenwalde Mittwochs nach Lucae im Jahre nach Christi Gebuhrt Tausendt Viffhundert und vier und dreißig. Uhrkündlich mit Unserm anhangenden Insiegell befestiget.

Ob diese einer späteren Zeit entstammende Abschrift den Wortlaut der Urkunde genau wiedergibt, lassen wir dahingestellt; der Sinn ist jedenfalls zweifelsfrei erhalten und bedeutet klar, daß die Bernsteinarbeiter sich schon damals als Kaufleute fühlten und vom Landesfürsten auch als solche anerkannt wurden. Diese Tatsache wurde noch unterstrichen durch eine 40 Jahre später ergehende herzogliche Verfügung, die ebenso wie die vorstehende grundlegend für die spätere Stellung der Bernsteinarbeiter wurde:

Von Gottes Gnaden Wir Johannes Friederich Hertzog zu Stettin, in Pommern, der Kaßuben und Wenden, Fürst zu Rügen und Graff zu Gützkow. Groß Ehr und Ehrsahme, Liebe, Getreue, auß dem verschloßenen habet Ihr zu ersehen auf der Elter Leute, Güldemeister und gemeine Zunfft Brüder der Paternostermacher übergebene Supplikation in Unserer Stadt Stolp In

Sachen Verkleinerung Ihres Standes, und Kleyder Tragen zu verordnen Unterthänigst gebehten, also wirdt zum Urtell erteilet:

Weil Supplikanten von Uns, Fürstlicher Obrigkeit, Privilegium haben, nebst anderen Kauff-Leuten zu Handeln mit Bier Brauen, verschenken, und verführen, auch sonsten vor Ihren Bernstein Waaren zu Waßer und zu Lande, an Perlen, Kleinodigen, Goldt und Silber, Sampt und Seyde aus frembden Ländern, in Unser Landt gebracht wird, und Sie deswegen mit nichten unter die andern Handtwerks-Leute gerechnet werden können, Allso befehlen Wir Euch hiemit allererst und bey 300 Rthllr. Straffe, die Supplicanten bey Ihren Privilegien zu schützen, gleich anderen Kauff Leuten Ihre Ehre gönnen, an Kleyder Tragen in Ihren Ehren Tagen an Sampt und Seyde zugelassen seyn.

Wornach Ihr Euch zu richten habet. Gegeben in unserer Stadt Alten Stettin den 20 ten Maji Anno 1574.

An Burgemeister und Rath in Unser Stadt Stolp.

Aus dieser Anerkennung ihres Kaufmannsstandes haben jedoch die Bernsteinarbeiter einstweilen noch keine Folgerungen gezogen. Als im Jahre 1623 der damals regierende Herzog von Pommern bestimmte, daß die vorhandenen acht Gewerke — die Hauptgewerke, wie sie von da an hießen — für ewige Zeiten erhalten bleiben sollten, haben sie sich trotz der angeführten Privilegien ruhig darein gefunden. Wenn man die kurz danach — 1626 — beginnenden Taufregister der Pfarrkirche in Stolp durchsieht, hat man auch durchaus den Eindruck, daß sie sich als Handwerker fühlten, denn zu Paten ihrer Kinder baten sie fast ausschließlich andere Handwerker, ganz ausnahmsweise einen Brauer, niemals ein Mitglied der Kaufmanns- und Gewandschneiderzunft, der sie doch nach ihren Privilegien gleich geachtet werden sollten. Erst lange nach dem Dreißigjährigen Kriege trat hierin eine Änderung ein, und zwar wurde der Stein ins Rollen gebracht durch eine im Jahre 1678 erlassene „Polizei- und Kleider-Ordnung" der Stadt Stolp, in der die Bernsteindreher „fast in die letzte Klasse der Handwerker" gesetzt wurden, also eine fast genaue Wiederholung des Vorgangs von 1574. Wie damals ließen sich die Bernsteinarbeiter diese Zurücksetzung nicht gefallen und wandten sich unter Hinweis auf ihre Privilegien direkt an den Kurfürsten in Berlin, der denn auch ohne weiteres verfügte, daß man ihnen alles gönnen solle, was sonst den Kaufleuten zukomme. — Es wäre müßig darüber nachzudenken, ob diese Entscheidung nun wirklich eine Art Beschluß herbeigeführt

hat des Inhalts, daß die Bernsteinarbeiter nun auch praktisch die Folgerungen aus der erneut erfolgten Anerkennung ihrer Kaufmannseigenschaft ziehen wollten; soviel steht fest, daß dies Jahr 1678 den Beginn einer langjährigen Periode fast immerwährender Kämpfe bezeichnet, die alle in jener Richtung zielten. Wenn wir auch über viele Einzelheiten nicht unterrichtet sind, so können wir doch den wesentlichen Gang der Ereignisse festhalten. Am Anfang steht eine Beschwerde an Bürgermeister und Rat (exhibit. 19. 8. 1685), in der Stadtgildemeister und sämtliche Alterleute der Hauptgewerke bitten, das Gewerk der Bernsteindreher zu einer Erklärung darüber anzuhalten, ob sie bei den acht Hauptgewerken bleiben wollten. Darauf erhielt im üblichen Geschäftsgang der Oberdiener des Rats den Auftrag, den Bernsteinarbeitern diese Beschwerde vorzulegen und sie zu einer Vernehmung auf den 7. 9. zu laden. Die Beklagten waren aber durchaus nicht geneigt, dieser Aufforderung zu folgen, gaben vielmehr zur Antwort, der Oberdiener solle E. E. Rat grüßen, die Meister seien zum Teil nicht zu Hause und würden zum Teil noch verreisen, könnten also nicht kommen. Hierauf geschah längere Zeit nichts; erst ein Jahr später konnte der Stadtgildemeister von einer mündlichen Erklärung des Altermanns Lorenz Gößler berichten, sie hätten an sich nichts gegen die Hauptgewerke, wollten aber lieber für sich bleiben und stellten anheim, irgend eines der Nebengewerke, Tischler oder Kürschner, an ihrer Stelle unter die Hauptgewerke einzureihen. Daraufhin erneut Vorladung auf den 23. 8. 1686, der die Bernsteindreher diesmal Folge leisteten. Aus der Verhandlung wurde aber nicht viel; die Bernsteindreher betonten auf Befragen, daß sie „die Gewerke für ehrliche Leute halten“, erklärten dann nach einigem Hin und Her, sie „bitten dilation und wollen vor der verabscheidung noch ihre notturfft beybringen“. Endlich drei Tage später kam dann eine nähere Erklärung, und zwar schriftlich mit der Begründung, daß bei der Verhandlung im Rathause vielleicht nicht alles protokolliert sei: es sei ihnen zugemutet worden, mit den anderen Gewerken um die Bestätigung der Brauprivilegien einzukommen und dabei sowohl den Gewerken als auch den brauenden Zünften die Unkosten vorzuschießen; das hätten sie mit Rücksicht auf ihr Spezialprivileg von 1534 nicht nötig und wollten darum nicht bei den Hauptgewerken bleiben; im übrigen hätten sie früher nie zu den Hauptgewerken gehört, seien nur freiwillig eingetreten, weil ihr Altermann Frahme (der 1611 Meister wurde) zum Stadtgildemeister gewählt worden sei, und könnten demnach auch jederzeit freiwillig wieder austreten. Nun vergingen aber-

mals etwa vier Monate, bis endlich in einer neuen Verhandlung am 20. 12. 1686 ein Vergleich geschlossen wurde des Inhalts, daß die Bernsteindreher bei den Hauptgewerken blieben, daß aber ihre Brauprivilegien nicht angetastet werden sollten. Damit war jedoch der Streit noch durchaus nicht erledigt, denn die Bernsteindreher taten nichts, um sich den anderen Gewerken wieder zu nähern, und es bedurfte noch einer scharfen Verfügung vom 21. 11. 1687 mit Androhung von 20 fl. Strafe, um sie endlich doch zum Nachgeben zu bewegen. Sachlich hatten die Bernsteindreher jedenfalls erreicht, was zu erreichen war, denn die erneute Anerkennung des uralten Brauprivilegs war sicher auch wirtschaftlich durchaus gewinnbringend; nun kam es darauf an, auch das Handelsprivileg wieder lebendig zu machen, das in der oben angeführten Verfügung von 1574 schon recht scharf umrissen ist. In welchem Umfange die Bernsteinarbeiter damals Handel getrieben haben, wissen wir nicht; daß sie es getan haben, ergibt sich unwiderleglich aus den Akten. Schon sehr bald entstand aus diesem Anlaß auch der erste öffentliche Streit: die Kaufleute und Gewandschneider strengten einen Prozeß an gegen den Brauer Daniel Bleibel und die Bernsteindreherin Gößler (Lorenz G's Witwe), weil sie sich widerrechtlich den Handel mit Leinwand angemaßt hätten; es entwickelte sich nun ein ungemein langwieriger Prozeß, der erst zugunsten der Kaufleute entschieden wurde, dann infolge der Berufung der Beklagten sich lange hinzog und erst 1703 auf Grund eines Rechtsgutachtens der Universität Rinteln zugunsten der Kaufleute endgültig entschieden wurde. Dadurch ließen sich jedoch die Bernsteindreher nicht stören, sondern handelten ruhig weiter mit Leinwand; nach ihren Gebräuchen war zwar die Witwe Gößler ein Glied ihres Gewerks, aber sie verschanzten sich hinter die Tatsache, daß sie bei Beginn des Prozesses bereits mit einem Brauer verlobt gewesen sei und zogen daraus den Schluß, daß die Entscheidung in dem Prozeß gegen Bleibel und Konsorten sie nichts angehe. Trotz dieser offensichtlichen Mißachtung einer Gerichtsentscheidung vergingen noch fast 20 Jahre, aus denen wir von irgendwelchen Streitigkeiten nichts hören; erst im Mai 1723 brach wieder offene Fehde aus, indem plötzlich, anscheinend ohne vorhergehende Warnung, der Rat der Stadt die auf der Bleiche liegende Leinwand der Bernsteindreher beschlagnahmen ließ. Die nun folgenden Verhandlungen im einzelnen zu schildern, würde zu weit führen, und sie sollen deshalb nur insoweit berührt werden, als sie die damaligen Verhältnisse in Stolp in ihren Beziehungen zu den Bernsteindrehern beleuchten. — Die Bernsteindreher erhoben

zunächst beim Magistrat Einspruch gegen die Beschlagnahme, wurden aber abgewiesen mit der Begründung, daß ihre Eingabe nicht von einem Prokurator unterzeichnet, also ungültig sei. Daraufhin wandten sie sich sofort an den König mit der sehr bezeichnenden Klage, daß sie für ihre Eingabe keinen Prokurator bekommen könnten, da die in Stolp ansässigen Prokuratoren ebenso wie die meisten Magistratsmitglieder Angehörige der Gewandschneider seien. Dieser Vorwurf wird im großen und ganzen wohl richtig sein, und es berührt uns heute etwas seltsam, wenn wir z. B. den Namen des Landrats Kohlhardt in jenen Jahren bald unter amtlichen Schriftstücken gegen die Bernsteindreher, bald unter Eingaben der Gewandschneiderzunft lesen. Sie führten dann weiter aus, daß sie nicht nur nach ihren Privilegien zum Handel berechtigt seien, sondern sogar durch die Eigenart des Bernsteinhandels dazu gezwungen wären, wenn sie überhaupt lebensfähig bleiben wollten. In dieser Eingabe wird zum ersten Male die Bezeichnung „Bernsteinhändler" gebraucht. Der Erfolg der Eingabe war eine Verfügung des Königs, die Bernsteindreher in ihrem Leinwandhandel in jeder Weise zu schützen. Nun erst ließ sich der Magistrat herbei, einen Termin pro justificatione arresti anzusetzen, in dem er aber den Erlaß des Königs unberücksichtigt ließ und den Bernsteindrehern anheimgab, „ihre notturft in die Kgl. Regierung vorzubringen". Die nun folgenden Schriften und Gegenschriften sind weniger durch ihren Inhalt bemerkenswert als durch die Form, deren sich die Parteien gegeneinander bedienen: während die Bernsteindreher bemerken, die Gegner hätten ihre Gründe bereits ad nauseam usque wiederholt, rächen sich die Gewandschneider durch den freundlichen Einwurf, bezüglich der Einwände ihrer Feinde gelte das Sprichwort: „canis redit ad vomitum", und „sie wollten nur das, was sie bereits früher aufs Tapet gebracht, wiederkäuen und ruminieren und also immerweg bey der alten Leyer bleiben!" Der Ausgang der Sache war jedenfalls so, wie er nach den Privilegien zu erwarten war; die Bernsteinhändler, wie man sie jetzt nennen kann, erhielten das Recht des Leinwandhandels; eine Revision zu erreichen, scheiterte an dem formalen Grunde, daß es sich hier um die Auslegung von Privilegien, also um eine Polizeisache handele, und somit Revision unstatthaft sei; und als die Gewandschneider trotzdem an den König direkt gingen, erhielten sie nur den Bescheid — 16. 9. 1724 —, daß die Bernsteinhändler das Recht hätten, Leinwand außer Landes zu verkaufen, während den Gewandschneidern der inländische Handel überlassen bleiben sollte. Damit war wieder ein

großer Schritt vorwärts getan, und noch während der Prozeß schwebte, entwickelte sich ein neues Verfahren, das, diesmal von den Bernsteinhändlern selbst und zwar sicher aus erhöhtem Geltungsbedürfnis heraus unternommen, wieder dazu beitrug, ihre gesellschaftliche Stellung trotz vielfacher Anfeindung zu stärken. Es muß vorausgeschickt werden, daß die Bernsteinhändler wie alle anderen Gewerke seit langer Zeit, angeblich seit 1500, bestimmte Plätze in der Marienkirche innehatten. Jetzt traten sie Anfang 1724 — exhibit. in consessu Senatus 8. 2. 1724 — an Bürgermeister und Rat mit dem Ersuchen heran, ihnen zu gestatten, daß sie wegen des starken Anwachsens ihrer Mitgliederzahl auf eigene Kosten über dem Gestühl der Alterleute einen neuen Chor erbauten. Daß dieser Antrag von Bürgermeister und Rat, die, wie wir wissen, meist zur Gewandschneiderpartei gehörten, also zur Zeit Prozeßgegner der Bernsteinhändler waren, nicht gerade günstig aufgenommen wurde, läßt sich denken. Es wurde zunächst überhaupt keine Antwort erteilt. Dagegen erging schon drei Tage später ein Schreiben der Stadtgildemeister an den Rat, daß dieser Antrag nur „ex nimia superbia“ der Bernsteinhändler entstanden sei, außerdem undurchführbar, weil der geplante neue Chor ihnen das Licht wegnehmen würde und einige von ihnen ohnehin schon Brillen tragen müßten! Die Bernsteinhändler wiederholten am 31. 3. ihren Antrag, und als ihnen mitgeteilt wurde, sie könnten ja einen Chor über ihrem eigenen Stand bauen lassen, wandten sie sich kurzerhand an das Konsistorium, das ihren Antrag genehmigte oder doch wenigstens günstig aufnahm und einen Bericht der Kirchenvorsteher einforderte. Nun flammte die Entrüstung hell empor, und es begann ein wahres Trommelfeuer von Gegeneingaben, zunächst von einer großen Reihe namentlich unterzeichneter Bürger, dann von Bürgermeister und Rat und von den Gildemeistern und Hauptgewerken; wenn man sieht, daß unter den einzelnen Bürgern Mitglieder der Brauerzunft sind, die den Bernsteindrehern wegen ihres Brauprivilegs durchaus nicht gewogen waren, und daß zu den Unterzeichnern der anderen Eingaben immer der schon genannte Landrat Kohlhardt gehört, werden einem die tieferen Gründe dieses Vorgehens klar; es half aber nichts, denn schon im August 1724 wurden Amtshauptmann und Präpositus angewiesen, den Bau des neuen Chors zu gestatten. Diese Entscheidung entfesselte eine neue Flut von Eingaben, bei der sich zu den Gildemeistern und Alterleuten noch die Kürschner und Böttcher gesellten, aber auch das blieb erfolglos, obwohl die Gildemeister und Alterleute noch ver-

suchten, durch Verleumdung einzelner Bernsteinhändler einen Keil in die Reihen ihrer Gegner zu treiben. Nur insofern wurde ein Scheinerfolg erzielt, als der juristische Einwurf des Rates, daß das ihm zustehende Recht der Verfügung über die Sitzplätze verletzt sei, den Anlaß gab, ein Rechtsgutachten der Universität Rostock einzuholen, das aber der Ansicht des Konsistoriums beitrat. Reizvoll ist auch hier wieder der Ton der beiderseitigen Eingaben, in denen freilich die Bernsteinhändler nicht mehr wie früher schimpfen, sondern die Gegner durch überlegene Ironie abzutun suchen; so war einer der oft etwas lächerlichen Gegengründe der, daß der neue Chor eine Feuersgefahr für den in der Kirche untergebrachten städtischen Privilegienkasten bedeute, worauf die Antwort erging: „der Chor wird den Privilegienkasten nicht anzünden, und wenn in dem Kasten soviel Feuer verborgen wäre, als Implorati in ihrem Gemüte gegen uns erhitzen, so würde die ganze Kirche in Asche gelegt werden". Der neue Chor ist dann auch anscheinend sehr bald gebaut worden. Kaum war in dieser Sache die letzte Entscheidung getroffen, als auch schon ein Gegenstoß der Gewandschneider erfolgte, die wir ja in jener Zeit mit Bürgermeister und Rat gleichsetzen können; am 11. 10. 1725 erging eine Eingabe an den König, die Bernsteinhändler wollten sich von den acht Hauptgewerken separieren, „nicht mehr als ein Gewerk und Meister, sondern als eine Zunft und Herren consideriret seyn". Daraufhin erfolgte sofort eine Königliche Verordnung, die Bernsteindreher sollten bei den Hauptgewerken bleiben wie bisher oder „causas quare non binnen 14 Tagen anzeigen". Hier folgt leider eine bedauerliche Lücke in den Akten, sodaß wir nicht wissen, was die Bernsteinhändler auf diese Verordnung hin unternommen haben; es steht aber fest, daß sie im Jahre 1729 zum ersten Male amtlich als Zunft anerkannt wurden. Hieraus entstand nun aber sofort ein neuer Streit, und zwar diesmal mit den Brauern, die sich dadurch benachteiligt fühlten, daß die Bernsteinhändler den Anspruch erhoben, ihnen im Range voranzugehen. Auch diesmal hat offenbar der mehrfach genannte Kohlhardt eine unerfreuliche Rolle gespielt, denn er erhielt von seiner vorgesetzten Behörde am 12. 7. 1730 einen ernsten Verweis „seine Autorität in Sachen, welche sein Ambt concerniren, beßer zu mainteniren", widrigenfalls man „genötiget werden dörffte, Ihm einen Adjunctum zu setzen". Nach der ganzen Sachlage mußte das Unternehmen der Brauer erfolglos bleiben und wurde zunächst beendet durch eine Verfügung vom 18. 10. 1730, daß die Bernsteinhändler früher privilegiert seien als die Brauer und ihnen also vorangingen.

Wie üblich haben sie dann versucht, alle erdenklichen Rechtsmittel einzulegen, doch wurde auch dieser Versuch endgültig erledigt durch eine Verfügung des Königs vom 19. 8. 1733, daß es bei der Verordnung vom Jahre 1678 bleiben müsse und die Bernsteinhändler den höheren Rang behielten. Jedoch war die Ruhe, in der die Bernsteinhändler sich ihrer endlich erkämpften Rangerhöhung und der Handelsrechte erfreuen konnten, nur scheinbar; allerdings, solange Friedrich Wilhelm I. lebte, geschah nichts gegen sie, nachdem dessen Stellungnahme wiederholt unzweideutig ausgesprochen war. Kaum aber hatte Friedrich der Große den Thron bestiegen, von dessen Regierungsantritt ja viele den Beginn einer anderen Zeit erwarteten, als ihre beiden Gegner, die Gewandschneider wie die Brauer, noch einen letzten Versuch machten, Vorteile für sich zu erringen. Den ersten Schritt taten die Brauer, indem sie, offenbar in der Hoffnung, daß der junge König sich leicht werde leiten lassen, am 16. 11. 1740 eine Abordnung von zwei Mitgliedern nach Berlin schickten und dem König direkt Vortrag halten ließen; dabei verstanden sie es recht geschickt, ihre eigentlichen Absichten zu verbergen. Sie klagten erst darüber, daß die Brauordnung vom Dezember 1739, die ihnen die Benutzung von Braupfannen vorschrieb, bei ihren beschränkten Verhältnissen nicht durchführbar sei, verbreiteten sich dann eingehend über die schlechte Lage des Braugewerbes in Stolp im allgemeinen und erwähnten erst ganz zum Schluß wie beiläufig, die Hauptschuld daran liege in der Tatsache, daß manche Handwerker, wie z. B. besonders die Bernsteindreher, auch die Brauerei trieben, obwohl sie das gar nicht nötig hätten. Sie hatten sich aber doch verrechnet, wenn sie glaubten, daß der König die Angelegenheit sofort zu ihren Gunsten entscheiden würde; er erließ zwar eine „einstweilige Verfügung", wie wir heute sagen würden, die den Bernsteinhändlern das Brauen verbot, beauftragte aber gleichzeitig den Magistrat in Stolp, festzustellen, inwieweit die Bernsteindreher etwa das jus contradicendi hätten. Der nun folgende Schriftwechsel ist interessant durch die haarspalterische Art, mit der die Brauer ihre Forderung verteidigten. Mittelpunkt des Streites war nicht mehr und nicht weniger als ein Komma, indem die Brauer im Wortlaut des alten Privilegs, „... nebst anderen Kaufleuten zu handeln, mit Bier zu brauen usw." die Rechtmäßigkeit des Kommas bestritten, das Handeln nur auf das Bierbrauen bezogen und behaupteten, die Bernsteinhändler hätten nur die Brauereigerechtigkeit der Kaufleute, nämlich gar keine. Als sie damit nicht durchdrangen, behaupteten sie, das Privilegium von 1534 verlange, daß die Bern-

steindreher, wenn sie brauen wollten, auch ordentliche Brauer werden müßten und erklärten sich damit zufrieden, wenn nur alle Bernsteinhändler Mitglieder der Brauerzunft würden. Daß diese Forderung doch recht unlogisch war, indem der von ihnen behauptete unlautere Wettbewerb der Bernsteinhändler dadurch nicht aus der Welt geschafft wurde, wurde ihnen in einer Gegenschrift unangenehm klar gemacht; die Bernsteinhändler gingen sogar zum Gegenangriff vor und bewiesen durch namentliche Verzeichnisse, daß der überwiegende Teil der Mitglieder der Brauerzunft sich durchaus nicht vom Brauen ernährte, sondern von allen möglichen anderen Berufen, Buchbinderei, Tabakspinnerei, Wundarznei u. a. m.; sie behaupteten sogar, daß der Haß der Brauer darin seine Wurzel habe, daß die Bernsteinhändler ein besonders in Danzig sehr beliebtes Bier herstellten, das die Brauer nicht fertig brächten. Wie um zu beweisen, daß diese Behauptung begründet sei, erließ gerade in jener Zeit, kurz vor Entscheidung des Brauprozesses, der Magistrat, den wir immer noch als einen Verbündeten der Brauer und Gewandschneider betrachten dürfen, an den Bernsteinhändler Tesler ein Verbot, sogenanntes Dickbier zu brauen und die Anweisung, sich mit der Herstellung von Weißbier zu begnügen; dies Verbot wurde jedoch durch eine sehr scharfe Verfügung des Königs wieder aufgehoben, und wenige Tage später — 19. 5. 1741 — wurde auch der Brauereistreit endgültig zugunsten der Bernsteinhändler entschieden. — Wenige Wochen nach der Audienz der Brauer beim König, am 4. 1. 1741, erschienen auch die Kaufleute und Gewandschneider auf dem Plan mit einer Eingabe an den König, die inhaltlich mit der Eingabe der Brauer soweit übereinstimmt, daß an einer Zusammenarbeit der beiden Zünfte nicht zu zweifeln ist: der Handel Stolps gehe immer mehr zurück, jedoch nicht wegen der schlechten Zeiten, sondern wegen der schlechten Polizei, die kein Auge dafür habe, daß jeder Handel treibe, der es nur wolle, insbesondere die Bernsteindreher; durch diesen Wettbewerb werde die ganze Stadt ruiniert, alle Bürger würden gedrückt und verderbt. Es sei aber eine Kleinigkeit, den vom König gewünschten Aufschwung des Handels zu erreichen, wenn nur den Bernsteindrehern der freie Handel verboten würde. Zur Abwehr bedienten sich die Bernsteinhändler der gleichen Taktik wie im Streit mit den Brauern; sie gaben zu, daß der Seehandel Stolps sehr zurückgegangen sei, wiesen aber darauf hin, daß die früheren Hauptausfuhrartikel, Holz und Getreide, nicht mehr in der nötigen Menge zur Verfügung ständen, indem die Wälder größtenteils geschlagen seien und das Getreide jetzt im Inlande

verbraucht würde, daß also die Beweisgründe der Kaufleute durchaus nicht stichhaltig seien; dann aber brachten sie eine lange Liste von Mitgliedern der Kaufmannszunft, die allen möglichen Berufen nachgingen, nur nicht dem Kaufmannsberuf, und deshalb durch einen Wettbewerb im Handel durchaus nicht geschädigt werden konnten. Auf die Einzelheiten aller dieser in ihrer Länge etwas ermüdenden Verhandlungen kann hier nicht weiter eingegangen werden. Das Endergebnis war jedenfalls ein voller Sieg der Bernsteinhändler, indem am 3. 4. 1742 an die Kriegs- und Domänenkammer in Köslin eine Königliche Verfügung erging mit folgendem Wortlaut: „. . . nachdem wir bey denen von den sämbtlichen Bernsteinhändlern zu Stolp in dem Copeylichen Beyschluß vorgestelleten zum theil auch bereits in eurem allerunterthänigsten Bericht v. 18. Dec. a. p. angeführten umbständen Allergnädigst resolviret, daß die Supplicanten nach dem Inhalt ihrer Privilegien und rechtskräftigen Urteln Kauffleute und Bernsteinhändler genennet und betitult werden sollen; alß habt ihr Euch darnach zu achten, auch den Commissarium loci und den Stolpischen Magistrat ebenso zu bescheiden". Damit war trotz mancher Anfeindungen und Schwierigkeiten die Entwicklung abgeschlossen, die durch das Privilegium von 1534 eingeleitet worden war, und den tatsächlichen Verhältnissen war endlich durch Anerkennung der Rangerhöhung Rechnung getragen. Die Bernsteinhändler in Stolp hatten damit eine gesellschaftliche Stellung erreicht, die die ihrer Berufsgenossen in anderen Städten weit überragte und sie unter die vornehmsten Bürger Stolps einreihte. Da mag es ihnen doppelt schmerzlich gewesen sein, daß sie in dem Streit um ein anderes Vorrecht, das z. B. die Königsberger Bernsteinarbeiter besaßen, bei aller Anstrengung doch nicht den Erfolg hatten, der nach ihrer Ansicht ihnen gebührt hätte. Doch hier müssen wir zum besseren Verständnis noch wieder einige Jahrzehnte zurückgreifen. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts scheint die gewaltsame Anwerbung von Rekruten für das preußische Heer einen besonders großen Umfang angenommen und auch die Bernsteinarbeiter in Stolp sehr peinlich betroffen zu haben. Wenigstens wandte sich die Zunft im Jahre 1706 direkt an den König mit der Bitte, sie mit der Werbung zu verschonen: sie müßten den Bernstein, den sie höchstens dreimal im Jahre bekämen, „zu befoderung Ihrer kümmerlichen Nahrung" jedesmal sofort verarbeiten und brauchten dazu dringend ihre Gesellen. Diese Beweisführung mußte der König anerkennen, zumal ja der Staat damals an der Verarbeitung des aus seiner noch verhältnismäßig neuen „Bernsteinadministration"

gewonnenen Bernsteins stark interessiert war, und es erging eine Kabinettsordre vom 7. 10. 1706, daß in Zukunft jeder Bernsteindreher oder Bernsteindreherswitwe einen Gesellen vor jeder Werbung zum Militärdienst sicher haben dürfe. Dies „Protectorium" wurde nun so wie das Privilegium von 1554 der Ausgangspunkt einer Reihe von Beschwerden; hierbei hatten es die Bernsteinhändler nun aber nicht mehr mit den Zivilbehörden zu tun, sondern mit der viel härteren und rücksichtsloseren Militärgewalt, hinter der ja im damaligen Preußen sehr viel anderes zurückstehen mußte, und so blieb der Sieg durchaus nicht immer auf ihrer Seite, obwohl die Zivilbehörden ihnen gewöhnlich ihre Unterstützung liehen. Der erste uns bekannte derartige Streit ereignete sich bereits 1726, leider ohne daß wir seine Vorgeschichte kennen. Da schreibt am 11. 7. 1726 der Amtshauptmann v. Kameke an den Oberst v. Thiele: General Grumbkow habe auf Befehl des Königs angeordnet, daß alle eingezogenen Bernsteinarbeiter entlassen würden; er — der Oberst — habe befohlen, alle bis auf zwei zu entlassen, aber darüber hinaus wolle auch der Hauptmann v. Breitenbach seine Leute nicht hergeben; demnach müsse eingeschritten werden, damit die Bernsteindreher wieder arbeiten könnten, denn neue Gesellen kämen aus Angst vor der Werbung nicht mehr zu ihnen. Darauf antwortet der Oberst kurz und bündig, der Hauptmann v. Breitenbach würde angewiesen, seine Leute herzugeben; die beiden anderen Leute hätten schon die Revue mitgemacht und müßten wohl Soldat bleiben; die Bernsteindreher täten besser, nur kleine Leute zu Gesellen zu nehmen. Leider ist der Ausgang der Sache nicht bekannt; wir wissen nur, daß Anfang 1727 die Bernsteindreher sich beim König darüber beschwerten, daß die beiden Leute immer noch nicht entlassen seien, und daß der König den Oberst v. Thiele zum Bericht aufforderte. Im ganzen muß das Protectorium von 1706 wohl anerkannt sein, denn in einem neuen Fall von 1742 konnten sich die Bernsteinhändler darauf berufen; auf ihre Veranlassung beschwerte sich damals die Kriegs- und Domänenkammer in Köslin beim Generalmajor de la Motte, daß er einen Stolper Bernsteinarbeitergesellen gewaltsam zum Soldaten gepreßt habe, und drohte mit einer Beschwerde beim König, sofern der Mann nicht sofort entlassen würde; über den Ausgang des Handels wissen wir nichts. Das Jahr 1746 brachte eine Erleichterung insofern, als der König in einer Verfügung vom 31. 10. (an den Fürsten von Dessau?) bestimmte, daß von nun an Söhne von Kaufleuten, Rentnern, Künstlern, Fabrikanten usw. von allem Militärdienst befreit sein sollten. Als

nun im Jahre 1755 wieder ein Geselle zum Militär eingezogen worden war, stellten die Bernsteinhändler den Antrag, wenn nicht alle Gesellen, so doch die Zunftsöhne vom Dienst frei zu lassen. Unglücklicherweise aber hatte dieser Geselle, Joh. Paul Gerner, das Maß von 5 Fuß 7 Zoll, war also ein immerhin stattlicher Soldat, und das beeinflußte die Entscheidung zu seinen Ungunsten. Zwar schrieb der zuständige General v. Zeetz, daß er seine Entlassung angeordnet habe, aber der König, der irgendwie davon erfuhr, verfügte, daß Gerner Soldat bleiben und gleich nach der Exerzierzeit beurlaubt werden sollte. Das veranlaßte die Bernsteinhändler zu einer neuen Eingabe an den König direkt „zur eigenhändigen Erbrechung", in der sie bitter darüber klagten, daß fremde Gesellen schon lange nicht mehr zu ihnen kämen und ihre eigenen Söhne sich aus Furcht vor der Werbung heimlich entfernten, sodaß sie in einer sehr unangenehmen Lage wären und dringend bitten müßten, den Erlaß von 1746 zu erneuern. Der gehoffte Erfolg blieb wieder aus. Nach einer uns unbekannten Kabinettsordre vom 3. 11. 1763 scheinen schon damals wieder Bernsteinarbeiter in größerer Zahl eingezogen worden zu sein; sicher ist, daß Anfang 1764 mindestens vier Gesellen wieder Militärdienst taten. Diesmal benutzten die Bernsteinhändler die Gelegenheit der Leipziger Messe, um ihr Mitglied, den schon genannten Kommerzienrat Klebang, direkt zum König nach Potsdam zu schicken, wo sie zugleich noch eine später zu behandelnde Bitte einzubringen hatten. Klebang stellte dem König mündlich und schriftlich die Schwierigkeiten seiner Zunftbrüder sehr beweglich vor, bat um Entlassung der vier Leute und grundsätzliche Befreiung der Gesellen und erreichte sofort Erfüllung aller Wünsche; allerdings war der Widerstand der Militärbehörden doch so stark, daß es noch drei Monate später eines sehr energischen Einschreitens der Kriegs- und Domänenkammer beim Generalmajor v. Ramin bedurfte, ehe auch der letzte der vier Gesellen entlassen wurde. Kaum war das erreicht, als auch schon eine neue Gefahr drohte, die beträchtliche Aufregung hervorrief: der zuständige General hatte angeordnet, daß alle Bernsteinarbeitergesellen gemessen und „enrolliert" werden sollten. Darin sah die Zunft einen schweren Eingriff in ihre Rechte und beschwerte sich sofort beim Kriegs- und Domänenrat v. Seydlitz, reichte auch ein neues Gesuch beim König ein, ihre Gesellen und Lehrlinge dienstfrei zu lassen. Diesmal klärte sich die Sache freilich leichter, indem es sich nicht um eine Einziehung handelte, sondern nur um eine Revision des Kantons und Feststellung aller dienstfähigen jungen Leute, aber man kann den Bern-

steinhändlern nur beistimmen, wenn sie auch hierin eine Zuwiderhandlung gegen die bisherigen Verfügungen sahen. Dementsprechend berichtete auch der Kriegsrat Culemann, es sei das beste, die Lehrlinge und Gesellen der Bernsteinhändler grundsätzlich freizumachen; aber trotzdem wurden schon einige Monate später wieder zwei Gesellen durch Soldaten gewaltsam von der Arbeit geholt, gemessen und enrolliert. Das gleiche Jahr 1765 brachte außerdem noch eine ganze Reihe weiterer Streitigkeiten mit den Militärbehörden, in denen die Zunft immer wieder gezwungen war, ihre Rechte zu verteidigen, und zwar durch Verschulden des schon genannten Klebang. Über diesen ist im Zusammenhange der jetzigen Erzählung einiges zu sagen: Anfang 1765 hatte er Streit mit seinem Gesellen bekommen, hatte versucht, diesen zu ermorden, und war deshalb wegen attentati homicidii und injuriarum atrocissimarum verklagt worden; er verzog daraufhin von Stolp, wohnte meist in der Gegend von Danzig und wurde von der dortigen Behörde 1782 auf eine Anfrage der Bernsteinkammer in Königsberg für geistesgestört erklärt. Nach einem in den Akten vorliegenden Privatbrief an die Zunft aus dem Jahr 1783 ist diese Annahme sicher gerechtfertigt. Dieser Klebang also suchte sich für die von der Zunft ausgehende Anzeige zu rächen und meldete der Wahrheit zuwider dem Regiment in Köslin, daß sein ehemaliger Geselle außer Landes gehen wolle, was natürlich zur Folge hatte, daß ein Haftbefehl gegen diesen erging und die Zunft alle Mühe hatte, die Sache wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Kaum war das erledigt, erging eine neue Anzeige, offenbar wieder von Klebang, daß die 1764 aus dem Heere entlassenen vier Gesellen inzwischen sämtlich ins Ausland gegangen seien oder ihren Beruf gewechselt hätten; die Folge war eine langwierige Untersuchung, in der im einzelnen nachgewiesen werden mußte, wo jene vier Leute sich zur Zeit aufhielten. Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß auch die nächste Anfechtung im Jahre 1771 auf eine Verleumdung des Klebang zurückgeführt wurde, und zwar, was auf die Art der Beziehungen zwischen Militär- und Zivilbehörden ein bezeichnendes Licht wirft, von dem Kriegsrat v. Seydlitz, der der Zunft in einem vertraulichen Briefe schrieb: der Oberst v. Zitzewitz habe geäußert, er glaube an die Privilegien der Zunft erst, wenn sie ihm auf dem Rathaus vorgelegt worden seien, und werde ihre Leute doch enrollieren lassen. Kurz nach diesem Briefe erschien Oberst v. Zitzewitz wirklich in Stolp und brachte die Zunft gleich in große Verlegenheit durch die Behauptung, daß sie zwei Soldatenkinder als Lehrlinge eingestellt habe; von ihm

rührt wohl auch ein Bericht an den König her, der die eben schon erwähnten Verleumdungen wiederholt, behauptet, daß von den Zunftgliedern 13 ein anderes Handwerk und 14 überhaupt nichts trieben, und durchblicken läßt, daß die Zunftsöhne nur zum Schein sich in die Zunftlisten einschreiben ließen, um durch Ausnutzung des Privilegs dem Militärdienst zu entgehen. Durch eingehende Vernehmung der ganzen Zunft konnte die Haltlosigkeit dieser Beschuldigungen nachgewiesen werden, und nun endlich wurde durch eine Verfügung vom März 1772 abschließende Klarheit gebracht, indem verfügt wurde, daß nur die Zunftsöhne vom Militärdienst befreit werden sollten und auch nur dann, wenn sie wirklich das Handwerk ihrer Väter übten. Trotz dieser durchaus unmißverständlichen Anordnung wurden bereits 1783 wieder vier Zunftsöhne, die in Danzig in Arbeit standen, verhaftet und gewaltsam nach Köslin zum Regiment transportiert; zwar mußten sie bald wieder frei gegeben werden, aber die Transportkosten wurden von der Zunft eingezogen. Da also gegen die Macht der Militärbehörden nicht anzukommen war, mußte die Zivilbehörde insoweit nachgeben, als sie mit der Zunft ein Abkommen vereinbarte: jeder Gesell, der auf Wanderschaft ging, mußte einen Paß bei sich führen, der das Zunftsiegel trug; die Zunft hatte dann die Aufgabe, alle sechs Monate eine Liste einzureichen, aus der der Aufenthalt eines jeden Gesellen hervorging. Damit war in dieser Frage ein gewisser Abschluß erreicht, der trotz aller Rückschläge und aller überstandenen Schwierigkeiten doch schließlich einen deutlichen Vorteil für die Zunft gegenüber anderen Berufsklassen ergab. Zwar bestand seit 1746 schon das erwähnte Militärbefreiungsprivileg für Söhne von Kaufleuten und ähnlichen wirtschaftlich hochstehenden Gruppen, aber die Bernsteinhändler waren, wie wir noch sehen werden, trotz des mühsam erstrittenen Titels „Kaufleute" mindestens zu einem erheblichen Teil doch nur kleine Handwerker, die sich kümmerlich genug von ihrer Hände Arbeit ernährten und ohne die Unterstützung der ganzen Zunft niemals auf eine Militärbefreiung ihrer Söhne hätten Anspruch erheben können. Der Aufstieg der Zunft war also erst mit dieser letzten Einigung endgültig abgeschlossen, wobei wir uns freilich vor Augen halten müssen, daß in der Entwicklung eines lebendigen Organismus Aufstieg und Abstieg kaum je in sich abgeschlossene und zeitlich scharf abgrenzbare Erscheinungen sind, sondern daß oft genug auf der einen Seite noch von Aufstieg gesprochen werden kann, während auf der anderen die Wurzeln und Anfänge des Niederganges bereits klar am Tage liegen.

Bernsteinbeschaffung und Bernsteinhandel.

Wenn wir auch aus dem 16. und 17. Jahrhundert nur sehr spärliche Urkunden gerade über diesen Punkt besitzen, können wir uns doch wenigstens von der Beschaffung des Bernsteins ein ziemliches Bild machen. Die Zunft (wie wir der Kürze halber nun immer sagen wollen) ist offenbar von Anfang an, wenn auch wohl unbewußt, von der Erwägung ausgegangen, die später im Jahre 1742 eine Rolle spielte, daß man den Bernstein bei seinem offenbaren Monopolcharakter nicht dem freien Wettbewerb überlassen könne, weil sonst immer die Gefahr bestand, daß ein Meister dem anderen den wenigen vorhandenen Stein wegkaufte und ihn dadurch der Arbeitslosigkeit überlieferte. Demnach wurde wohl schon in sehr früher Zeit eine Bestimmung erlassen des Inhalts, daß kein Meister für sich Bernstein kaufen dürfe, sondern daß unter allen Umständen der Stein von der Zunft bezogen werden müsse; wir können das unter anderem daraus schließen, daß in der durch einen Zufall erhaltenen Zunftrechnung von 1575 eine Summe verbucht ist, die ein Meister wegen Steinkaufs bezahlen mußte. Die Zunft hatte dann ihrerseits die Aufgabe, den gekauften Stein so unter die einzelnen Meister und deren etwa vorhandene Witwen zu verteilen, daß alle gleichmäßig berücksichtigt wurden. Um allen Mißbräuchen vorzubeugen, wurde weiter bestimmt, daß kein Meister über den Stein, den er von der Zunft gegen Bezahlung erhalten hatte, frei verfügen durfte; er durfte ihn unter keinen Umständen verkaufen oder verkaufen lassen, und wenn er aus irgend einem Grunde nicht in der Lage war, ihn selbst zu verarbeiten, durfte er ihn wohl bei einem Zunftbruder in Arbeit geben, mußte aber die fertige Ware zurücknehmen, wenn er es nicht von Anfang an vorzog, den Stein gegen entsprechende Entschädigung zur Verteilung an die Zunft abzuliefern. Dabei scheint der einzelne Meister nicht einmal einen Rechtsanspruch auf Belieferung mit Bernstein gehabt zu haben, denn die Zunft konnte ihm ohne weiteres seinen Anteil entziehen, wie das mehrfach geschehen ist; ebenso war es verboten, den Bernsteinanteil im voraus zu verpfänden, und mindestens einmal ist beim Bankerott eines Zunftbruders das Verlangen der Behörden, den jeweils eingehenden Bernsteinanteil in die Konkursmasse zu geben, von der Zunft mit Erfolg abgelehnt worden. Es war also eine höchst eigenartige Wirtschaftsform, für die sich im deutschen Zunftleben wohl kaum ein zweites Beispiel finden lassen dürfte: unbeschränktes Privateigentum wurde der Stein erst durch die Verarbeitung, und eine Bevorzugung eines Zunftbruders vor den an=

deren war wenigstens in der Theorie ausgeschlossen, sodaß zum mindesten in der Idee alle Zunftbrüder wirtschaftlich gleichgestellt waren. Daß die Dinge sich praktisch ganz anders entwickelten und schließlich die Unterschiede in der sozialen Lage zwischen den einzelnen Zunftgliedern geradezu auffallend groß waren, hat seine Ursache in anderen Zusammenhängen, auf die später noch eingegangen werden soll.

Bezüglich der Art, wie die Zunft den nötigen Bernstein beschaffte, sind wir für die ersten Jahrhunderte auf Vermutungen angewiesen. Offenbar sind schon damals wie auch später zwei verschiedene Wege zu unterscheiden. Die Hauptmasse des Steins kam naturgemäß aus Ostpreußen über Danzig, und wie der Schriftwechsel bei Gelegenheit des Abkommens von 1584 zeigt, hatte die Zunft in Danzig einen Vertrauensmann, der den Stein aufkaufte und die Kaufsumme solange kreditierte, bis die nötigen Gelder innerhalb der Zunft aufgebracht worden waren. Kleinere Mengen Bernstein kamen aus Pommern, teils von der Küste, teils auch aus dem Inland, auf verschiedenen Wegen nach Stolp und wurden von der Zunft aufgekauft und verteilt. Hierüber besitzen wir eine leider etwas verstümmelte Urkunde aus dem Jahre 1643. Am 14. 2. teilten die Gildemeister in der Zunftversammlung mit, daß zwar von jeher eine Abmachung bestehe, daß der vom pommerschen Strand entfallende Stein an alle Meister verteilt werden solle, daß aber kürzlich die Meister Christian Geers und Hans Wegener am Strande getroffen worden seien, wie sie erhebliche Mengen Stein für sich selbst einkauften. Daraufhin wurde einstimmig folgender Beschluß gefaßt und unterschrieben: es sollen in Zukunft immer drei Meister zusammen an den Strand reisen, aufkaufen, soviel sie bekommen können, und das Ergebnis der Zunft abliefern, „damit derselbe einem jedweden Mitbruder nach advenant seiner Zulage an gelde, so vorher colligiret vnd zusammengebracht werden muß, eingetheilet werden kann“. Die Zunftbrüder verpflichten sich gegenseitig, nicht auf den Einkauf zu reisen, auch von benachbarten Edelleuten, Bauern usw. nichts zu kaufen oder kaufen zu lassen, der Stein „nehme sich, woher er wolle, er werde außgepflüget, außgegraben, oder hin und wieder an den Waßern oder Schleußen gefunden“. Daß trotz dieser Abmachung die Zunftgesetze immer wieder durchbrochen wurden und der eine oder andere Meister versuchte, sich durch privaten Ankauf von Bernstein einen Vorteil vor seinen Zunftbrüdern zu verschaffen, wissen wir zur Genüge. Nach dem Übergange Hinterpommerns und Ostpreußens an Kurbrandenburg trat

im Verhältnis der Zunft zum Bernstein eine entscheidende Änderung ein, ohne daß wir jedoch den Zeitpunkt genau festlegen können. Zur Zeit der ersten Abmachung zwischen Stolp und Königsberg, 1683, scheint Königsberg allein ein gewisses Bezugsrecht auf den ostpreußischen Stein gehabt zu haben; dagegen sprechen 1702 bereits beide Teile von der Möglichkeit einer staatlichen Zulage an Bernstein, sodaß zwischen beiden Jahren der Augenblick liegen muß, von dem an beiden Zünften der Bernstein in einem bestimmten Mengenverhältnis geliefert wurde; möglicherweise ist das Jahr 1696, in dem durch Einrichtung des sog. Bernsteingerichts eine schärfere Organisierung der Bernsteinverwaltung eingeführt wurde, auch das Jahr der neuen Steinverteilung. Von jetzt an müssen Verhandlungen hin und her gegangen sein, die wir zwar nicht kennen, die aber nach aller unserer Erfahrung dadurch bedingt waren, daß jede der in Frage kommenden Parteien mehr Stein haben wollte, als bisher. Endlich wurde ein vorläufiger Abschluß erzielt durch ein Reskript vom 11. 2. 1726, nach dem der in Ostpreußen entfallende Stein zu gleichen Teilen an die Königsberger, die Stolper und die „Fremden", d. h. die Danziger, Elbinger und Lübecker ausgegeben werden sollte. Diese Lösung enthielt zweifellos eine gewisse Ungerechtigkeit, indem sie die Ausländer den preußischen Untertanen gleich stellte; es erfolgte also sehr bald Widerspruch, und schon am 3. 6. 1729 kam die endgültige Regelung: die Stolper behielten das bisherige Drittel, während den Königsbergern das Recht zugesprochen wurde, neben ihrem bisherigen Drittel auch den Anteil der Fremden zu beziehen, wenn sie die gleichen Preise zahlten als diese; praktisch bekamen also von jetzt an die Königsberger zwei Drittel und die Fremden nichts. Hiermit waren ersichtlich beide Teile einverstanden, denn abgesehen von einem wenig energischen Versuch der Stolper, im Jahre 1747 eine Erhöhung ihres Anteils zu erreichen, hören wir nichts von Unzufriedenheit. Es konnte also das etwas verwickelte Verfahren der Bernsteinteilung in Ruhe ausgebaut werden. Der durch den Strandinspektor gesammelte Stein wurde bei der Bernsteinkammer in Königsberg abgeliefert; dort fand jährlich an drei verschiedenen Terminen, zu Lichtmeß, Johanni und Michaelis, die aber nicht regelmäßig eingehalten wurden, eine „Sortierung" statt, indem unter Aufsicht der Behörde von den Ältesten der Königsberger Zunft der Stein in die verschiedenen Sorten eingeteilt wurde; dabei unterschied man nach der Größe der einzelnen Stücke: 1. den Sortimentstein, d. h. die ungewöhnlich großen Stücke, die entweder im ganzen als Seltenheiten verkauft

wurden oder zur Herstellung größerer Arbeiten dienten (der Inventurstücke), 2. den Tonnenstein, 3. den Fernitz, 4. den Sandstein, 5. den Schluck, wobei die Anzahl der auf ein Lot gehenden Stücke für die Einteilung maßgebend war. Der Sortimentstein war ein für alle Mal von der Verteilung ausgeschlossen und wurde an den Meistbietenden versteigert, wobei recht hohe Beträge erzielt wurden; wir wissen, daß die Stolper Zunft gelegentlich ihren Agenten in Königsberg beauftragt hat, bis zu 1500 Taler für die Tonne zu bieten, wobei allerdings die Frage offen bleibt, wieviel Bernstein in einer Tonne enthalten war. Die übrigen Sorten wurden nach dem festgesetzten Verhältnis zwischen beide Zünfte geteilt und nach einem vorher durch Schätzung ermittelten Preise bar bezahlt. Das dazu nötige Geld wurde der Stolper Zunft von einem Königsberger Handelshause, lange Zeit von der Firma Simpson, zur Verfügung gestellt. Sobald außerdem die zur Sortierung und Verteilung kommende Bernsteinmenge in Stolp bekannt wurde, was manchmal schon einige Tage oder Wochen vor der Sortierung der Fall war, wurde jedem Zunftglied sein Geldanteil mitgeteilt und der ganzen Zunft die Aufforderung übermittelt, das Geld innerhalb von acht Tagen an die Tribunen einzuzahlen, die es dann sofort nach Königsberg abführten. Sobald der verteilte Stein entweder von einem Agenten der Zunft oder von einem eigens nach Königsberg entsandten Meister übernommen war, wurde er in von der Zunft gelieferte Säcke verpackt und gewöhnlich zur See nach Danzig verfrachtet, von wo er zu Wagen nach Stolp gebracht wurde. Letztere Aufgabe wurde lange Zeit einem Privatunternehmer übertragen; nachdem aber dabei Diebstähle und Unregelmäßigkeiten vorgekommen waren, wurde 1766 der Zunftbruder G. J. Jarcke mit dem Transport betraut, dem für jede Tour nach Danzig ein Taler zugesichert wurde, daneben noch das Futtergeld für die Pferde, wenn längeres Warten nötig wurde; 1769 wurde außerdem noch ein Betrag von 20 Groschen für jede Tonne Bernstein bewilligt. War der Stein dann endlich in Stolp angekommen, wurde er in Gegenwart der ganzen Zunft ausgepackt und in soviel gleiche Teile geteilt, als Zunftglieder vorhanden waren; wenn die einzelnen Teile nicht gleich gemacht werden konnten, wurde nach einem Beschluß von 1745 der Überschuß zugunsten der Zunftwitwen verwandt, die „keine bürgerlichen honeribus tragen", also an der Steinverteilung keinen Anteil hatten; gleichzeitig gab die Verteilung Gelegenheit, von der Zunft eine etwa nötig werdende Umlage zu erheben, indem eine bestimmte Menge Bernstein von der Verteilung zurückbehalten

und dann zum allgemeinen Nutzen innerhalb der Zunft verkauft wurde. Leider läßt sich nicht genau feststellen, wieviel Bernstein aus Königsberg geliefert wurde, ein Übelstand, über den seinerzeit schon die Kriegs- und Domänenkammer klagte. Als Einheitsmaß galt die Tonne, geteilt in 96 Stof zu je 12 Lot; das Gewicht der Tonne war aber nicht ein für alle Mal festgelegt und schwankte vermutlich sehr je nach Art des mit der Tonne gemessenen Steins; einmal wird das Gewicht der Tonne zu 143 Pfund angegeben, doch kann man das wohl nicht verallgemeinern. Wenn wir deshalb z. B. hören, daß in den Jahren 1758—1762 rund 640 Tonnen Bernstein aller Sorten eingebracht wurden, so können wir mit dieser Zahl noch nicht sehr viel anfangen. Die einzigen verwertbaren Zahlen besitzen wir aus dem Jahr 1788, wo einem Zunftbruder sein Bernsteinanteil für drei Jahre nachgeliefert werden mußte: er erhielt für diese Zeit 22 Pfund 26 Lot Tonnenstein, 4 Pfund 12 Lot Tonnenknübel, 86 Pfund 24 Lot Schluck und 357 Pfund 14 Lot Sandstein, also immerhin ziemlich beträchtliche Mengen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Erträge an Bernstein von Jahr zu Jahr schwankten und gegen Ende des 18. Jahrhunderts überhaupt sehr zurückgingen; so liegt z. B. eine Bescheinigung des Strandinspektors von Palmnicken vor, nach der die Zunft in den Jahren 1718/20 für 30 507 Taler Bernstein bezogen hatte, während die Bernsteinrechnung für 1809 nur 2936 Taler 3 Pf. nachweist, Unterschiede, die bei Berücksichtigung der verschiedenen Währungsverhältnisse noch stärker ins Gewicht fallen. Allerdings kann man bei Zahlenangaben, die aus der Zunft stammen, nicht gut an dem Verdacht vorbeikommen, daß diese Zahlen je nach dem vorliegenden Zweck umgedichtet worden sind; auch die Regierung in Köslin hat gelegentlich erwähnt, daß die Zunft sich nie in ihre Geldwirtschaft hineinsehen ließe, um nicht allzusehr mit Steuern belästigt zu werden; soviel ist sicher, daß die Zunft gelegentlich recht erhebliche Ausgaben hatte, die weder in der Zunftrechnung erscheinen noch durch Anleihen gedeckt wurden, und das auch in Zeiten, in denen sie herzbeweglich klagte, sie sei an den Bettelstab gebracht, und viele Mitglieder hätten nicht mehr als nötig sei, um eben ihre Blöße zu bedecken. Zu diesem Punkt wird später noch ein Wort zu sagen sein. — Der Bernsteinfang in Pommern war nie auch nur annähernd so ergiebig als in Ostpreußen; er wurde infolgedessen auch nicht vom Staate ausgeübt, sondern ganz oder geteilt ebenso wie die Bernsteingräberei an Privatunternehmer verpachtet. In den Jahren 1756/62 hatte die Stolper Zunft den Strand von

Leba bis ans Kolberger Gebiet für jährlich 20 Taler übernommen; das Unternehmen muß ihr von Anfang an zweifelhaft erschienen sein, denn es beteiligte sich nur etwa ein Dutzend Meister daran. Über das Ergebnis wissen wir gar nichts; eine aus den erwähnten Gründen nicht ganz zuverlässige Meldung besagt, daß die Zunft dabei viel Geld zugesetzt hätte, wobei noch bemerkt wird, daß ihr Nachfolger, der Kaufmann Boje aus Rügenwalde, darüber bankerott geworden sei.

Die friedliche Entwicklung der Jahre seit 1729 erfuhr eine empfindliche Störung durch die politischen Verhältnisse. Im Jahre 1758 wurde Königsberg, ebenso wie später Stolp, von den Russen besetzt, und die Bernsteinlieferungen hörten auf. Stolp sah sich dadurch genötigt, einen Abgesandten nach Königsberg zu schicken, um Klarheit zu erhalten. Nach dem recht temperamentvollen Bericht dieses Abgesandten hatte sich in Königsberg folgendes zugetragen: er ging zunächst zum russischen Gouverneur v. Korff und hatte den Eindruck, daß dieser zum Entgegenkommen bereit sei; dann wurde aber durch die Königsberger Zunft in Gegenwart des Bürgermeisters eine Besprechung herbeigeführt, in deren Verlauf einer der Zunftbrüder äußerte, Königsberg sei jetzt russisch und habe mit Stolp nichts mehr zu tun; am nächsten Tage soll auch eine Abordnung von Frauen der Königsberger Meister beim Gouverneur gewesen sein, und dieser ließ sich soweit beeinflussen, daß er der Entscheidung auswich und erklärte, er werde schriftlich Bescheid erteilen, diesen Bescheid aber niemals gab. Inwieweit diese Darstellung richtig ist, sei dahingestellt. Aktenmäßig steht folgender Hergang fest: am 19. 10. 1758 reichten die Stolper an die Bernsteinkammer in Königsberg ein Gesuch um Zuteilung des Steines ein; die Kammer beauftragte den Magistrat, bei der Königsberger Zunft anzufragen, ob sie gegen die Zuteilung von Stein an die Stolper etwas einzuwenden habe, und am 8. 11. erging nach Stolp der Bescheid, da der Kammer nicht bekannt sei, ob Stolp den Huldigungseid geleistet und Kriegskontribution gezahlt habe, könne seinem Gesuch nicht stattgegeben, sondern müsse anheimgestellt werden, die Entscheidung des russischen Generalgouverneurs Reichsgrafen v. Fermor einzuholen. Damit war die Frage von vornherein entschieden, denn daß v. Fermor unter solchen Umständen für Stolp eintreten würde, war kaum zu erwarten. Seine Antwort auf die Bitte der Zunft lautete auch entsprechend: er glaube ganz gern, daß die Stolper Zunft früher Bernstein von Königsberg bekommen habe, wundere sich aber nicht, daß die Kammer nichts mehr liefern

könne, „indem jedermann sattsahm überzeiget sein wird, daß Raison de Guerre solches nicht erlaubet“. Es wurde auch während der ganzen Dauer der Besetzung kein Bernstein mehr nach Stolp geliefert. Die einseitige Stellungnahme der Königsberger Behörden gegen die Stolper Zunft, die schon bei den Verhandlungen von 1758 auffiel, trat noch unangenehmer in Erscheinung, als nach Beendigung der Besetzung Stolp den begreiflichen Wunsch hatte, irgendwie für die Verluste der letzten Jahre entschädigt zu werden. Auf den Antrag der Zunft vom 18. 9. 1762, den einbehaltenen Stein zu erstatten, verfügte der König schon am 30. 9., das Gesuch sei durchaus billig, da es den Stolpern im Kriege sehr viel schlechter ergangen sei als den Königsbergern, und die Kammer in Königsberg solle Bericht einreichen. Dieser Bericht erforderte beträchtliche Zeit, denn die Kammer mußte erst die Ansicht der Königsberger Zunft einholen, die mitteilte, ihnen sei der Tonnenstein während der Besetzung vorenthalten und nach Petersburg geschickt worden, sodaß sie die Herausgabe nur mit vielen Kosten hätten erreichen können; nun erst konnte die Kammer berichten, daß die Königsberger von dem Bernstein keinen Vorteil gehabt hätten, da das Sortiment nach Petersburg geschickt worden sei. Der Erfolg dieses Berichts war eine Verfügung des Königs an die Stolper Zunft, daß Königsberg an der Zurückhaltung des Bernsteins keine Schuld trage und deshalb von einer Rückerstattung nicht die Rede sein könne. Bereits im nächsten Jahre, 1763, hatte die Zunft Gelegenheit, den eben abgelehnten Antrag zu wiederholen, als der König bei einer Besichtigungsreise in Kolberg Befehl gab, der Stolper Bernsteinhändlerzunft mit allen Mitteln wieder aufzuhelfen. Diesmal scheint der König über die Verhältnisse besser unterrichtet gewesen zu sein, denn er bemerkte, die Königsberger Zunft habe es im Kriege ohnehin am besten gehabt, weil sie ihren Stein „denen Russen aufs theuerste angegeben“ und befahl Hereichung eines genauen Berichts über die Menge des in den Kriegsjahren eingekommenen und der Königsberger Zunft überlassenen Steins (6. 10. 1763). Dieser Bericht ließ in einer auch damals unerhörten Weise auf sich warten; am 12. 1. 1764 mußte der König an seine Erledigung erinnern lassen, und erst im März 1764, also nach mehr als fünf Monaten, wurde ein eingehender Bericht des Strandinspektors vorgelegt. Und nun ergab es sich, daß der Bericht der Kammer von 1762 unrichtig war, indem keineswegs der ganze Tonnenstein oder das ganze Sortiment an die Russen abgeliefert worden war, sondern nur sehr kleine Mengen, insgesamt noch nicht

1 %, von einzelnen besonders genannten Personen der russischen Verwaltung angefordert worden waren, während die Königsberger Zunft die Hauptmasse erhalten hatte. Es war also die Entscheidung von 1762 zu Unrecht ergangen, und um den Anforderungen beider Zünfte gerecht zu werden, wurde bestimmt, daß Königsberg von dem zuviel erhaltenen Stein wenigstens ein Drittel an Stolp zu liefern hätte (29. 4. 1764). Damit war Stolp jedoch nicht einverstanden, schickte sofort den bereits mehrfach erwähnten Kommerzienrat Klebang nach Potsdam zum König und erwirkte, daß ihnen von jetzt an die Hälfte des in Ostpreußen entfallenden Bernsteins zugebilligt wurde. Königsberg erhob hiergegen begreiflicherweise lebhaftesten Einspruch, konnte aber nicht durchdringen und wurde immer wieder abgewiesen, zuletzt 1767 mit der Begründung, „wie das Stolp'sche Bernstein-Dreher-Gewerk ebenso considérable als das Königsberg'sche, und daher billig ist, daß es mit diesem in Ansehung des Börnsteins gleiche Vortheile genieße". — Seit diesem Bernsteinstreit von 1764 ist die Zunft nie wieder auf längere Zeit in den ruhigen Genuß des Steins gekommen; es folgte vielmehr eine Periode fast ständiger Reibungen und Schwierigkeiten, die die Zunft dauernd in Atem hielt und schließlich in der Aufhebung der Bernsteinadministration ihren Abschluß fand. Die preußische Regierung hatte, verwöhnt durch eine Reihe von Jahren mit etwa gleichbleibendem Bernsteinertrag, den Fehler begangen, diesen Bernsteinertrag als eine unveränderliche Größe zu betrachten, und ihn deshalb mit einer feststehenden Summe in ihren Einnahmeetat eingestellt; als nun in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts der Ertrag an Bernstein dauernd geringer wurde, entstanden selbstverständlich Fehlbeträge im Etat, und der bekanntlich sehr sparsame König suchte nach Wegen, um die dem Staat so entgehenden Geldmittel wieder einzubringen. So entstand zuerst und zwar im Dezember 1776 der Gedanke, die Bernsteinernte am Strande von Memel bis Pillau zu verpachten und zwar entsprechend dem Ertrage des Jahres 1776/77 für eine jährliche Pachtsumme von 17 100 Talern, zu der noch eine rückzahlbare Kaution von 5000 Talern treten sollte. Merkwürdigerweise wurden die Vorbereitungen zu dieser Verpachtung von den damit betrauten Beamten, die wohl der Kammer in Königsberg nicht fern standen, so heimlich betrieben, daß die Stolper Zunft, die an der Neuordnung doch sehr erheblich interessiert war, von dem ganzen Plan erst so spät und zwar durch einen Privatbrief Kenntnis erhielt, daß sie kaum noch Zeit hatte, die bereits für die Zeit vom 19. 1. bis 26. 2. 1777 angesetzten

Pachttermine wahrzunehmen. Die Zunft wandte sich beschwerdeführend an den König, der das ihr gegenüber beliebte Verfahren zwar mißbilligte, aber in der Sache selbst fest blieb und sie damit tröstete, daß sie bei gleichem Gebot vor anderen Pachtlustigen den Vorzug haben sollten, und daß im übrigen der Pächter verpflichtet würde, allen Bernsteinarbeitern das nötige Material zu billigem Preise zu liefern. Die Zunft hatte sich also wohl oder übel mit der neuen Lage abzufinden, und da auch die Königsberger durch die drohende Verpachtung benachteiligt wurden, waren beide, die sich doch noch vor wenigen Jahren bitter bekämpft hatten, nun durch die Verhältnisse gezwungen, sich zu versöhnen und sogar Hand in Hand zu arbeiten. Dabei muß sich freilich Königsberg an den Verrat der Stolper vom Jahre 1719 erinnert haben, denn es ging in einer Weise vorsichtig vor, die ohne diese Vorgeschichte hätte beleidigend wirken müssen: zwei Vertreter der Stolper Zunft hatten in Königsberg vereinbart, daß die beiden Zünfte geschlossen vorgehen, aber die Stolper die Vertretung ihrer Sache beim König übernehmen sollten, weil sie bessere Beziehungen in Berlin hätten; es wurde also eine Vollmacht nach Stolp geschickt, deren Absendung allerdings zwei Königsberger Meister widersprachen; schon am Tage darauf kam ein Brief der Älterleute von Königsberg nach Stolp des Inhalts, die erste Vollmacht habe kein Zunftsiegel, sei also ungültig und solle einstweilen ohne besondere Anweisung nicht benutzt werden; damit war Stolp mit seinen eigenen Waffen geschlagen und mußte in Geduld abwarten, bis aus Königsberg der weitere Vorschlag kam, daß Stolp die eben erhaltene, ungültige Königsberger Vollmacht zusammen mit einer eigenen Gegenvollmacht an einen Mittelmann in Königsberg senden sollte, der eine neue Vollmacht der Königsberger erhalten und dann beide Urkunden gegeneinander austauschen würde! Immerhin hatte das Zusammengehen beider Zünfte Erfolg. Nachdem bereits an zwei Pachtterminen kein Bieter erschienen war, meldeten sich auf dem dritten Vertreter beider Zünfte, erklärten aber, kein Gebot abgeben zu wollen, weil sie nicht das nötige Geld hätten und außerdem die verlangte Pachtsumme bei den augenblicklich durch Kriege in der Türkei gestörten Absatzverhältnissen einen Verlust von mindestens 7000—8000 Talern bedeute; sie blieben auch fest trotz der Drohung des anwesenden Ministerialrates, daß dann eben der Bernstein an den Meistbietenden verkauft werden müsse. Als so die Verpachtung der Bernsteinfischerei undurchführbar blieb, gab der König schließlich nach und beließ es bei dem bisherigen Verfahren. Es vergingen aber nur wenige Jahre,

bis der Zusammenhalt beider Zünfte erneut auf die Probe gestellt wurde. Im preußischen Etat für 1781 war ein Fehlbetrag von 10 000 Talern entstanden, und um ihn zu decken, mußte wieder einmal der Bernstein herangezogen werden; da aber die Verpachtung der Bernsteinfischerei 1777 sich nicht hatte durchführen lassen, sollte diesmal der gesammelte Stein an den Meistbietenden versteigert werden. Gegenvorstellungen, die sich hauptsächlich in der Richtung bewegten, daß die sonstigen Liebhaber, insbesondere die inländischen und „armenianischen" Juden, sehr viel höhere Preise anlegen könnten, weil sie den rohen Stein ins Ausland brächten, während die Preise für fertige Bernsteinwaren mit Rücksicht auf die vielfach bestehenden Einfuhrzölle nicht wesentlich gesteigert werden könnten, nutzten nichts. Die beteiligten Zünfte waren also wieder einmal auf gemeinsames Vorgehen angewiesen, das dadurch erleichtert wurde, daß Stolp für eine Reihe von Monaten einen bevollmächtigten Vertreter nach Königsberg schickte. Durch Besprechungen der Zünfte untereinander und mit den hauptsächlich in Betracht kommenden Händlern wurde eine Art Ringbildung erzielt, und bei der endlich am 15. 3. 1782 abgehaltenen Versteigerung erhielten die Zünfte den Zuschlag auf ein Gebot, das nur unwesentlich höher lag als der bisher erzielte Preis. Der Zuschlag bedurfte jedoch der Bestätigung des Königs, und da inzwischen ein jüdischer Händler aus Altholland bei Danzig sich in einer Immediateingabe bereit erklärt hatte, 1000 Taler über Höchstgebot zu zahlen, wurde diese Bestätigung nicht erteilt, sondern ein neuer Versteigerungstermin angeordnet. Dieser Befehl entfesselte wieder eine Flut von Eingaben beider Zünfte, die aber ganz nutzlos erschienen, als plötzlich sozusagen im letzten Augenblick der schon angesetzte Termin aufgehoben und die Verteilung des Bernsteins in der althergebrachten Weise angeordnet wurde. Die Vorgeschichte dieses Stimmungswechsels ist uns in den Akten erhalten und wirft ein bezeichnendes Licht auf die vielen unterirdischen Wege, die der Stolper Zunft zur Erreichung ihrer Ziele damals zur Verfügung standen. Die Zunft hatte sich in ihrer Not an den aus der Stadtgeschichte auch sonst bekannten Präpositus Haken in Stolp gewandt, der ihr seit 1772 als Ehrenmitglied angehörte. Haken war Mitglied der „Gesellschaft der naturforschenden Freunde" und stand als solches in Briefwechsel mit dem in Berlin sehr bekannten und einflußreichen Grafen Borcke, mit dem er schon mehrfach naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten ausgetauscht hatte; in einem Briefe brachte er nun wie zufällig die Rede auf Bernsteinsachen, und es ergab sich, daß Graf Borcke gern ein Stück

von Bernstein durchflossenes Holz und ein Bernsteinstück, in dem ein Wassertropfen eingeschlossen war, besessen hätte; Haken konnte ihm diese Merkwürdigkeiten durch Vermittlung der Zunft natürlich leicht besorgen und benutzte die Gelegenheit, ihm die schwierige Lage der Bernsteinarbeiter in lebhaften Farben zu schildern; ein ähnliches Schreiben ging auch an den Minister v. Hertzberg, und nun war auf einmal in Berlin das Interesse für die Bernsteinarbeiter geweckt, und es dauerte nicht mehr lange, bis auch der König in der gewünschten Richtung beeinflußt war. Es ist überhaupt eine interessante Aufgabe, zu untersuchen, mit welchen Mitteln mindestens die Stolper Zunft in jener Zeit arbeitete, um ihre Wünsche durchzusetzen und sich den Geschäftsgang zu erleichtern. Daß bei den Bernsteinsortierungen erhebliche „Douceurs" an alle beteiligten Beamten bis hinauf zum Strandinspektor gezahlt wurden, scheint allgemein bekannt gewesen zu sein, denn die dafür verausgabten Summen wurden offen genannt. Es ist schon weniger klar, an welche Stelle in Königsberg alljährlich Lebensmittel geschickt wurden, bald Lachse, bald einige Dutzend Gänsebrüste, bald frische Gänse, Backobst u. a. m. Daneben bestanden aber noch dunkle Beziehungen nach Berlin, Potsdam und Stettin, die aber meist so vorsichtig behandelt wurden, daß sogar in den Akten, die doch aus der Zunft nicht hinausgingen, die Unterschriften der betreffenden Persönlichkeiten ausgeschnitten wurden. Soweit man sich überhaupt ein Bild machen kann, hatte die Zunft im Kabinett und bei der Kammer in Stettin Vertrauensleute, die ihnen Abschriften oder wenigstens Inhaltsangaben aller sie betreffenden Verfügungen fertigen mußten, auch wenn es sich um vertrauliche Urkunden handelte; diese Leute mußten natürlich entsprechend entlohnt werden. Daneben wurde anscheinend auch bei höheren Beamten nicht ganz selten Bestechung versucht und durchaus nicht immer zurückgewiesen; es ist nur ein sicherer Fall bekannt, wo ein Beamter einen Lachs, den ihm die Zunft überreichen ließ, ablehnte. Es gingen also dauernd Sendungen aller Art nach Berlin, meist Lachse, Gänse, Neunaugen, Schnaps, manchmal auch nur „Viktualien" und zwar letztere in sehr erheblichen Mengen, denn die Ausgaberechnung weist hierfür mehrfach Beträge von 44 Talern nach. Auch Geldsummen wurden gezahlt und unter der Marke „an einen Glücksbeförderer der Zunft" in der Zunftrechnung in Ausgabe gestellt. Daß z. B. nach dem Eingreifen des Präpositus Haken der Minister v. Hertzberg ein Damebrett aus Bernstein erhielt und die Annahme in einem Dankschreiben bestätigte, sei nur nebenbei erwähnt. — Es war nach der Erfahrung

von 1740 von vornherein anzunehmen, daß der Thronwechsel der Stolper Zunft neue Anfechtungen bringen würde, indem die Königsberger versuchen würden, von dem neuen Herren auch eine neue Entscheidung zu ihren Gunsten zu erreichen. So brachte denn auch das Jahr 1786 einen Antrag der Königsberger, die Verordnung von 1764 aufzuheben und ihnen wieder wie früher zwei Drittel des ostpreußischen Bernsteins zuzubilligen. Dieser Antrag wurde freilich abgelehnt, aber er war nun der Anlaß zu einem sich jahrelang hinziehenden Streit, der einen merkwürdigen Einblick in das Verhältnis zwischen dem Staat und den beiden Zünften in Stolp und Königsberg gewährt, vielleicht auch in die Rechtsverhältnisse jener Zeit überhaupt. 1788 wurde auf einen neuen Antrag der Königsberger verfügt, daß in Zukunft der Bernstein nach der Kopfzahl der vorhandenen Meister verteilt werden, also Stolp 54 und Königsberg 68 Anteile erhalten sollte. Darüber herrschte große Entrüstung bei der Stolper Zunft, und mit der ihr eigenen übertriebenen Ausdrucksweise erklärte sie, bei der neuen Verteilungsweise unbedingt zugrunde gehen zu müssen. Diese Erklärung bereitete der Behörde offenbar erhebliches Kopfzerbrechen, denn sie brauchte nahezu zwei Jahre, ehe sie nach reiflichem Aktenstudium zu dem Ergebnis kam, daß schon nach der Abmachung von 1702 und noch mehr nach der Kabinettsordre von 1764 beide Zünfte gleichberechtigt seien, sodaß die Verteilung des Bernsteins zu gleichen Teilen unabänderlich bleiben müsse. Hiergegen empörten sich nun wieder die Königsberger und führten ihrerseits den Nachweis, daß sie bei dieser Verteilungsart an den Bettelstab kommen müßten. Die Behörde in Berlin hatte daraufhin offenbar nicht den Mut, bei ihrer Entscheidung zu bleiben, sondern schlug der Stolper Zunft ein „Temperament" vor: es sollten in Zukunft von dem eingehenden Bernstein von je neun Teilen vier nach Stolp und fünf nach Königsberg fallen; dabei wurde den Stolpern nahegelegt, doch lieber diesmal nachzugeben, denn, wenn sie hartnäckig blieben, würden die Königsberger doch wieder den König mit ihren Bitten bestürmen, und es sei sehr fraglich, ob der dann bei seiner jetzigen Meinung bliebe. Die Stolper ließen sich aber nicht fangen, wiesen vielmehr nach, daß das Verhältnis 4 : 5 fast genau so groß sei wie 54 : 68, und die Behörde mußte nach einem neuen Kompromiß suchen. Diesmal tauchte der Gedanke auf, es bei der Verteilung nach der Kopfzahl zu lassen, dafür aber der Königsberger Zunft aufzugeben, solange keinen neuen Meister einzustellen, bis die Zahl der Zunftglieder auch dort auf 54 gesunken sei. Das stieß wieder auf lebhaftesten Einspruch

bei den Königsbergern, die, und wohl mit Recht, betonten, daß die durch diese Maßnahme geschädigten Gesellen sich vermutlich dicht hinter der Grenze niederlassen und einen blühenden Schmuggelhandel entwickeln würden. In dieser Not verfiel die Regierung auf ein salomonisches Urteil: es solle bei der Verteilung zu gleichen Teilen sein Bewenden haben; da aber 1702 und 1764 nur von dem aus der See gefischten Stein (sog. Seestein) die Rede sei, inzwischen aber auch im Bergbau Bernstein gewonnen werde (Bergstein), sollten sich die Stolper mit der Hälfte des Seesteins begnügen, die Königsberger aber außerdem noch den Bergstein haben. Der Erfolg dieser gutgemeinten Maßregel war allerdings unerwartet, denn nun beschwerten sich beide Teile, die Königsberger, weil der Bergstein doppelt so teuer sei als der Seestein, die Stolper, weil der Bergstein so besonders gut und für ihre Zwecke unersetzlich sei (was sich übrigens bei einer Untersuchung durch unparteiische Sachverständige als falsch herausstellte). Jetzt endlich wurde die Regierung energisch; sie befahl, durch Verbilligung des Bergsteins und Verteuerung des Seesteins einen Einheitspreis für den ganzen Bernstein zu bilden und die gesamte Bernsteinernte zu gleichen Teilen an die feindlichen Zünfte auszugeben. Widerspruch nutzte diesmal gar nichts, und beide Teile mußten sich zufrieden geben; Stolp versuchte freilich noch insoweit einen kleinen Vorteil für sich herauszuschlagen, als es behauptete, von Königsberg seit 1764 um insgesamt 81 Tonnen Bernstein verkürzt zu sein, die es unbedingt erstattet haben müsse, aber das half ihm nichts, und nun trat im Verhältnis beider Zünfte endlich Ruhe ein. Damit ist das Kapitel der Bernsteinbeschaffung im wesentlichen erledigt bis auf einen erneuten Versuch der Zunft, durch Pachtung des pommerschen Strandes ihre Einkünfte an Stein zu verbessern. 1795 wurde die pommersche Strandpacht frei, und die Zunft stellte den Antrag, ihr für die neue sechsjährige Pachtperiode den Strand zu den bisherigen Bedingungen zu überlassen; die Regierung ging darauf ein und gab der Zunft auf, einen Vertragsentwurf einzureichen, deutete dabei an, daß die Zunft gut täte, auch die Bernsteingräberei in Pommern mit zu pachten. In dem Entwurf, der eine Jahrespacht von 208 Talern für den Strand von Leba bis zur Peene vorsah, stellte die Zunft zwei Bedingungen: 1. in allen Stranddörfern je zwei Leute zur Einsammlung und Ablieferung des Steins zu verpflichten und die Pachtbedingungen auf Kosten der Zunft gedruckt bekannt zu geben; 2. allen Juden den Handel mit rohem Bernstein zu verbieten. Für die Bernsteingräberei bot die Zunft jährlich 30 Taler,

wie sie sagte, nicht um die Grabung auszubeuten, sondern nur um die Konkurrenz fernzuhalten, und wurde abgewiesen. Der Vertragsentwurf wurde im wesentlichen genehmigt, doch die zweite Bedingung gestrichen. Damit war die Zunft nicht einverstanden, unterschrieb den Vertrag nur unter Vorbehalt und stellte im Herbst 1795 die Pachtzahlung plötzlich ein, sodaß die Regierung sich gezwungen sah, nachzugeben. Die Ausnutzung der Strandpacht machte der Zunft sehr erhebliche Schwierigkeiten, und es zeigte sich wieder einmal, daß eine Zwangswirtschaft gleichviel welcher Art sich auf die Dauer nicht durchführen läßt. Zunächst gelang es der Regierung nicht, in den Stranddörfern auch nur einen Mann zu finden, der sich bereit erklärt hätte, das Sammeln des Bernsteins zu übernehmen, und auch die mit dem Bernsteinfischen betrauten Leute waren nicht dazu zu bringen, den gefundenen Stein für den gebotenen sehr niedrigen Preis abzuliefern, sondern zogen es vor, ihn für gutes Geld an die Schleichhändler abzugeben, die ständig am Strande erschienen; die Zunft versuchte hier Wandel zu schaffen, indem sie einigen Accisebeamten die Oberaufsicht übertrug und gegen ein Monatsgehalt von 10 Talern einen berittenen Strandwächter anstellte, aber auch damit erreichte sie nichts. Wenn die Bevollmächtigten den Strand bereisten, um die Bernsteinernte einzuheimsen, fanden sie entweder nichts oder nur sehr wenig, nie aber größere Stücke, sondern nur die schlechten Sorten, die niemand hatte kaufen wollen; dafür hörten sie umso mehr von den Schleichhändlern, die nach jedem stärkeren Wind in Haufen an den Strand kamen und jedes nur irgend wertvolle Stück aufkauften. Trotzdem scheint die Zunft bei der Strandpacht auf ihre Kosten gekommen zu sein, denn sie erneuerte den Vertrag 1801 und 1807; wie groß der Ertrag war, läßt sich allerdings nicht feststellen, da Bücher darüber nicht erhalten sind, vielleicht auch aus durchsichtigen Gründen nicht geführt wurden. Die Unternehmungslust der Zunft ging sogar soweit, daß sie 1807 beschloß, die Bernsteingrabung in den Ämtern Bütow und Rügenwalde zu übernehmen; freilich wissen wir nicht, ob ein Pachtvertrag abgeschlossen ist. Daß die Bernsteingrabung nicht sehr aussichtsvoll war, ersehen wir aus einem etwas später liegenden Ereignis, das zweckmäßig hier seinen Platz findet. 1832 bot die Stadt Stolp der Zunft die Bernsteingräberei auf dem Kämmereigut Krussen an, und die Zunft bildete sofort aus ihrer Mitte eine Art Aktiengesellschaft, um das neue Unternehmen möglichst sicher zu begründen. Einen ganzen Monat lang wurden Probegrabungen betrieben, die zwar viel Geld kosteten, aber nur 2½ Pfund Bernstein im Werte

von 6 Talern einbrachten. Trotzdem verlor die Zunft den Mut nicht; als aber auch der ganze Sommer 1833 verging, ohne daß nur ein Körnchen Bernstein gefunden worden wäre, gab sie das Unternehmen auf und trat von ihrem Vertrage zurück.

Über den Handel mit Bernsteinwaren, den die Zunft trieb, haben wir aus den bekannten Gründen keine rechte Übersicht. Ihr Haupterzeugnis waren wohl von jeher, wie schon der alte Name „Paternostermacher" besagt, Bernsteinkugeln, Korallen genannt, wie man sie früher zum Rosenkranz gebrauchte. Daneben wurden schon in früher Zeit andere Gegenstände hergestellt, wie z. B. ein uns erhaltenes Bruchstück der Gewerksrolle von 1550 den Gesellen die Herstellung von Würfeln, Löffeln und ähnlichen Dingen für eigene Rechnung verbietet. Derartige Gegenstände, später, wie schon oben erwähnt, Inventurstücke genannt, haben aber nie eine Rolle gespielt und wurden nur auf Bestellung angefertigt; die Zunft scheint auch hierin Bedeutendes geleistet zu haben; wir kennen an solchen Inventurstücken z. B. das schon erwähnte Damebrett, eine Medaille auf den Seidenbau, die ein Minister bekam, dann Fruchtkörbchen, Flacons, Vasen, Dosen, Ohrgehänge usw. In Königsberg wird einmal ein Meister mit dem Namen „Inventierer" bezeichnet, was wohl besagen will, daß er nur Inventurstücke herstellte, doch scheint das ein Einzelfall geblieben zu sein. Die Korallen stellen wohl immer die Hauptmasse aller Bernsteinerzeugnisse dar. Da, wie einmal in den Akten sehr richtig bemerkt wird, die sämtlichen Bürger von Stolp zusammen noch nicht einen einzigen Bernsteinarbeiter ernährt haben würden, mußten diese Korallen im Auslande abgesetzt werden. Wir können das kaum besser schildern als mit den Worten des Präpositus Haken: „der Wert des Bernsteins hängt vom Luxu und zwar größtenteils vom Luxu geschmackloser Nationen ab; denn die meiste daraus verfertigte Arbeit besteht in großen und kleinen, klaren und trüben Korallen, wovon nicht der 50ste Teil in Europa bleibet, das übrige geht alles nach der Levante und findet im mittäglichen China, Egipten und Afrika auch zum Theil erst in Amerika den Ort seiner Bestimmung. Diese fremden Nationen bezahlen die Korallen erstaunend teuer". Dem wäre nur hinzuzusetzen, daß es drei Sorten Korallen in verschiedenen Größen gab, und daß eine Lieferung, wenn sie richtig bezahlt werden wollte, alle drei im gleichen Mengenverhältnis enthalten mußte. Wir dürfen wohl annehmen, daß ein derartiger Ausfuhrhandel bereits in den ersten Anfängen der Zunft bestanden hat, können aber leider keine Einzelheiten angeben. Später, in der ersten Hälfte des 18. Jahr-

hunderts, hören wir gelegentlich von dem Handel, den die Zunft nach „Italien, Ägypten, der Barbarei und Sachsen" betreibt, aber das wird nur allgemein erwähnt, nicht im einzelnen geschildert. Vermutlich dürfen wir aber das, was wir über den Handel am Ende des 18. Jahrhunderts hören, verallgemeinern und können darum auf weitere Beschreibungen verzichten. Nur zu einem kleinen Teil ging der Handel von Stolpmünde direkt über See, weil der Hafen in Stolpmünde damals so schlecht war, daß die Schiffe draußen auf der Reede beladen werden mußten. Immerhin sind z. B. im Sommer 1781 für 8000 Taler Bernsteinwaren von Stolpmünde ausgegangen. Der Rest ging zum Teil, wenn Schiffsverbindung vorhanden war, mit der Post nach Hamburg oder Amsterdam und von dort weiter über See. Außerdem besuchten die Bernsteinhändler regelmäßig die Messen in Leipzig, Braunschweig und Frankfurt a. M., wo sie ihre Ware an die ausländischen Händler absetzten. Hier wurden vermutlich auch die Geschäfte geschlossen, die direkte Warenlieferungen nach Mailand, Turin, Livorno, Konstantinopel, Warschau usw. zur Folge hatten. Viele Jahrzehnte hindurch besaß die Zunft auch eine eigene Niederlage in Livorno, von wo aus die Ware weiter nach der Levante verschifft wurde. Gelegentlich der Streitigkeiten 1780/90 werden auch Aleppo und Smyrna als direkte Ausfuhrorte genannt, doch kann das auch eine durch die Umstände erklärte Übertreibung sein. Immer — und das ist grundsätzlich wichtig — waren es nur sehr wenige Zunftglieder, meist nur fünf oder sechs, die an dem Ausfuhrhandel beteiligt waren und den wohl recht erheblichen Gewinn einsteckten. Dabei wurden für damalige Zeiten sehr große Werte umgesetzt. So wird 1781 festgestellt, daß die Firma Riemer's Erben im Ausland für 16 000 Taler Ware hatte und ebensoviel in Stolp, eine andere Firma in Holland für 4000, auf den Messen für 12 000 Taler. Eine Übersicht über den Gesamthandel der Zunft gibt nachstehende Tabelle:

Jahr	Menge in Pfund	Wert in Talern
1782/83	6437	20 677
1783/84	4941	14 550
1784/85	4847	15 296
1785/86	4613	15 728
1786/87	5809	18 081
1787/88	5317	16 730
1788/89	3616	10 484
1789/90	4719	15 111

Jahr	Menge in Pfund	Wert in Talern
1790/91	4421	12 997
1791/92	4028	12 921
1792/93	5384	15 661
1793/94	5176	16 450
1794/95	5203	16 271
1795/96	6016	18 011
1796/97	6282	20 322
1797/98	6904	26 559
1798/99	4304	16 197
1799/00	4106	15 877
1800/01	3994	15 480
1801/02	4277	14 215
1802/03	3656	13 399
1803/04	3094	12 998

Vergleicht man mit diesen Zahlen, daß z. B. die gesamte über Stolpmünde gehende Ausfuhr, die wohl den größeren Teil der Ausfuhr des östlichen Hinterpommern darstellte, nach Abrechnung des Bernsteins im Sommer 1781 weniger als 100 000 Taler betrug, so sieht man erst recht deutlich, welche erhebliche Rolle die Bernsteinausfuhr in jener Zeit spielte. Allerdings zeigt der immer sehr stark schwankende Wert des verfrachteten Bernsteins, auf welcher unsicheren Grundlage der ganze Handel aufgebaut war und wie empfindlich er sich gegenüber Störungen der verschiedensten Art verhielt, und man begreift, daß die Zunft schon 1723 immer wieder darauf hinwies und hinweisen mußte, daß die Eigenart ihres Handels es ihnen unmöglich machte, ohne einen Ausgleich durch sonstigen Nebenerwerb zu leben. Allein schon eine über längere Wochen anhaltende ungünstige Witterung konnte die Bernsteinernte und damit die Ausfuhr sehr erheblich herabsetzen, wie das z. B. für 1788/89 bekannt ist, sodaß der Händler immer höchstens annähernd voraussehen konnte, über welche Warenmengen er verfügen würde. Bei dem weiten Weg, den die fertige Ware bis in ihre Bestimmungsländer zurückzulegen hatte, bestand immer die Gefahr einer Störung durch politische Verwicklungen, noch mehr durch Kriege in den Bestimmungsländern selbst, so angeblich, wenigstens nach einer Behauptung der Zunft, 1739/40 durch einen Krieg in Persien. Hieraus erklärt sich wohl großenteils der Rückgang des Handels um die Jahrhundertwende, wo die ständigen politischen Unruhen im Mittelmeergebiet den Absatz hinderten, und obendrein in dem Hauptausfuhrhafen Livorno eine Seuche ausbrach. Auch andere

Verhältnisse waren in Betracht zu ziehen; so verschwindet etwa seit 1790 Konstantinopel aus der Liste der Bestimmungsorte, weil die Türkei ein Einfuhrverbot für verarbeiteten Bernstein erlassen hatte. Überhaupt scheint gegen Ende des 18. Jahrhunderts in vielen Staaten sich der Grundsatz durchgesetzt zu haben, die fertigen Bernsteinwaren mit einem hohen Einfuhrzoll zu belegen und dafür die Einfuhr des Rohbernsteins zu begünstigen, um die eigene Industrie zu unterstützen; daher stammte wohl in der Hauptsache die Angst der beteiligten Zünfte vor einer freihändigen Versteigerung des Bernsteins oder einer Verpachtung der Bernsteinernte, weil das Ausland für rohen Bernstein natürlich sehr viel höhere Preise anlegen konnte als sie selbst, sodaß sie fürchten mußten, keinen Stein mehr zu bekommen. Alles in allem kann man wohl annehmen, daß es damals in Preußen keinen anderen Erwerbszweig gab, der in so starker Abhängigkeit von dem politischen Gedeihen des Auslandes stand, und man kann darum wohl das sich oft etwas unschön auswirkende Bestreben der Zunft, ihre wirtschaftliche Stellung zu verbessern und zum Ausgleich für alle Schwierigkeiten möglichst viel Bernstein zu bekommen, in etwas verstehen und entschuldigen.

Niedergang und Ende.

Wer die Frage des Niedergangs der Stolper Bernsteinhändlerzunft nur oberflächlich betrachtet, könnte leicht zu dem Schluß kommen, daß den Anstoß dazu die Aufhebung der Zunftordnung von 1809 gegeben habe. Ein solches Urteil wird der Sachlage aber sicher nicht gerecht. Einmal bedeutete die Aufhebung der Zunftordnungen überhaupt durchaus nicht eine plötzlich eintretende Katastrophe, sondern nur die endlich einmal notwendig werdende Aufhebung einer längst erstarrten und innerlich unmöglich gewordenen Gesellschaftsform, wie denn überhaupt das Absterben einer so verwickelten Wesenheit, wie eine Zunft sie darstellt, nicht durch einen äußeren Anlaß allein herbeigeführt werden kann, sondern nur aus einer Reihe der verschiedensten zusammentreffenden Einzelwirkungen erklärt werden kann. Sodann aber konnte gerade unsere Zunft, wenn sie ihre bisherige genossenschaftliche Grundlage beibehielt und den Zeitverhältnissen entsprechend änderte, auch nach Aufhebung der Zunftordnungen ruhig weiter bestehen; der Monopolcharakter des Bernsteins hätte ihr sehr wohl gestattet, unter Ausnutzung ihrer Verbindungen und vieljährigen Erfahrungen soviel Bernstein regelmäßig an sich zu bringen, daß der jetzt nicht mehr verbotene Wettbewerb der „Böhnhasen“ ihr nicht ernsthaft hätte schaden können;

gerade in dieser Möglichkeit liegt ja die Ausnahmestellung dieser Zunft, die sie von den übrigen Zünften und Innungen grundlegend unterscheidet. Daß die Zunft trotzdem zugrunde ging, muß also auf tieferliegende Schäden in ihrem Aufbau zurückgeführt werden, und hier kommt auch der volkswirtschaftlich nicht Gebildete ohne weiteres zu zwei gleichgerichteten Erwägungen. Es wurde schon einmal angedeutet, daß die Zunft sich über den Monopolcharakter des Bernsteins und die wirtschaftlichen Folgerungen, die daraus gezogen werden mußten, nie recht klar gewesen ist. Infolgedessen verabsäumte sie es, die Zahl der am Bernstein beteiligten Zunftglieder in ein Verhältnis zum Bernstein zu bringen, das den einzelnen Meister noch lebensfähig sein ließ, und als nach 1726 der gesicherte Bezug einer verhältnismäßig großen Bernsteinmenge die Zahl der Zunftglieder rasch in die Höhe trieb, war es zu spät, um den Fehler wieder gut zu machen; der Anteil des Einzelnen war so bescheiden geworden, daß er kaum zum Leben hinreichte, und er wurde noch kleiner, als um 1775 herum der Bernsteinfang anfing, immer weniger einträglich zu werden. Man sieht das am besten an der Tatsache, daß eigentlich erst in dieser Zeit Bankerotte einzelner Zunftglieder bekannt werden und bald durchaus nicht mehr zu den Seltenheiten gehören. Die Einführung der Expektanten war von vornherein unglücklich, denn man verabsäumte, deren Zahl irgendwie zu begrenzen, und so standen bald den 54 Partizipanten bis zu 30 Expektanten gegenüber, die zwar als Zunftglieder gerechnet wurden, aber keine Möglichkeiten zu einer wirtschaftlich selbständigen Lebensführung hatten und oft 10—15 Jahre in abhängiger Lohnarbeit verbringen mußten, ehe sie in den Genuß des kärglichen Bernsteinanteils kamen. Das wäre aber vielleicht noch erträglich gewesen ohne den zweiten Grundfehler, den die Zunft begangen hatte. Es wäre nur eine logische Weiterführung des bei Errichtung der Zunft offenbar unklar vorhandenen Genossenschaftsgedankens gewesen, wenn auch der Verkauf der fertigen Bernsteinwaren von der Zunft in die Hand genommen und der Ertrag je nach den gelieferten Arbeiten an die einzelnen Meister verteilt worden wäre. Diese Weiterführung unterblieb jedoch, und es war offenbar jedem Meister überlassen, seine Ware nach eigenem Gutdünken auf den Markt zu bringen; der Markt lag aber bekanntlich nicht in Stolp, sondern im fernen Ausland, mindestens auf den Messen in Leipzig usw., und um dort Handel treiben zu können, brauchte der Meister nicht nur Kenntnisse, die nicht jedem zu Gebote standen, sondern auch Geld und Kredit, der letzten Endes nur auf eigenem

Besitz gegründet sein konnte. Es wird also wohl schon früh die Notwendigkeit dahin geführt haben, daß die meisten Zunftglieder sich damit begnügten, die Ware anzufertigen, während nur einige wenige, die im Besitz der nötigen Mittel waren, die Messen aufsuchten und Beziehungen zum weiteren Ausland anknüpften. Vielleicht — wir haben davon keine nähere Kenntnis — haben sie anfangs die Fertigwaren ihrer weniger vermögenden Zunftbrüder nur in derem Auftrage verkauft; sehr bald kam es aber dahin, daß diese Bessergestellten ihren Zunftbrüdern die Waren abkauften und damit auf eigene Rechnung Handel trieben. An sich wären freilich aus dem reinen Bernsteinhandel solche Kapitalanhäufungen bei Einzelnen nicht ohne weiteres zu erklären, da ja alle Meister die gleiche Bernsteinmenge bezogen; das Recht des freien Handels jedoch mit allen möglichen Waren brachte es mit sich, daß einzelne Meister allein dadurch das Übergewicht erlangten, und diese sind es vermutlich auch gewesen, die den eigentlichen Bernsteingroßhandel trieben. Die Tatsache, daß im Jahre 1726 kaum die Hälfte aller Zunftglieder ein eigenes Haus besaß, beweist, daß schon damals reiche und arme Meister nebeneinander vorhanden waren. Je kleiner die auf den einzelnen entfallende Bernsteinmenge wurde, um so größer mußte auch die Zahl derer werden, die notgedrungen auf eigenen Handel verzichteten, und so sehen wir im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ein sehr eigenartiges Bild: nach außen hin eine geschlossene Zunft gleichberechtigter Meister, die 80 und mehr Personen und damit wohl sicher mehr als ein Viertel aller Bürger umfaßte; nach innen eine scharfe Scheidung in wenige — fünf bis sieben — wohlhabende Großhändler, zahlreiche noch eben selbständige Meister, die aber nur für die Großhändler arbeiten und durchaus von deren Wohlwollen abhängig sind, und schließlich — die Mehrzahl aller Zunftglieder — gewöhnliche, unselbständige Lohnarbeiter, die, wie ein späterer Bericht der Regierung in Köslin besagt, „das Los der Dürftigkeit mit fast allen Lohnarbeitern teilen". Erst aus der Kenntnis dieser Verhältnisse wird uns manches verständlich, was uns die Protokollbücher der Zunft und die Akten berichten: der verzweifelte Kampf der Exspektanten um die dringendsten Lebensnotwendigkeiten, der mehrfach zu Prozessen gegen die Zunft führte und in dem Ausweg, irgend eine Zunftwitwe selbst mit sieben erwachsenen Kindern zu heiraten, nur um in den Besitz des kümmerlichen Bernsteinanteils zu kommen, einen tragisch anmutenden Ausdruck findet; die vielen Streitigkeiten unter den Partizipanten, die sich immer um wirkliche oder vermeintliche Verkürzung am Bern-

stein drehen; schließlich eine allgemein gereizte Stimmung, die sich oft in Beleidigungsprozessen Luft machte und mehr als einmal die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zog. Es mag sein, daß eine Kabinettsordre von 1804, die bestimmte, daß ein Geselle auch außer der Reihe rezipiert werden könne, wenn er ein Vermögen von wenigstens 500 Talern habe, hier noch besonders verstimmend gewirkt hat; jedenfalls sehen wir in zeitlichem Zusammenhang mit dieser Verfügung zwei verschiedene Ereignisse: erstens eine Abänderung der Zunftbräuche, indem von jetzt an zu allen Beratungen der Zunft — sog. kleine Zunft — auch ein aus vier Mitgliedern bestehender Ausschuß der Expektanten zugezogen werden solle, zweitens eine erneute Beschwerde der Expektanten wegen der Art der Bernsteinverteilung. Bei der Bearbeitung dieser Beschwerde machte der Landrat den Vorschlag, daß in Zukunft für alle Zunftwitwen, die ja nach altem Brauch das Bernsteinbezugsrecht ihrer Männer behielten, ein für allemal 14 Anteile festgelegt und der Rest an die Expektanten ausgegeben werden solle. Damit war die Zunft begreiflicherweise nicht einverstanden und gelangte zu einem Gegenvorschlag, daß nämlich die Witwen, die ihren Anteil nicht selbst verarbeiten könnten, ihn dem jeweils ältesten Expektanten gegen Provision zur Verarbeitung überlassen sollten. Dieser Gegenvorschlag erfolgte Ende des Jahres 1805. In welcher Form nun diese Frage weiter behandelt worden ist, bleibt leider unbekannt; ziemlich überraschend für uns ergeht am 14. 5. 1806 eine Kabinettsordre, die Expektantenliste sofort zu schließen. Es ist allerdings möglich, daß diese Ordre mit jenem Streit nichts zu tun hatte, sondern in Zusammenhang stand mit den schon bekannten Bestrebungen des Staates, den Bernstein gewinnbringender auszunutzen als bisher; auf jeden Fall nahm sie eine Entwicklung vorweg, die sich aus den Verhältnissen notwendig ergeben mußte, denn nach dem Kriege von 1806/07 mußte Preußen unter allen Umständen seine Einkünfte erhöhen, und so erging unter dem 11. 5. 1808 eine Kabinettsordre des Inhalts, daß die Administration des ostpreußischen Bernsteins aufhören solle. Hätte dieser Schlag eine in sich geschlossene, einige Zunft im Sinne etwa des 16. Jahrhunderts getroffen, so wäre er wohl durch entsprechende Maßnahmen überwunden worden; so aber war die Zunft in ihren wesentlichen inneren Lebensbedingungen bereits unterhöhlt, und somit bedeutete diese Kabinettsordre praktisch das Ende, ein Jahr bevor die Zunftordnungen überhaupt aufgehoben wurden, denn mit dem billigen, regelmäßigen Bernsteinbezug verschwand selbstverständlich auch die immerhin noch ansehn-

liche Schicht der selbständigen Meister, die ihren eigenen Stein verarbeiteten, und die Zunft bestand nur noch aus einigen wenigen kapitalkräftigen Persönlichkeiten, die den Stein kaufen konnten, und vielen unselbständigen Handwerkern, die gegen kümmerlichen Lohn fremden Stein verarbeiteten, ohne Aussicht, jemals zur Selbständigkeit zu kommen. — Die weitere Entwicklung der Zunft soll nur kurz gestreift werden. Etwa gleichzeitig mit jener Kabinettsordre von 1808 wurde in Erwägungen darüber eingetreten, ob die Zünfte ein Anrecht auf Bernstein hätten, also für seinen Verlust entschädigt werden müßten. Die Regierung forderte Rechtsgutachten von dem Geh. Justizrat v. Morgenbesser und dem Geh. Staatsrat Frese ein, und beide kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß den Zünften ein Anrecht auf den Stein zustehe. Infolgedessen erging am 22. 6. 1808 eine Verfügung, daß nach einem sechsjährigen Durchschnitt der Unterschied des Marktpreises von dem von den Zünften gezahlten Preis für Rohstein festgestellt und einer zu leistenden Entschädigungszahlung zugrunde gelegt werden solle. Trotz des wiederholten Einwandes der Königsberger Regierung, daß solche Ermittelungen undurchführbar seien, wurde doch eine Entschädigungssumme von 3000 Talern jährlich für beide Zünfte für richtig gehalten; auf Stolp entfiel also ein Jahresbetrag von 1500 Talern, der in gleichen Teilen zunächst an die 54 eigentlichen Zunftglieder und später nach deren Absterben an die bis einschließlich 1805 aufgenommenen Expektanten gezahlt werden sollte. Inzwischen war die Verpachtung des Bernsteinfanges ausgeschrieben worden, und mit dem 1. 12. 1811 ging die Ausbeutung der Bernsteinschätze für zunächst zwölf Jahre gegen eine jährliche Zahlung von 11 000 Talern an die Firma Schneider & Co. (Schneider, Douglas und Bölsch) in Königsberg über. § 11 des Pachtvertrages bestimmte, daß der Pächter den beiden Zünften in Königsberg und Stolp entweder jährlich 3000 Taler zahlen oder ihnen den benötigten Rohstein 20 % unter dem Marktpreis abgeben sollte; § 12 verpflichtete ihn, den Stein an inländische Arbeiter und zwar vorzugsweise an die beiden Zünfte abzugeben, während § 4 ihm ein Monopol für den Handel mit rohem Bernstein verlieh. Entsprechend den Möglichkeiten des § 11 entschieden sich beide Zünfte für die Barentschädigung, ohne ihre Gründe hierfür bekannt zu geben. In Königsberg scheint man gehofft zu haben, durch die Firma Schneider immer genug Arbeitsstein zu bekommen; ob Stolp glaubte, im freien Handel genug Bernstein zu bekommen, oder ob es fürchtete, bei der notwendig eintretenden Preiserhöhung

für Rohstein in seinem eigenen Handel nicht mehr wettbewerbsfähig zu sein, mag dahingestellt bleiben. Soviel ist sicher, daß aus den ersten Jahren nach der Verpachtung keinerlei Klagen vorliegen. Erst 1820 richtete die Zunft eine Eingabe an den Oberpräsidenten von Pommern, die die durch die Bernsteinverpachtung der Zunft drohenden Gefahren in beweglichen Worten schilderte. Die Eingabe ging zur Berichterstattung an den Regierungspräsidenten von Köslin, der am 24. 7. 1822 antwortete. Dieser sehr bemerkenswerte Bericht besagt im wesentlichen Folgendes: die Bernsteinhändler haben die Gewohnheit, über ihren Geschäftsbetrieb nie etwas Bestimmtes auszusagen, um nicht in ihren Abgaben erhöht zu werden; besonders seit der Verpachtung des Bernsteinregals ist es ihr stetes Bestreben, ihr Gewerbe als ein im Verfall begriffenes darzustellen und deshalb ihren Absatz als möglichst gering anzugeben. Aus diesen Gründen ist der Wert des von ihnen eingekauften Rohsteins und der fertig abgelieferten Waren nicht sicher festzustellen. Soviel steht fest, daß der Bernstein oft in ganzen Wagenladungen nach Stolp kommt, daß noch 1821 ein Danziger Haus einen Agenten mit Sortimentstücken im Werte von 30 000 Talern nach Stolp gehen ließ. Die Zunft hat selbst angegeben, daß sie 1820 5332, 1821 3037 Pfund fertige Waren hergestellt hat, doch muß man diese Zahlen mit Vorsicht aufnehmen; die Jahre 1820/21 waren überdies durch die politischen Unruhen in der Türkei, Italien und Griechenland sehr ungünstig, während jetzt vor allem durch die neu aufgenommenen Handelsverbindungen über England und Bordeaux die Verhältnisse sich gebessert haben; die Niederlage der Zunft in Livorno soll leer sein. Die Zunft macht also noch immer recht bedeutende Geschäfte, und man kann ihren Umsatz auf nicht viel unter 100 000 Taler schätzen. Alles in allem, „die Zunft wird sich bei dem stattfindenden Verhältnis lediglich zu beruhigen haben". Aus diesem ungewöhnlich klaren Bericht ersieht man ohne weiteres, daß auch die Entziehung der früheren Bernsteinlieferungen die wirtschaftliche Lage der Zunft als solcher keineswegs verschlechtert hatte; man kann dabei ohne weiteres der Ansicht der Regierung beitreten, daß die Zunft bei der Schilderung ihrer Lage mindestens stark übertrieb; bei Abfassung des Berichts lag z. B. eine Meldung der Zunft vor, daß an der Verarbeitung des Steins 79 Personen teilnahmen, daß aber vor der Verpachtung die Zahl doppelt so groß gewesen sei; in Wirklichkeit aber ist diese Zahl nie über 84 hinausgegangen. — Als dieser Bericht erstattet wurde, nahte sich die erste Pachtperiode des Bernsteinfanges ihrem Ende, und die Zunft beschloß einen Ver-

such zu machen, um wieder in ihre früheren Rechte eingesetzt zu werden. Zu diesem Zwecke schickte sie eine Abordnung von zwei Mitgliedern erst zum Oberpräsidenten nach Stettin und, von diesem mit Empfehlungsbriefen versehen, weiter nach Berlin; es gelang dieser Abordnung sogar, eine Audienz bei dem damals den König vertretenden Kronprinzen zu erreichen, der sie sehr gnädig anhörte und sofort einen Bericht der Regierung in Königsberg anforderte. Dieser sehr eingehende Bericht kommt zu einem für uns erstaunlichen Ergebnis: die Zünfte hätten viele Jahre lang ein Monopol in Bernstein gehabt, infolgedessen die eigentliche Bernsteinarbeit teils ganz aufgegeben, teils in hohem Grade vernachlässigt; wenn die Stolper Zunft jetzt wieder wie früher den Stein regelmäßig zu billigen Bedingungen haben wolle, so tue sie das nur, um den so bequemen Handel mit rohem Bernstein wieder aufnehmen zu können, zumal sie nach altem Brauch die Sortierung des Steins selbst vorgenommen und dadurch auch den Preis der Ware selbst bestimmt habe. Dieser Bericht, der nur durch einen der bekannten unterirdischen Kanäle zur Kenntnis der Stolper kam, ist nach unserer Kenntnis in allen wesentlichen Punkten falsch; weder hatten die Zünfte ein Monopol, da der Sortimentstein immer frei gehandelt wurde, noch handelten sie vorzugsweise mit Rohstein, noch konnten sie den Preis des von ihnen gekauften Steins selbst bestimmen, da doch die Sortierung unter der Aufsicht erfahrener Staatsbeamter geschah. Trotzdem fand er beim König Glauben, und in einer Kabinettsordre vom 2. 4. 1823 wurde der Antrag der Stolper abgelehnt mit der Begründung, sie hätten früher in der Hauptsache mit Rohstein gehandelt. Hiermit hatte die Zunft sich abzufinden. Wenige Jahre später, 1827, schrieb ein Landtagsabgeordneter an die Zunft, der Kronprinz habe ihn beauftragt, die Ansicht der Zunft über Mittel zu ihrer Aufhilfe einzuholen; allerdings könnten Vorschläge nur dahin gehen, ob ihr bei einer Neuverpachtung der Arbeitsstein zum Taxwert überlassen werden könne oder ob sie selbst zu billigen Bedingungen die Pacht übernehmen wolle. Die Zunft bejahte beide Fragen unter gewissen Bedingungen, und der Finanzminister berichtete darüber vorläufig an die Regierung in Königsberg, indem er als Verkaufspreis den früher üblich gewesenen Preis + 25% vorschlug. Königsberg lehnte ab: eine Verpachtung des Bernsteins an die Zunft käme nicht in Frage, da die nötige Kaution schwerlich sichergestellt werden könne, und der Preis des Bernsteins ließe sich nicht sicher im voraus bestimmen. Nun zog sich auch Berlin zurück, es kam noch zu einem lebhaften Brief-

wechsel mit der Königsberger Zunft und sogar zu einer Immediateingabe an den König, aber alles ohne Erfolg; alle Versuche scheiterten an der Tatsache, daß die Königsberger Zunft sich mit überwiegender Mehrheit gegen eine Wiederherstellung der alten Verhältnisse aussprach und Sonderbestimmungen für nur eine der beiden Zünfte abgelehnt wurden (30. 7. 1829). Von nun an führte die Zunft eigentlich nur noch ein Scheinleben. Bis 1829 mag noch mancher von den alten Meistern und früheren Expektanten gehofft haben, doch noch in das frühere regelmäßige Bezugsrecht einzutreten, und anscheinend in dieser Hoffnung hat sich auch noch eine Reihe neuer Zunftglieder gefunden. Jetzt, wo alle Hoffnungen auf Bernstein geschwunden waren, verlor die Zunft auch den letzten Rest von Anziehungskraft; wer nicht vermögend war, konnte es trotz des Meistertitels doch nur zum abhängigen Lohnarbeiter bringen, und wer Geld besaß, konnte es anderswo ebensogut verzehren wie in Stolp, auch wenn er Bernsteinhändler blieb. So sehen wir denn in ganz kurzer Zeit alle noch vorhandenen Bindungen innerhalb der Zunft verloren gehen. Die Meister wollten sich nicht recht dazu bequemen, ihre Lehrlinge anzumelden, weil das nur unnötige Unkosten bereitete, aus den Gesellen wurden Gehilfen, deren innerer Zusammenhalt lediglich durch eine Gehilfenkrankenkasse gegeben war, und auch die Zunftsöhne legten ersichtlich keinen Wert mehr darauf, die regelrechte Ausbildung durchzumachen und den Meistertitel zu erwerben. Nachdem längere Jahre kein neuer Meister mehr eingetreten war, wurden zum letzten Male im Jahre 1847 noch einige neue Zunftglieder aufgenommen, aber nur der Form halber, ohne daß irgendwelche Vorbedingungen erfüllt waren: einer hatte lediglich ein Jahr im väterlichen Geschäft gelernt, wurde als Lehrling gleichzeitig ein- und ausgeschrieben und sofort in die Zunft aufgenommen, andere, bis zu 37 Jahre alt, waren nie Geselle gewesen. Es hat den Anschein, als wenn auch der Bernsteinhandel immer weiter zurückging, vielleicht weil der Absatz von Bernsteinkorallen überhaupt weniger verlangt wurde, vielleicht, weil infolge Abwanderung der Arbeiter der Schwerpunkt der Bernsteinverarbeitung anderswohin verlegt wurde. Das uns erhaltene Bruchstück eines Entwurfsbuchs eines Bernsteinhändlers aus den Jahren 1841 bis 1843 verzeichnet nur noch Handelsverbindungen mit Greifswald, Swinemünde, Pasewalk, Lublinitz und Czenstochau, daneben noch Gelegenheitsbestellungen aus Breslau und Schwäbisch Gmünd, aber nichts mehr von dem früheren glanzvollen Überseehandel, und mutet auch in der Geringfügigkeit der einzelnen Posten — bis

höchstens 170 Taler — etwas kümmerlich an. So wird denn auch das Protokollbuch der Zunft immer inhaltsloser; man begnügte sich meist mit einer einzigen Sitzung im Jahre, denn es war ja nichts zu verhandeln außer der Jahresrechnung und der Verpachtung der wenigen noch nicht verkauften Ländereien der Zunft. Je mehr die Meister aussterben, um so leerer wird das Protokollbuch; die Sitzungen erfolgen in immer größeren Abständen, alle zwei, drei, fünf und mehr Jahre; immer kleiner wird die Zahl der Unterschriften unter den Protokollen und schließlich sind es nur immer noch zwei Meister, die die Rechnung beglaubigen. Ehe auch diese sterben, muß über das Zunftvermögen eine Verfügung getroffen werden, das alle die Jahre hindurch treulich bewahrt worden war; so wurden denn 1884 die letzten noch gebliebenen Wiesen an den Magistrat aufgelassen, 1885 die vorhandenen Gelder und Wertpapiere im Gesamtbetrage von rund 3750 ℳ dem Stadtkämmerer übergeben und die Zunft geschlossen.

Die Zunftglieder.

Die Darstellung der Zunftgeschichte wäre nicht vollständig ohne eine Berücksichtigung der Menschen, die zu der Zunft gehörten und Träger ihrer Geschichte waren, ebenso wie ja auch zu einer Stadtgeschichte die Geschichte der einzelnen Gesellschaftsgruppen dieser Stadt notwendig gehören sollte. Wenn nun auch zu den Zunftgliedern im strengen Sinne nur die Meister gehören, so ist man doch berechtigt, auch die Lehrlinge und Gesellen zu erwähnen, die einen, weil sie, zum großen Teil aus Stolp und dessen Umgebung hervorgegangen, später vielfach den Stamm für die Zunftmeister in den anderen Bernstein verarbeitenden Städten abgaben, die anderen, weil sie umgekehrt zu einem Teil von diesen anderen Städten herkamen, dann in Stolp sitzen blieben und so die schicksalsmäßige Verbindung aller dieser Städte noch besonders betonen halfen. Nicht nur der reine Familienforscher wird daran gelegentlichen Gewinn haben, sondern der hoffentlich einmal erstehende Bearbeiter der deutschen Bernsteinindustrie vor allen Dingen; schon aus den verhältnismäßig bescheidenen Akten der Stolper Zunft sieht man, wie die Bernsteinarbeiter wanderten; wie etwa Angehörige der alten Stolper Familie Roggenbuk als Bernsteinarbeiter nach Königsberg kommen und von dort einen Zweig nach Petersburg entsenden; wie etwa die Familie Gößler (besser wohl in der üblichen und auch in Stolp früher angewandten Form Geßler: so im Kirchenbuch von 1628 „Lorenz Geßler der Schwabe") im Anfang des 18. Jahrhunderts in einigen

Mitgliedern nach Königsberg kommt, deren Söhne dann wieder in Stolp Meister werden; wie Heinrich Pogenter in Lübeck gelernt hat, in Stolp als Fremdgeselle erscheint und dann, Jahrzehnte später, uns als Altermann der Königsberger Zunft wieder begegnet. Wir brauchen das nicht näher auszuführen, um die Anführung der nun folgenden Liste zu rechtfertigen. Es sei ihr nur als Erklärung zugesetzt, daß die Jahreszahlen das Jahr bedeuten, in dem der Genannte zuerst als Lehrling, Gesell und Meister erscheint. Erw. = erwähnt, Kb. = Kirchenbuch. Ortsname bezeichnet die Herkunft.

(Die durch stärkeren Druck hervorgehobenen Namen finden sich bereits im ältesten Kirchenbuch der Marienkirche 1626/52).

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Achtmann, Gabriel	1734	1740		
Gabriel			1780	
Karl Friedrich			1814	
Alberti, David Gottlieb	1763	1769		
Albrecht, Michael	1592	1598		
Joachim	1694	1701		
Michael	1695	1702		
Joh. Paul	1743	1749		
Christ. Daniel			1795	
Johann	1843			
Andrews, Daniel			1700	
Angel, Karl Heinrich	1829			
Arndt, Joh. Friedrich	1842			
Arnold, Ludwig	1710			1720
Martin	1716	1721		1730
Friedrich	1722	1728		1735
Joh. Friedrich		1739		
Gottfried	1727	1733		1742
Jakob Ludwig		1750		1754
Samuel Ludwig		1751		1756
David Ludwig	1751		1757	1763
Georg Christian		1755		1763
Christian Gottfried		1757		1765
Johann Friedrich		1754		1766
Johann Gottfried		1765		1768
Friedrich Ludwig		1766		1771

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Ernst Ludwig				1779
Ernst Wilhelm		1762		1779
Karl Friedrich		1786		1790
Johann Ludwig		1788		1793
Friedrich Ludwig		1789		1797
Johann Ludwig		1792		1798
Friedrich Wilhelm		1793		1800
Friedrich Heinrich		1798		1802
Gottfried Ludwig		1798		1803
Johann Ferdinand		1799		1805
Karl Gottfried		1800		1805
Friedrich Wilhelm			?1804	1818
August	1849			
Augustin, Wilhelm			1786	
Bahr, Johann	1743	1749		1755
Baltzer, Michael	1659			
Bardener, Hans	1678			
Barenflies, Lorenz		erw. 1584		
Bartz, Johann			1708	
Bauer, Paul Ferdinand			1811	
Beinck = Bönke, Hans		erw. 1694		1707
Michael	1724	1729		
Becker, Matthes	1656			
Bergmann, Jakob			1723	
Berholz, Joachim	1594			
Jakob				Kb. 1640
Peter				erw. 1643 (Kb. 1629)
Jakob				1648
Lorenz				1667
Jakob				1669
Lorenz jun.				1669
Daniel		1699		1706
Heinrich		1704		1718
Daniel Friedrich		1730		
Michael	1760	1766		

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Berkhan, Joachim			1696	
Heinrich			1706	1712
Heinrich		1744		1755
Berkner, Urban				Kb. 1627
Bernd (Behrent), Hans		erw.1584		
Joachim				erw.1643
Salomon	1661		1708	
Georg				
Beßke, Hans	1676			
Bewersdorf, Michael Christian		1754		1762
Beyer, Martin	1662			
Joachim	1670			
Christ. Friedrich	1766			
Binder, Johann		1715		
Birkenfeld, Fr. Wilhelm	1723	1729		
Birnbaum, Joh. Friedr.			1742	
Joh. Heinrich			1752 (aus Königsberg)	
Bischof, Michael	1666			
Blesin, Barthel		erw.1584		
Bliesener, Christoph Fr.			1752	1756 Königsb.
Friedrich		1778		1786
Block, Andreas	1674			
Böhme, Hans	1571	erw.1584		1585
Böhmer, Joh. Samuel Ephraim				
Karl Ludwig	1753	1755		1767
Karl Gottfried		1759		1793
Jak. Gottlieb Ferd.		1789		
Aug. Ferdinand		1808		
Ludw. Wilhelm		1819		1822
Fr. Wilhelm		1804		
Boitin, Martin	1595	1824		
Boje, Friedrich	1727	1732		
Gottfried		1725		Rügenwalde 1736
Jakob Friedrich	1753			

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Johannes			1769	
Martin Friedrich		1768		1776
Joh. Gottfried		1784		
Boldt, Nikolaus				1689
Joh. Jakob				1718
Nikolaus				1729
Daniel				1729
Joachim		1732		1735
Andreas			1750	
Joh. Gottlob		1755		
Bolduan, Daniel	1667			1679
Martin	1671			1682
Michael Fr.		1704		
Bönke = Beinck				
Fr. Wilhelm				1785
Joh. Ludw. Wilhelm		1807		1818
Aug. Friedrich		1812		1820
Bork, Hans	1570			
Borkmann, Dietrich	1603			
Bottke, Andreas	1713			
Bratz, Hans	1678			
Braun, Michael	1575			
Salomon				erw.1643
Breder, Georg				1639
Jakob				1681
Jürgen		1701		
Adam		1704		1715
Georg		1735		1743
Jakob		1743		1753
Joh. Friedrich		1782		1784
Joh. Georg		1786		
Brock, Andreas	1590			
Heinrich	1658			
Broker, Joachim	1584			
Brunke, Daniel	1666			
Buchholz, Jakob	1671			
Buhlke, Jakob	1687			

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Bulle, Martin	1688			
Busack, Matthes			1703	
Busch, Johann			1700	
Paul			1735	Lübeck
Joh. Benjamin			1790	
Buschlaff, Lorenz	1715			
Christian	1723			
Buth, Johann	1738			
Bütow, Lorenz	1584			
Büttner, Wilhelm	1846			Stolp
Rudolf	1847			
Butzke, Klaus	1570			
Christin, Peter	1679			
Cziminski, Christ. Ernst			1801	
Dalentzke, Gottfried	1723	1728		
Dalstrey, Jakob				1657
Damerow, Jürgen	1661			
Damm, Joh. Hermann			1766	Lübeck
Dentler, Martin		1716		
David Benjamin			1792	
Nathanael Gottlieb			1790	
Joh. Ernst			1746	
Dering, Joh. Ludwig			1754	
Fr. Ferdinand			1766	
von Dillenz, Gädert			1706	
Döle, Friedrich	1612			
Dominik, Jürgen				1579
Domke, Erdmann	1716			
Doße, Aug. Gottlieb			1804	
Drakenburg, Tiburtius	1605			erw. 1614
Dreyer, Daniel		erw. 1694		
Drewes, Jürgen	1585			
Hans	1662			
Martin	1665			
Dumröse, Peter				erw. 1575
Duntz, Joh. Ernst			1802	
Dusch, Martin			1732	Danzig

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Eggert, Hans		erw. 1584		
Ehlert, Karl	1852			Stolp
Eickstädt, Johann			1703	
Eilfradt, Christ. Friedr.			1796	
Engelbrecht, Peter		erw. 1584		
Tiburtius				erw. 1569
Kaspar				erw. 1570
Martin	1572			
Thomas				erw. 1585
Jakob		erw. 1584		erw. 1594
Gregor				Kb. 1632
Engel(hardt), Friedrich				Kb. 1632
Engelke, Samuel				1662
Paul Friedrich	1680			
Paul Samuel		1716		1724
Joh. Paul	1746	1748		
Ernst, Joh. Anton			1769	
Ewig, David Peter	1672			
Fabricius, Theodor	1847			Stolp
Falkenburg, Abraham	1688	1694		
Feder, Hermann August			1732	Lübeck
Gottfried Hermann			1764	
Karl Christoph			1770	
Fentzke, Jürgen	1664			
Feßling, Christoph	1613			
Fetzer, Samuel Benj.			1801	
Filmow, Johann	1725	1730		
Flehmer, Mart. Friedr.		1715		
Fleinert, Mart. Friedr.	1706			
Fleischer, Hermann	1699	1704		
Joh. Christoph			1758	
Flöt (Floit), Hans	1607			1618
Joachim				Kb. 1632
Joachim				1656
Jakob	1668			
Jakob			1708	1710
Jakob		1742		1750

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Flöter, Joh. Gottfr.			1803	
Forch, Joh. Ludwig	1735	1741		
Joh. Jakob				1750
Joh. Gottfried		1772		1778
Karl Friedrich		1775		1782
Christ. Ludwig		1779		1784
Wilhelm		1825		
Frahme, Salomon				1611
Paul				erw. 1643
Heinrich				Kb. 1649
Franke, Christ. Daniel			1764	Königsberg
Freyschmidt, Hermann	1841			Stolp
Friede, Klemens	1716			
Heinrich Wilhelm	1757			
Fromke, Martin		1705		
Frutz, Joachim	1733			
Gaffel, David	1676			
Geers, Hans				erw. 1575
Hans				1577
Christian				1617
Hans		Kb. 1634		
Michael				Kb. 1637
Joachim	1654			
Hans der Jüngste				1668
Hans	1658			1671
Michael		1694		1702
Hans		1694		1706
Andreas Erdmann		1723		1731
Joh. Erdmann		1737		1745
Joh. Friedrich		1760		
Andreas Erdmann		1754		1762
Emanuel Gottfr.		1784		1790
Fr. Wilhelm		1788		1795
Gerdner, Peter		Kb. 1649		
Gerike, Joachim		Kb. 1643		
Gerke, Johann		1694		
Andreas	1732	1739		

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Ludw. Wilhelm	1755			
Adolf Achilles			1735	Lübeck
Wilhelm Ludwig		1742		
Fr. Reinhard			1768	
Benjamin Friedrich			1796	
Gerade, Karl Ferdin.	1850			
Gerlach, Friedrich			1752	Königsberg
Christoph			1752	Königsberg
Gerner, Peter				1652
David	1672			
Joh. Paul	1747	1752		
Gert, Konrad	1723	1731		
Giebe, Joh. Ernst			1740	1747 Königsb.
Joh. Friedrich		1766		1773
Ernst Heinrich		1782		1786
Joh. Jakob		1786		1791
Christ. Gottlieb		1795		1801
Martin Gottfried		1798		1803
Wilhelm August			1804	
Karl Ludwig		1805		1822
Giese, Michael Christ.	1660			
Gildemeister, Peter	1738	1745		
Gill, Christian			1708	
Gläser, Gabriel	1662			
Glende, Karl	1846			Labuhn
Glaß, Christoph		erw. 1584		
Gnaß, Erdmann			1754	
Gödde, Hans	1596			
Paul	1603			
Golding, Joh. Friedr.			1803	Königsberg
Goltz **(Gatz?),**				
Jakob Joachim	1713	1719		
Gößler, Lorenz	1616			Kb. 1627
Lorenz				1660
Philipp				1668
Daniel				1670
George		1694		

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Paul		1694		1697
Bartel	1697	1700		
Lorenz		1702		
David jun.				1705
Lorenz		1705		
Daniel		1705		
Gregor				1707
Lorenz Daniel				1718
Georg Wilhelm		1714		1722
Daniel			1729	1731 Königsb.
Joh. Lorenz		1719		1733
Gabriel			1742	Königsb.
Daniel			1743	Königsb.
Joh. Gottlieb		1750		1754
Daniel Wilhelm			1772	
Fr. Lorenz Jakob		1767		1773
Grabow, Jonas				erw. 1575
Friedrich	1590			
Daniel		erw. 1584		1590
Dionys	1592			
Martin	1607			
Heinrich	1616			
Themes				Kb. 1635
Jürgen				Kb. 1633
Martin	1671			
David sen.				1689
David jun.				1689
Matthias	1694	1698		
Heinrich	1713	1718		
Thomas		1716		
Granow, Ferdinand	1847			Stolp
Gräßer, Christian	1731			
Grohn, Bartholomäus	1595			
Groth, Albert Friedr.		1822		
Grube, Joh. Quirinus			1751	
Grulich, Johann	1746	1751		
Grumbkow, Christian	1665			

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Gründler, Joh. Gottlieb			1765	Danzig
Gunde, Joh. Paul	1709			1726
Joh. Georg		1750		
Paul Friedrich		1763		1765 † 1802
David Gottlieb		1767		1772
Gützlaff, Michael	1688	1694		
Georg Christian	1781			
Karl August		1777		1784 * 15. 4. 59
August Fr.		1809		
Hacht, Matz				erw. 1575
Andreas	1590			
Hafemann, Joh. Heinr.	1737	1743		1751
Hahn, Michael			1700	
Hack, Philipp	1660			
Hänn, Heinrich			1735	Königsberg
Hanneke, Hans	1583			
Harder, Georg	1725	1731		
Harlann, Jakob	1747			
Friedrich	1772	1778		
Joh. Ludwig	1769	1775		1782
Joh. Fr. Bogislaw			1802	
Karl Gotthard			1804	
Hartmann, Gottfried	1724	1731		
Hartsch, Gustav	1770	1776		
Hasenpusch, Karl Georg	1849			Stolp
Friedrich	1850			Stolp
Haverkamp, David	1656			
Heidemann, Dionys		erw. 1584		
Hein, Lorenz	1603			
Heitz, Heinrich Julius	1839			Stolp
Heckendorf, Christian	1725			
Gottfried			1733	1737 Königsb.
Ernst			1752	
Christ. Samuel	1757	1762		
Hecksel, Gustav	1852			Bütow
Heller, Joh. Dietr. Wilh.		1743	1743	1743 Königsb.
Joh. Wilhelm	1761			1766

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Fr. Wilhelm		1770		1777 † 1805
G. Christ. Gottl.		1777		1783 † 1808
Emanuel Gottfr.		1778		1783 † 1816
Emanuel Gottfr.		1812		1820
Adolf				1823
Hempel, Alexander	1596			
Hendeler, Martin	1711			
Hendewerk, Bernhard	1692	1700		1711
Adam Joachim	1733			
Joh. Friedrich		1733		1740
Gottfried		1742		1749 † 1794
Fr. Wilhelm		1773		1781
Henning, Tewes	1677			
Hering, Daniel Gottl.	1682			
Hermann, Joh. Gottlob			1793	
Hertwig, Christian			1696	
Heydenreich, Adam		1739		
Hiffer, Christian	1718			
Hildebrandt, Martin	1667			1683
Martin		1717		1726
Martin Jakob		1746		
Joh. Gottlieb			1780	
Karl Ephraim			1783	
Hinrich, Hans	1676			
Hoffmann, Joh. Fr.			1785	
Höhne, Joh. Heinrich				1745
Holtz, Tropfolus	1665			
Höppner, Martin				erw. 1643
Horn, Jakob	1719			
Joh. Peter	1723	1730		1738
Hübener, Paul	1696			
Hundebier, Karl Friedr.			1764	
Hüppers, Peter Gustav			1792	
Jäger, Karl	1849			
Jandeke, Joachim jun.				erw. 1575
Janson, Peter Jakob			1801	
Jantz, Wilhelm	1845			Stolp

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Janzen, Joh. Gottlieb			1801	1805
Georg Ernst	1825			
Albert Friedrich	1827			
Ferd. David	1831			
Gustav Eduard		1827		1847 * 1810
Jarke, Balzer				1590
Joachim				Kb. 1649
Jürgen		1694		1696
Friedrich		1694		1701
Joachim	1711	1715		
Lorenz Georg		1719		1727
Salomon		1724		1729
Gottl. Salomon		1741		1750
Georg Jakob		1745		1753 † 1785
Jasch, Martin	1732	1737		
Abraham Gottwald			1782	
Jendrzejewski, Paul Theodor			1812	
Iser(dt), Jürgen	1661			
Joost, Martin Gottfr.	1768	1774		1782
Judatz, Hans Peter	1699		1708	
Junge, Jürgen	1716	1722		
Daniel Jürgen		1719		
Kaffert, Joh. Friedrich	1699	1702		
Kagel, Georg	1737	1742		
Karsten, Hans	1572			
Kart, Gottlieb			1756	
Kautz, Heinrich	1841			Gr. Silkow
Kegler, Joh. Erdmann	1715	1720		1730
Keitsch, Joh. Christian	1781		1790	1791
Joh. Friedrich		1810		1820
Ketelhut, Gregor	1571			1590
Peter	1595			
Daniel				1614
Klebang, Joh. Ernst	1733	1738		1764 † 1784
Klein, Johann	1718			
Klemann, Peter			1814	

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Klemke, Peter Martin			1793	
Klemm, Rudolf	1836			Stolp
Klenzendorf, Hans	1692	1698		1717
Klötkow, Joachim	1654			
Klüvetasche, Gottfried		1732		1741
Kontze, Matz				1575
Knack, Jürgen	1678	erw.1694		
Lorenz	1704			
Georg			1732	Königsberg
Joh. Ludwig			1736	
Kniephoff, Joh. Erdm.	1753	1760		
Knips, Jürgen	1672			
Kollpack, Johann			1705	
König, Christ. Emanuel			1804	
Köpeke, Christoph	1569			
Kopnitz, Jakob	1715	1721		
Koschnik, August Karl	1850			
Koß, Peter	1657			
Kotz(e), Peter	1652			
Heinrich	1652			
Ewald	1654			
Peter	1667			
Kowitzke, Peter	1661			
Kramer, Hans				Kb. 1640
Karl Ehrenfried			1732	1733 Königsb.
Krause, Jürgen		erw.1584		
Peter		erw.1584		
Kraut, Hans	1710			
Krebs, Andreas	1671			1681
Johann			1696	
Wilhelm		1703		
Joachim		1709		
Christoph		1704		1718
Joachim Andreas		1748		
Georg Friedrich		1746		1754
Christoph			1757	
Daniel Friedrich			1788	

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Krefeld, Jakob	1709			
Kreplin, Hans			1696	1697
Jakob Heinrich		1721		
Gottfried		1726		
Jürgen		1731		
Peter		1736		
David		1732		1737
Georg Wilhelm	1766	1773		1782
Kröppin, Nikolaus		erw.1694		
Kröß, Lorenz	1661			
Krüger, Hermann	1845			
Kruse, Peter				erw.1570
Joachim	1590			
Timotheus	1594			1611
Martin	1617			
Hans	1659			
Lorenz Gustav		1721		
Krutt, David	1718			
Kuhlmey,				
Joh. Christoph			1744	Königsberg
Karl Ludwig			1744	Königsberg
Gottlieb			1773	
Kurschelt, Jakob		1714		
Kutscher, Martin	1716	1724		Königsberg
Martin Fr.			1765	1770 † 1812
Ladendorf, Martin		erw.1694		
Lafrenz (Laurenz),				
Daniel	1582			1591
Daniel (Sohn)				1624
Thomas				erw.1643 (Kb. 1630)
Joachim				1658
Emanuel		erw.1694		1696
Lahmann, Lorenz				1655
Lamarche,				
Johann Heinrich	1769	1776		1782
Lambrecht, Jakob	1609			

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Ephraim			1718	
W. Theodor	1825			
Landwehr, Daniel				erw. 1643
Lange, Peter				1579
Martin	1654			
Philipp	1661			
Johann	1732	1739		
Joh. Jakob		1739		1748
Rudolf Gotthilf	1730	1735		1751 † 1788
Joh. Lorenz		1770		1777
Ernst Friedrich		1772		1779 † 1807
Fr. Benjamin		1773		1779
Jakob Gotthilf		1774		1782
Joh. Jakob		1778		1783
Joh. Friedrich		1801		
Ernst W. Ferdinand		1805		1818
Karl		1820		
Langhof, Daniel	1613			
Lehmann, Andreas Christian	1771	1777		
Lemke, Hans	1572			
Lenz, Andreas	1721	1727		
Michael Christian			1767	1774
Martin Ernst		1801		1809
Theodor	1841			Stolp
v. Lepel, Julius	1842			Rügenwalde
Lewark, Jakob			1723	
Linsch, Franz	1842			Reitz
Lohmann, Gabriel	1671			
Löckelt, Ernst Peter	1826	1831		Stolp
Losch (Losky?), Jakob	1715	1719		
Lubitz, Friedrich	1696	1701		
Lüders, Johann			1696	
Lückstädt, Joh. Daniel			1740	Lübeck
Lull, Ernst	1711	1717		
Lüllwitz, Peter	1584			
Lustenau, Matth. Christ.	1697	1702		

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Lütke, Jürgen	1611			1622
Daniel				1650
Hans				1658
Joachim				1666
Lütkens, Samuel			1705	
Machandel, Franz Jak.	1733			
Mahler, Friedrich	1730	1735		
Fr. Gotthard		1766		1769
Joh. Friedrich	1770	1777		1783
Malchin, Thomas				1579
Malter, Friedrich			1752	
Mandau, Heinr. Gottl.			1794	
Mantz, Hans	1658			
Mantzke, Markus	1654			
Martin	1664			
Hans	1671			
David	1669			1686
Martin				1719
Martin Erdmann		1754		
Marquart, Peter				erw. 1612
Märten, Jürgen	1578			
Marchs, Christ. Gottlieb			1792	
Martens, Harm			1706	
Matz, Joachim				erw. 1570
Moritz				erw. 1570
Jakob	1583			
Matties, Joh. Friedrich			1753	
Medenow, Benedikt				erw. 1570
Meich, F. Chr. Gottfr.	1737	1742		1754
Meiß, Joachim		1703		
Mellentin,				
Karl Emanuel			1794	
Sal. Benjamin			1794	
Mentzel, Kaspar Heinr.	1717	1723		
Mertens, Hermann				1711
Hermann		1739		1746
K. Gottfr. Rudolf		1779		1785

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Karl Friedrich		1812		
Mewes, Andreas	1614			
Thomas				1649
Peter	1662			
Thomas	1668			
Lorenz				1681
Andreas	1696			
Meyer, Karl		1743		
Joh. Friedrich			1753	1766 Stolp
Michaelis, Peter	1715			Stralsund
Mileke (Mielke), Hans	1570			
Bartholomäus	1765	1771		1778
K. Ferdinand		1795		1803
Joh. Wilhelm		1798		1804
H. Gottlieb		1807		1818
Ferdinand	1820	1824		
Eduard	1820	1824		
Wilhelm		1825		
Albert		1827		
Wilh. Eduard	1825			
Fr. Ludwig	1831			
Miesner, Gotthilf Benjamin			1791	
Mirow, Karl	1847			Stolp
Miß, Jürgen		1703		
Hans	1656			
Hans	1660			
Mißmann, Heinrich	1702	1709		1717
Gregor Heinrich		1744		1751
Lorenz Georg		1752		1762
Joh. Heinrich		1774		1782
Paul Friedrich		1784		1789
Mitzlaff, Peter	1715	1721		1732
Michael	1733			
Mix, Friedrich	1722			
Möller, Kaspar	1596			
Lorenz	1614			Kb. 1629

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Ernst	1671			
Hans	1700	1704		
Hans	1701			
Moritz, Joh. Friedrich		1820		1825
Müller, Christ. Heinrich			1744	Danzig
Joh. Michael			1783	1786
Karl	1841			Occalitz
Müntzer, Georg Friedr.			1732	Danzig
Musinsky, Joachim	1707			
Philipp	1703			1735
Naumann, Joh. Christ.			1756	
Nauwold (Neuwald),				
Gregor	1660			
Neitzke, Michael	1680			
Friedrich	1786			
K. F. Gottlieb	1825			
Neudorff, Joh. Karl			1804	
Neue (Noye!), Peter	1656			
Neuenmark, Michael	1660			
Neumann, Jürgen	1723	1728		
Mich. Christian	1735	1741		1750
Friedrich	1846			Stolp
Niemann, Ephraim			1696	
Nipkow, Gregor	1660			
Noll, Christian Fr.	1746	1752		
Nünke, Philipp			1769	
Obesicht, Friedrich	1656			
Offt, Thomas	1578			
Lorenz	1585			
Otto, Wilh. Eduard	1825			Stolp
Pagel (Pauli), Joachim				1584
Gregor	1617			
Peter	1725	1731		1735
Pantel, Hans	1612			
Pape, Karl	1741	1748		
Papke, Daniel Peter	1751	1756		
Päth, Karsten	1569			

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Theodor	1845			Gr. Silkow
Pelzel, Konst. Christ.			1801	
Pelow **(Below?)**,				
Samuel	1655			
Peterschenn, Joh. Benj.			1752	
K. Christian			1792	
Peterson, Samuel	1676	erw.1694		
Peuter (Poiter =				
Pötter?), Martin	1579			1595
Jakob				1606
Jürgen	1607			
Pieper, Michael	1715	1722		
Pogenter, Joh. Heinrich			1735	Lübeck
Pohl, Martin	1612			
Poller, Joh. Friedrich	1786			
Polzin, David				1658
Pöppel, David	1713			
Pöte, Karsten				1578
Priebe, Johann	1749			
Friedrich	1842			Stolp
Prütz, Jakob				1577
Martin	1656			
Hans	1671			
Johann			1707	
Joh. Ernst		1755		
Puttkammer, Ludwig	1823			Gr. Tuchen
Quoß, Peter	1571			
Rach, Michael	1733	1738		1751
Joh. David	1765	1770		
Radecke, Johann	1745			
Rahn, Martin	1661			
Johann	1726			
Rathke, Gottfried	1734	1742		
Joh. Ludwig		1754		
Reichow, Joh. Peter	1751	1757		
Reinholts, Philipp			1800	
Reckow, David	1727			

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Riemer, Ewald	1616			erw.1643
Ewald				1661
Jürgen				1688
Ewald		erw.1694		1698
David		erw.1694		1699
Joh. Georg				1723
Friedrich		1720		1728
Georg Ewald		1716		1730
Ring, Joh. Wilhelm			1755	
Risch, Jakob		Kb. 1633		Kb. 1641
Rißke (= **Risch**),				
Salomon				1668
Jakob		erw.1694		1696
Rister, Jonas				erw.1643
Robitz, David				Kb. 1651
Roggenbuk, David				1663
Lorenz	1665			
Josua	1680			1692
Friedrich	1693	1701		
Ewald		1714		
Josua		1724		
Daniel		1725		
Friedrich			1735	Königsberg
Josua			1751	
Rohde, Gregor		erw.1584		
Gregor				1622
Peter	1658			
Jakob				1664
Michael	1669			
Christian				1694
Hans		erw.1694		
Gregor		erw.1694		1698
Jakob		erw.1694		1699
Joachim Gregor		1723		
Jürgen		1728		
Rolike, Joachim	1584			
Roloff, Daniel		erw.1584		

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Rosenau, Johann			1743	**Königsberg**
Christoph			1754	
Rößke, Salomon		1720		
Rubenow, Hans	1669			
Ruhe, Nikolaus			1716	
Johann			1724	
Runkel, Paulus				erw.1575
Ruß, Jakob		Kb. 1633		
Rutnig, Simon	1583			
Sachs, August			1728	1735
Sam. August		1763		
Joh. Friedrich		1766		
Ernst Gotthilf		1768		
Joh. Gottfried				1770
Heinrich Moritz		1762		1771
L. Gottlieb			1772	1773
Jakob Wilhelm		1773		
Daniel Benjamin		1773		
August Friedrich		1780		1786
Sakolowski, H. Eduard	1835			**Bütow**
Saltzmann, Friedrich				1661
Sarkow, Joh. Christian			1779	
Saß, Peter	1656			
Scheil, Jürgen				1687
Scheper, Jakob	1612			
Schildtmann, N.	1609			
Schlicht, Jakob		erw.1584		
Schmeling,				
Bartel Ludwig		1704		
Johann			1708	
Michael Ernst			1716	
Schmidt, Jakob				erw.1594
Michael	1667			
Gottfried	1709			
Friedrich			1751	
Karl Ludwig			1808	1810 **Danzig**
Joh. Gottfried			1812	

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Schmidtbauer, Daniel	1657			
Schönert, Joachim	1711			
Schönfeld, M. F. Albert	1826			Stolp
Schöpe, Hans	1604			
Heinrich	1660			
Schöps, Johann			1716	
Joh. Gottlieb			1742	Danzig
Ephraim Gabriel			1766	
Joh. Benjamin			1770	
Joh. Karl			1776	
Karl Wilhelm			1782	
Benj. Kornelius			1786	
Ephraim Gabriel				1786 † 1814
Ephraim Jakob			1797	
Schott, Joachim	1670			
Schröder, Peter	1661			
Jonas	1672			
Hans	1673			
Jakob	1675			
Thieß	1680			
Joh. Ludwig	1745		?1751	
Joh. Friedrich			1782	
Joh. Jakob			1786	
Joh. Gottlieb			1787	
Schrothaber, Kaspar	1594			
Schuffert, Joachim	1666			
Martin	1674			
Joachim		1719		1797
Heinr. Ludwig	1784	1790		1578
Schulz, Hans				erw. 1643
Lorenz				(Kb. 1633)
Gregor	1659			
Thomas			1716	
Joh. Friedrich	1720	1726		1729
Joachim	1745			
Erdmann	1733	1740		1746 † 1783
Joach. Christian			1751	

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Georg Friedrich		1750		1756
Michael Friedrich	1748	1752		1764
Fr. Gottlob			1770	
Bogislaw Gotthard	1771	1777		
Karl Friedrich		1778		1782 † 1816
Joh. Andreas		1785		1790
Joh. Friedrich		1785		1790
Gottlob Ferdinand		1789		1795
Georg Friedrich		1799		
Salomon Philipp			1801	
Wilhelm	1824			1830 Jeseritz
Bertram	1825			Jeseritz
Schünemann, Timoth.	1742	1747		
Schwarm, Heinrich			1733	1740 Königsb.
Schwartau, Joh. Gottl.			1782	
Schwarz, Hans Peter	1718			
Karl Daniel			1752	
Joh. George			1767	
Schweder, Ernst	1670			
Schwolow, Melchior	1576			
Schwuchow, Barthol.	1579			
Martin	1658			
Seidler, K. Gottl. Ferd.			1801	
Senger, David		erw. 1694		
Severin, Johann		1715	1718	
Sievert, Erdmann	1711	1717		
Simonis, Joh. Kaspar	1727			
Smola, Albrecht				erw. 1575
Sombré, Franz	1712			
Sommerfeld, Hans	1571	erw. 1584		
Sonnenburg, Joh. Dan.			1794	
Sorgenfrey, Martin				Kb. 1640
Joachim				1670
Specht, Heinrich			1721	
Sperling, Michael			1718	
Spiegelberg, Peter			1717	
Peter		1731		

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Joh. Benjamin			1786	
Joh. Gottlieb			1792	
Spitzhut, Joh. Gottfr.			1769	
Joh. Gottlieb			1785	
Sprönger, Friedrich			1716	
Spruth, Andreas Erdm.	1729	1733		1742
Karl Friedrich		1764		
Andreas Erdmann		1776		1782
Georg Friedrich		1778		1785
Benjamin Gottlieb			1812	
Friedrich Wilhelm		1809		1818
Stadtländer,				
Joh. Christian	1745	1751		
Joh. Jakob	1765			
Emanuel	1749	1755		1765 Stolp
Joh. Dan. Gottlob		1792		1797
Stahl, Timoth. Christ.	1746	1752		
Standig, Steffen				erw. 1575
Starkow,				
Martin Gottrau	1750	1756		
Christ. Gottselig	1755	1761		
Steffen, Joachim		erw. 1584		
Stein, Friedrich				Kb. 1652
Steinert, Joh. David			1709	
Steingräber, Gottlieb	1752			
Georg Leonhard			? 1758	1776 Stolp
Stiefler, Gottfried		erw. 1694		
Stiegel, H. Ludwig			1745	
Karl Gottlieb			1749	
Stilau, Christoph			1696	
Stoffenberg, Christoph	1612			
Hans	1603			1615 † 1655
Peter		Kb. 1640		
Stolzenberg,				
Martin Friedrich			1749	
Streich, Heinrich	1666			
Streit, Jakob Friedrich	1747	1754		

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Strelow, Martin	1733	1738		
Striger, Jakob Daniel	1699			
Stützke, Jürgen	1676			1689
Georg Friedrich		1719		1729
Joh. Friedrich		1754		
Georg Wilhelm		1764		1771
Georg Friedrich		1795		1802
August Georg		1805		1818
Stüwe, Gottfried	1687			
Daniel	1707			
Christian Ewald	1711	1715		1726
Peter	1723	1729		
Joachim Christian				1737
Joh. Christian	1742	1748		Stolp
Syger, Jakob	1575			
Gregor	1577			
Hans	1578			
Tasch, Peter		1730		1737
Taschener, Furgus	1596			
Tesler (Teschler), Hans	1603			
Jakob	1707			1721
David	1712	1716		1725
David Friedrich		1743		1748 * 1725
Jakob Nikolaus		1748		
Joh. David		1744		1751
Jakob Gottlob		1744		1753
Paul Gottfried		1752		1755
Bernhard		1755		1760 † 1809
Georg Gottfried		1752		1764
Joh. Andreas		1773		
Karl (Paul?) Fr.		1777		1782
Benj. H. Georg		1782		1785
Jakob Gottlieb		1782		1788 * 1764
August Gottfried		1785		1789
Georg Gottfried		1785		1790
Ernst Em. Wilhelm		1792		1797 † 1846
David Fr. Ernst		1795		1802

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
August Friedrich		1819		1822
Karl		1820		1822
Ferd. Wilhelm		1820		1822
Fr. Gottlieb		1819		1830
Gottlieb Wilhelm		1825		1847 * 1813
Teytt, Gottfried			1752	
Thewing,				
Gottlob Leberecht			1764	1765 Königsb.
Thiede, Joh. Georg	1724	1729		
Ludwig			1769	
Benj. Gotthold			1779	
Ernst Gottlieb	1768	1773		1782 Stolp
Joh. August	1826			
Friedrich		1823		
Louis	1831	1836		* 1816
Thiedemann, Jakob	1572	erw.1584		
Fr. Siegmund			1765	1770 Königsb.
Thösing, Theodor Gottl.			1787	
Thunn, Joh. Gottfried			1767	
Thürbächer, Wilhelm		erw.1694		
Timmermann, Hans	1680			
Timmreck, Wilhelm	1850			
Tolles, Ferdinand	1820	1824		
Tomek, Friedrich	1699			
Andreas			1708	
Tomholt, Martin				1618
Tonn, Hans	1603			
David	1603			
Tomm, Peter	1655			
Törner, Daniel			1714	
Johann			1726	
David			1733	Danzig
Joh. Samuel			1754	
Joh. Gottlieb			1764	Danzig
Trappe, Jeremias	1699			1710
Treichel, Christ. David	1725			
Vahl, Joh. Ernst	1734	1739		

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Paul Gideon	1745	1750		
Vandersey, Jak. Lorenz			1756	
Vanselow, David	1667			
Joachim	1669			1681
David Fr.		1718		
Daniel	1728			
Christ. Lorenz	1735	1740		
Jakob		1729		1740
Joh. Gottfried			1767	
Joh. Jakob	1762	1767		1777 Gr. Silkow
Veylahn, Paul	1579	erw. 1584		
Vieck, Michael	1659			
Gregor	1670			1686
Viereck, Christ. Emanuel		1741		1746
Joh. Friedrich		1778		1784
Kasimir Gottlieb		1780		1787
Viermann, Michael	1605			
Burkhard	1613			
Vietzke, Ewald	1681			
Johann	1735	1741		
Joachim Fr.		1740		
Vitter, Johann			1736	
Vollert, Ernst	1580			
Voy, Andreas	1595			
Wagner, Joh. Samuel			1801	
Wahren, Fr. Wilhelm	1769			
Wartag, Martin	1723	1729		
Wartenberg, Asmus	1612			
Waßer, Joachim	1572			
Watz, Joh. Karl			1790	
Watzon (Watson), Jak.	1678			
Gottlieb	1694			
Wedell, Fr. Nikolaus	1848			
Wegner, Gregor				1590
Hans	1600			1616
Tewes	1608			1623

Name	Junge	Junggesell	Fremdgesell	Meister
Joh. Ernst			1754	Königsberg
Karl Ferdinand	1784	1791		1797
Weichbrodt, Joachim	1681			
Joachim	1726			
Weißbrenner, Michael		1723		
Weißmann, Jakob	1738	1743		
Michael Friedrich	1749	1755		1762
Joh. Jakob			1772	
Fr. Wilhelm			1790	1791
Joh. Friedrich			1786	1793
Weltzien, Gottschalk			1735	Lübeck
Wendt, Joachim	?1570			1577
Samuel			1708	1712
Wendorf, Nikolaus			1735	Lübeck
Werner, Heinrich	1713	1718		
Wernick, Mich. Gottlieb	1737	1743		
Joh. Friedrich	1744	1750		
Paul Bernhard	1750	1759		
Peter Gottlieb			1780	
Westphal, Christian	1658			
Martin	1696	1700		
Martin	1717			
H. Enoch	1724	1729		1741
Michael Fr.		1769		
Karl Heinrich		1776		1782
Heinrich			1809	
Karl August		1803		1818
H. Wilhelm				1818
Ludwig			1819	
Karl Theodor		1821		1825
Adalb. Joh. Th.	1841			
Karl Heinrich				1847 * 1819
Heinrich	1836			1847 * 1821
Weyer, Gregor	1580			
Joachim	1605			
Weymer, Christian Eilhelm			1814	

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Wiedemann, Michael			1708	
Wies, Christian			1758	
Willer, Paul		1592		
Hans				Kb. 1641
Gregor		Kb. 1642		
Elias	1660			
Joachim	1718	1724		
Wilke, Martin	1612			
Windmüller, Kasimir	1720	1725		Mützenow
Ernst	1723			
Wirt, Christian	1751			
David Gottlieb	1771	1777		
Witt, Peter	1584			
Erdmann	1670			1681
Wittbeck, Friedrich	1660			
Witzke, Michael	1698			
Woyke, Albrecht				erw. 1575
Michael	1662			verm. 5. 5. 1650
Christoph	1667			
Woker, Daniel	1576	erw. 1584		
Wocket, Jakob August			1751	
Wolff, Karl Joh.	1766	1772		
Wortmann, K. Fr. Wilh.	1825			Stolp
August	1836			Stolp
Wotzeg, Joachim				1584
Joachim	1602			
Joachim	1608			1617
Joachim jun.				erw. 1656
Peter				Kb. 1648
Jakob				1692
Jakob		1720		1729
Peter		1725		1734
Peter Friedrich		1762		beerdigt 26.3.1760
Michael Ernst		1766		1779
Joh. G. Ferdinand		1798		
Wutschky, Heinrich Gottfried	1776	1784		Symbow

Name	Junge	Jung-gesell	Fremd-gesell	Meister
Zaddach, David	1700			
Jakob	1717	1723		
Joh. Lorenz		1724		
K. Christian			1770	1778 † 1823
Fr. Ludwig			1801	1810
K. Heinrich		1819		
K. Friedrich	1834			1847
Zander, Jakob				erw. 1575
Peter	1661			
Emanuel	1734	1741		1751
Georg Lorenz		1770		1779
Zeitz, Christian			1709	
Zopp, Anton	1673			
Zühlke, Jakob		erw. 1694		
Ad. Herm. Alex.	1831			Stolp
Heinrich		1836		
Zumm, Hermann	1847			Stolp

Die Frage nach der sozialen Herkunft aller dieser Einzelpersonen läßt sich begreiflicherweise nur insoweit beantworten, als sie aus Stolp stammen. Aus dem Kirchenbuch läßt sich feststellen, daß seit 1626 wenigstens mehrere Familien immer und in allen in Stolp bleibenden Zweigen nur Bernsteinarbeiter gewesen sind, so die Wotzeg, die Breder und Berholz. Die übrigen gehören, soweit sie neu in die Zunft eintraten, überwiegend dem Handwerkerstande an: die Roggenbuk waren von jeher Bäcker, die Spruth und die Schuffert Schmiede, die Westphal ursprünglich Schuster, die Arnold noch spät im 18. Jahrhundert teilweise Gerber. Erst mit der Erhebung des Gewerks zur Zunft kommen auch Angehörige der höheren Stände hinzu, besonders Pfarrerskinder; schon die beiden Windmüller waren die Söhne des Pastors in Mützenow, Joh. Jakob Vanselow stammte aus dem Pfarrhause in Gr. Silkow, Wutschky aus Symbow, der jüngere Zander aus Stolp; der ältere Zander war vermutlich ein Bruder des aus Stargard stammenden Archidiakonus Zander, ebenso wie der älteste Lange, der Meister wurde, wohl ein Bruder des gleichnamigen Archidiakonus war; als dieser letztere, noch als unbekannter Kandidat, zur Wahl zum

Archidiakonus stand, verfaßte die Zunft ein Wahlprotokoll, in dem er einstimmig gewählt wurde. Einige Lehrlinge entstammten der Gewandschneiderzunft, der ältere Stadtlander wird sogar als Offiziersſohn bezeichnet. Vermutlich suchten die Meister auch ihre Ehefrauen aus entsprechenden Kreisen; soweit die Trauregister erhalten sind, d. h. seit 1732, finden wir wenigstens ungemein oft Pastoren als Brautväter angegeben; daneben allerdings stehen nach wie vor die eingesessenen Handwerker, und einmal wird sogar eine Bauerntochter aus einem benachbarten Dorf zur Ehegefährtin erkoren. Hier spielen ersichtlich schon die früher geschilderten Verhältnisse hinein, als deren Folge sich innerhalb der Zunft scharf getrennte soziale Schichten entwickelten, die ihrerseits auch die Ehewahl beeinflussen mußten. — Wenn man nun die Meister nach ihrer zeitlichen Reihenfolge zusammenstellt, so macht man eine merkwürdige Beobachtung: im 16. und 17. Jahrhundert sind die einzelnen Namen, ganz im groben betrachtet, ungefähr gleich verteilt; zwar sind einzelne, wie die Riemer oder Boldt, zeitweise etwas stärker vertreten, aber keine Familie kann das Übergewicht erlangen. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts ändert sich das ziemlich plötzlich; daß einzelne der alten Familien verschwinden, ist natürlich und zum Teil, wie bei den Riemer und Gößler, durch den sozialen Aufstieg zu erklären, der die Familien in akademische Berufe abdrängte; dagegen sieht man, daß die zahlreich hinzukommenden neuen Familien sich mit wenigen Ausnahmen nicht halten können, meist nach einer oder zwei Generationen wieder verschwinden, und daß dafür zwei Familien, die Arnold und die Tesler, sich so stark vermehren, daß in dem Zeitraum von 1730—1820 die Mitglieder dieser beiden Familien fast ein Fünftel aller überhaupt vorhandenen Meister stellen. Hierfür eine zureichende Erklärung zu finden, dürfte kaum möglich sein; immerhin ergeben sich aber doch einige Gesichtspunkte, die vielleicht an einem größeren Material zu einer Lösung führen könnten. Wenn wir uns die Trau- und Taufregister der zuständigen Marienkirche durchsehen — von 1732 an, bis wohin die Trauregister zurückgehen, bis 1825, wo vermutlich alle bis 1806, also bis zur Schließung der Zunft, eingegangenen Ehen erfaßt sind —, so müssen wir zunächst in den Trauregistern eine ganze Anzahl Meister vermissen; einzelne davon sind auswärts getraut, denn das Taufregister verzeichnet ihre Kinder; es bleiben aber immerhin noch rund 20 Meister übrig, die in keinem der beiden Register zu finden sind; daß sie nicht verzogen sind, beweist oft genug schon das Zunftprotokoll, das ihren Tod vermerkt; auch war Verzug eines

Meisters ein sehr seltenes Ereignis, das in dem einzigen bekannten Fall im Zunftprotokoll ausdrücklich vermerkt wurde; daß alle zwanzig kinderlos verheiratet waren, ist auch nicht gerade wahrscheinlich; es bleibt also nur die Annahme, daß sie unverheiratet geblieben sind. Alle diese Leute sind nach 1752 zur Meisterschaft gelangt; drei sind von auswärts zugezogene „Fremdgesellen" gewesen oder doch Angehörige von Familien, deren Namen wir hier zum ersten Male in den Zunftregistern finden; eine ganze Reihe der anderen gehört Familien an, die man versucht wäre als „müde" zu bezeichnen: die Kinderzahl bei ihnen ist im ganzen gering, und das letzte Mitglied, das der Zunft angehört, bleibt Junggeselle. Die Familie Tesler stellt zu diesen Unverheirateten kein Mitglied, die Familie Arnold, soweit die bei den mangelhaften Kirchenbucheinträgen unsicheren Vornamen einen Schluß gestatten, nur zwei! Die Betrachtung der Kinderzahl wird uns hier vielleicht noch einen Schritt weiterführen. Wir finden für den erwähnten Zeitraum bei 148 Meistern 197 Eheschließungen; die vielen mehrfachen Ehen mögen auch hier, wie sonst überall, die durchschnittliche Kinderzahl herabgedrückt haben, da zweite Ehen erfahrungsgemäß in späterem Alter geschlossen werden und deshalb weniger fruchtbar sind. Auffallend oft begegnen wir aber einer Zunftwitwe als Braut, und eine Zählung ergibt 32 bei 197 Eheschließungen insgesamt. Berechnet man nun die Kinderzahl aus den Ehen mit Zunftwitwen getrennt von den übrigen Ehen, so findet sich bei den Zunftwitwen ein Durchschnitt von 1,7, bei den anderen von 2,95. Im einzelnen besagt das, daß die Ehen mit Zunftwitwen ganz auffallend oft kinderlos blieben; da im wesentlichen die Expektanten und unter ihnen besonders die von auswärts kommenden darauf angewiesen waren, Zunftwitwen zu heiraten, ist es erklärlich, daß vielfach ihr Name in der Zunft mit ihnen aussterben mußte. Hier haben wir also, und diesmal in greifbaren Zahlen ausgedrückt, eine neue und zwar die vielleicht verhängnisvollste Folge der falschen Bernsteinwirtschaft und der Einrichtung der Expektantenliste, die in unheilvoller Weise Bernsteinbezug und Eheschließung verkuppelte und so die Zukunft der ganzen Zunft an ihrer empfindlichsten Stelle, an ihren Kindern, schädigte und bedrohte. Freilich muß noch ein Zweites hinzukommen, um diese Schädigung so recht wirksam werden zu lassen, und das ist weniger faßbar: eine gewisse Lebenskraft der Sippe, das Gegenteil zu dem, was oben die „müden" Familien genannt wurde, und das sich in hoher Kinderzahl bei den Mitgliedern der Familie ausdrückt, die keine Witwen heiraten; das wird ver-

ständlich bei Betrachtung der Tesler z. B., bei denen von zwölf Ehemännern drei infolge der Erheiratung einer Zunftwitwe kinderlos bleiben; die anderen haben dafür um so mehr Kinder und können den Schaden wieder ausgleichen; oder bei den Sachs hinterläßt der erste Namensträger in der Zunft sieben Söhne, von denen vier die Meisterschaft erlangen; einer heiratet eine Zunftwitwe und bleibt kinderlos, aber die drei anderen haben zusammen immer noch neun Kinder. Es wäre nun eine der wichtigsten Aufgaben der sozialen Genealogie, einmal festzustellen, durch welche Umstände die größere oder geringere Lebenskraft einer Familie bedingt wird, oder wenigstens woran man sie außerhalb der Kinderzahl erkennen kann; leider ist unser Material zu klein und infolge der Unzulänglichkeit der Kirchenbücher zu wenig durchgearbeitet, um in dieser Richtung irgendwie beweisende Schlüsse zu ziehen. Einigemale — so bei den Boje, Gößler, Hendewerk — können wir freilich beobachten, daß in der Generation vor dem Verschwinden des Namens aus der Zunft das eine oder andere Mitglied der Familie sich einem akademischen Beruf zuwendet; das bedeutet aber auch nicht mehr als die alte Erfahrung, daß recht oft sozialer Aufstieg mit einem Rückgang der Kinderzahl parallel geht und kann uns hier nicht weiterbringen. Im ganzen werden wir uns also bescheiden müssen und uns damit begnügen, einige Bausteine zu sammeln, die später bei größeren Arbeiten Verwendung finden können.

Johannes Graf Lilljenstedts Grabdenkmal in der Marienkirche zu Stralsund

Von

Prof. Dr. Otto Schmitt-Greifswald

(mit 4 Abbildungen nach Aufnahmen des kunstgeschichtlichen Seminars der Universität Greifswald)

Wie die pommersche Kunst der nachmittelalterlichen Zeit überhaupt, so harrt auch die Stralsunder Barockplastik noch der Erforschung. Die Zahl der erhaltenen Denkmäler ist dabei größer, als man gemeinhin annimmt, und es findet sich Gutes, ja Bestes darunter. Ob freilich die in Stralsund und seinem künstlerischen Hinterland, also namentlich im vorpommerschen Küstengebiet und auf Rügen erhaltenen Bildwerke des 17. und 18. Jahrhunderts alle von einheimischen, d. h. Stralsundischen Künstlern ausgeführt sind oder ob sich darunter Importwerke auswärtiger Meister finden, das wird sich erst sagen lassen, wenn einmal das Denkmälermaterial systematisch gesammelt und die Archive gründlich durchforscht sind, und von beidem sind wir noch weit entfernt. Jedenfalls muß in einer Stadt, die sich immer durch Weite des Blicks ausgezeichnet hat und schon im Mittelalter eine starke Aufnahmefähigkeit gegenüber fremder Kunst und fremden Künstlern aufweist, auch für die Folgezeit mit weitreichenden künstlerischen Verbindungen gerechnet werden. Das wenige, was wir bis jetzt über die Stralsunder Kunst der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wissen, muß zur Vorsicht mahnen, alle in Stralsund erhaltenen Denkmäler für bodenständige Arbeit zu halten: als man sich im Jahr 1700 entschloß, an Stelle des mittelalterlichen Lettners und Kreuzaltars der Nikolaikirche einen neuen Chorabschluß und Altar zu errichten, gewann man keinen geringeren als den führenden Berliner Architekten und Bildhauer Andreas Schlüter (1664—1714) für die Anfertigung des Entwurfs. Die Ausführung wurde aber einheimischen Künstlern, insbesondere dem Stralsunder Bildhauer Thomas Phalert übertragen, und so entstand jenes großartige Werk, das in dem schönen Innenraum der ehrwürdigen Kirche vielleicht das vernehmlichste Wort spricht. Während in diesem Fall also wenigstens die Ausführung in den Händen Stralsunder Meister lag, ist ein anderes, kaum minder bedeutendes Monument sowohl im Entwurf wie der Ausführung nach reiner Import. Wir meinen das Grabmal des schwedischen Grafen Lilljenstedt in der Marienkirche zu Stralsund, das bedeutendste Grabdenkmal der Barockzeit auf pommerschem

Boden, das auf Grund einer seither nicht beachteten Inschrift als Werk des niederländischen Bildhauers Joh. Bapt. Xavery anzusehen ist[1]).

Der schwedische Staatsmann Johannes Graf von Lilljenstedt, der auch als Dichter einen Namen hat, wurde am 14. Juni 1655 in der Nähe von Björneborg in Finnland als Sohn des bürgerlichen Pfarrherrn Paulus Simonis Naumannus geboren. Er studierte in Åbo und Upsala und trat dann in den schwedischen Staatsdienst ein, um eine auch für diese Zeit außerordentlich glänzende Laufbahn zu durcheilen, die ihm die höchsten Ämter und Würden der schwedischen Krone einbrachte. 1690 wurde er geadelt, 1713 in den Freiherrnstand und 1719 zum Grafen Lilljenstedt erhoben. 1705 wurde er Vizepräsident und 1727 nach mehrjähriger Verwendung im diplomatischen Dienst Präsident des obersten schwedischen Gerichtshofs in Wismar. Als solcher starb er am 26. September 1732 auf seinem Schloß Divitz bei Barth im Kreise Franzburg[2]).

Lilljenstedt verbrachte einen erheblichen Teil seines Lebens auf deutschem Boden, in den damals schwedischen Provinzen des Ostseegebietes. Bestattet wurde er in der Marienkirche zu Stralsund, wo man ihm noch im gleichen Jahr 1732 sein Grabmal errichtete. Seine bereits 1729 verstorbene Gattin Margarete von Tornflycht ist in der gleichen Gruft beigesetzt[3]).

Das durch Größe, Kostbarkeit des Materials und künstlerischen Wert ausgezeichnete Monument ist in die zweite Chorkapelle der Marienkirche, vom südlichen Querschiffflügel aus gerechnet, eingebaut. Die Gruftanlage von 2,25 m Höhe füllt die trapezförmige Kapelle in voller Breite und Tiefe. Ihre gemauerte und verputzte Fassade wird durch Pilaster in fünf Felder eingeteilt und oben durch ein breites Gesims abgeschlossen; im Mittelfeld sitzt eine

---

[1]) Kurz erwähnt von E. v. Haselberg, Baudenkmäler des Reg.-Bez. Stralsund, Heft 5, 1902, S. 439. Die Künstlerinschrift hat unabhängig von mir auch Prof. Dr. A. E. Brinckmann-Köln festgestellt.

[2]) Über Schloß Divitz, das Lilljenstedt umgebaut und erweitert hat, vgl. Baudenkmäler des Reg.-Bez. Stralsund, Heft 1, 1881, S. 21.

[3]) Über Lilljenstedts Leben vgl. die kurzen Artikel Tietosanakirja, Helsinki 1913, Bd. V, Sp. 971 f., und Nordisk Familjebok 16, 1912, Sp. 529. Eine Selbstbiographie ist in Tidningar utgifna af ett sällskap i Åbo 1775 veröffentlicht, eine ausführliche Würdigung wird von Prof. J. J. Mikkola in Helsingfors vorbereitet. Vgl. seinen kurzen Aufsatz in Otavan Joulu 1923.

niedrige, vermauerte Türöffnung, hinter der vermutlich die Sarkophage der beiden Ehegatten stehen. — Der Raum über dem Gruftbau ist durch ein prächtiges schmiedeeisernes Gitter, dessen überhöhter Mittelteil eine zweiflüglige Tür aufnimmt, nach vorn abgeschlossen. In diesem Raum erhebt sich, dicht an die Außenwand der Kapelle herangeschoben und infolge des Gitters vom Chorumgang aus nur ungenügend sichtbar, das Grabdenkmal. Zwei gemauerte Stufen führen zu einem mächtigen Prunksarkophag von fast 1,50 m Höhe empor, auf dem die Gestalt des Grafen Lilljenstedt mit erhobenem und nach vorn gewandtem Oberkörper ruht. Der linke Arm ist auf ein Kissen gestützt, die rechte Hand nach einem nackten Engelknaben ausgestreckt, der zu Füßen des Grafen einen Schild mit dem schwedischen Wappen hält[4]); zwischen beiden wird ein aufheulender Jagdhund sichtbar[5]). Diese ganze Gruppe besteht aus einem einzigen weißen Marmorblock von 1,86 m Breite, während für den Sarkophag schwarzer Marmor verwendet ist. Hinter der Figurengruppe erhebt sich auf zweistufigem Sockel ein Aufbau aus weißem Marmor: Eine große Inschriftplatte wird von schräg gestellten Pilastern und einem Bogen gerahmt, in dessen Scheitel ein geflügelter Totenschädel sitzt. Die Pilaster sind mit Insignien von Krieg, Handel und Wissenschaft geschmückt. Bekrönt wird der Aufbau von dem großen Lilljenstedtschen Wappen, das zwei Löwen halten. Eine gemauerte und verputzte Wand in Gestalt eines Vorhangs, der von einem knaufartigen Baldachin ausgeht und seitlich aufgenommen ist, bildet den Hintergrund und füllt den unteren Teil des Kapellenfensters in voller Breite aus.

Die große Inschrift über der Hauptgruppe bezieht sich auf den Grafen, eine zweite, die auf einem rechteckigen, aus dem Prunksarkophag vorstehenden Block eingegraben ist und die unmittelbare Fortsetzung der oberen bildet, gilt seiner Gattin. Im Folgenden gebe ich zunächst den lateinischen Originaltext, dann eine Übersetzung[6]).

---

[4]) Die linke Hand des Putto und Daumen und Zeigefinger der erhobenen Hand des Grafen sind abgebrochen; vielleicht nahm der Graf eine Urkunde (Adelsdiplom?) aus den Händen des Knaben entgegen.

[5]) Der Hund ist wohl eine naturalistische und zugleich pathetische Umdeutung der bei mittelalterlichen Grabmälern in Erinnerung an den Psalm 91,13 (bei Luther) häufig zu Füßen der Verstorbenen angebrachten Tiere.

[6]) Die Wiedergabe der Inschriften bei J. C. Dähnert, Pommersche Bibliothek (1754) III S. 326 ist nicht ganz genau.

ILLUSTRISSIMUS
EXCELLENTISSIMUS
DOMINUS
JOHANNES COMES A LILLIENSTEDT,
LIBER BARO IN ANOILA, DOMINUS
HEREDITARIUS IN DIWITZ, LANGENHANS-
HAGEN, FRAUENDORF, ZATEL, GUMMELNES,
LENSOE, JOHANNESBERG &: REGNI SUE-
CIAE SENATOR, SUMMIQ: TRIBUNALIS
REGII WISMARIENSIS PRAESES, NATUS BEREN-
BURGI FINLANDIAE OPPIDO, A^0^ 1655 DIE 14 JUNII,
MORTUUS IN CASTELLO SUO DIWITZ A^0^
1732 DIE 26. SEPTEMBER: VIR RARIS INGENII
DOTIBUS, MULTO RERUM USU MERITISQ. IN PATRI-
AM CLARUS. LITERIS IMBUTUS SUPRA VULGUS DOC-
TORUM, UTQ: DEESSET NIHIL, ETIAM POESI GRAIA
LATIA PATRIAQ: EXELLENS. POST EXANTLATOS IN
QUATUOR REGUM MINISTERIA INTRA ET EXTRA
PATRIAM, LABORES GLORIOSOS, VITAMQ: PIE ET
PRUDENTER ACTAM SATUR DIERUM
HIC REQUIESCIT,

CUM CONJUGE,
ILLUSTRISSIMA DOMINA,
MARGARETHA DE TORNFLYCHT,
NATA STOCKHOLMIAE A^0^ 1682. DIE 13. MAY,
DENATA IN CASTELLO DIWITZ. A^0^ 1729
DIE 24 AUG:, MATRONA SUI SEXUS ET
ORDINIS, DUM VIXIT, ORNAMENTO ATQUE
EXEMPLO.

JOHAN: XI. V. 25: DIXIT ILLI JESUS: EGO
SUM RESURRECTIO ET VITA: QUI CREDIT
IN ME, ETSI MORIATUR, ViVET.

Der Erlauchte
Ausgezeichnete
Herr
Johannes Graf von Lilljenstedt
Freiherr von Anoila,
Erbherr in Divitz, Langenhanshagen,
Frauendorf, Zatel, Gummelnes,
Lensoe, Johannesberg etc.
Des schwedischen Reiches Senator und des obersten
königlichen Gerichtshofs in Wismar Präsident,
geboren in der finnländischen Stadt Björneborg am 14. Juni 1655
gestorben auf seinem Schloß Divitz am 26. September 1732:
Ein Mann, hervorragend durch seltene Geistesgaben
durch vielseitige Tätigkeit und Verdienste um sein Vaterland,
den Wissenschaften über den Durchschnitt der Gelehrten ergeben
und, damit ihm gar nichts fehle, auch ausgezeichnet als Dichter
in griechischer, lateinischer und in seiner Muttersprache,
ruht hier hochbetagt
nach ruhmreichen Arbeiten im Dienste von vier Königen
innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes
und nach einem fromm und klug verbrachten Leben

mit seiner Gattin
der erlauchten Frau
Margaretha von Tornflycht
geboren zu Stockholm am 13. Mai 1682
gestorben auf Schloß Divitz am 24. August 1729,
einer Frau, die ihr ganzes Leben hindurch für ihr Geschlecht
und ihren Stand eine Zierde und ein Beispiel war.

Joh. XI, V. 25: Jesus sprach zu ihr: Ich
bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich
glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Außer diesen Inschriften ist schließlich noch die Signatur des Künstlers zu erwähnen, die sich am Kissen unter dem linken Arm des Grafen findet: J. B. Xavery inven(i)t et fecit 1732, zu deutsch: J. B. Xavery hat (dieses Werk) erfunden und ausgeführt 1732.

Johann Baptist Xavery ist 1697 in Antwerpen geboren und lernte zunächst in der Werkstatt seines Vaters Albert, eines wenig bekannten Antwerpener Bildhauers. Nach längerem Studium in Italien ließ er sich im Haag nieder, wo er 1742, also in verhältnismäßig jungen Jahren starb[7]). Xavery ist vor allem auf dem Gebiet des Grabmals und der Bildnisbüste tätig gewesen, hat aber auch Architekturplastik und Kleinfiguren (aus Elfenbein usw.) hervorgebracht. Werke seiner Hand finden sich namentlich im Haag, in Haarlem, Amsterdam und zahlreichen anderen holländischen Orten. Vorübergehend scheint sich der Meister auch in Deutschland aufgehalten zu haben. Im Landesmuseum zu Kassel werden außer einer Marmorbüste des Landgrafen Friedrichs I. von Hessen-Kassel (1738) nicht weniger als acht Tonmodelle von Xavery aufbewahrt, deren größerer Teil vermutlich als Gartenfiguren ausgeführt werden sollte[8]). Wahrscheinlich ist Xavery auch in Stralsund gewesen. Die geschickte Art, in der das Lilljenstedt-Grabmal der Architektur eingefügt ist, weist darauf hin, daß sich der Künstler an Ort und Stelle umgesehen hat. Ob aber die Ausführung in Stralsund erfolgte, bleibt einstweilen ungewiß; das Denkmal könnte im Haag hergestellt, auf dem Wasserweg nach Stralsund verschickt und hier nach einer Skizze des Meisters aufgerichtet sein[9]). Leider sind wir im einzelnen überhaupt sehr schlecht über Xaverys Leben und Tätigkeit unterrichtet. Die kunstgeschichtliche Literatur pflegt zwar, so-

[7]) Die in der Literatur gelegentlich vertretene Annahme, der Meister habe bis 1752 gelebt, stimmt nicht. In einem Testament vom 9. Juli 1744 vermachen der Amsterdamer Maler Jakob de Witte und seine Gattin einen Teil ihres Vermögens an Josepha und Jakob Xavery, Kindern des verstorbenen (!) Bildhauers J. B. Xavery, die in ihrem Hause wohnen. Vgl. Quellenstudien zur holl. Kunstgeschichte Bd. VII (Künstlerinventare 3. Teil) Haag, 1917, S. 755.

[8]) Ein weiteres Modell, die Fesselung des Marsyas darstellend, wurde dem Meister nicht ohne Widerspruch zugeschrieben, weshalb ich hier und in folgendem davon absehe. — Jac. Hoffmeister, Gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen (Hannover 1885) S. 155 nennt Xavery „Bildhauer zu Cassel".

[9]) Marchals Angabe, Xavery habe für W i s m a r das Grabmal des Grafen L e l i e n t h a l geschaffen, beruht offenbar auf einer Verwechslung mit dem Stralsunder Lilljenstedt-Monument, das anscheinend als Werk Xaverys doch nicht ganz vergessen war.

weit sie die niederländische Bildhauerkunst des 18. Jahrhunderts ausführlicher behandelt, seinen Namen und auch das eine oder andere Werk seiner Hand zu erwähnen, aber es fehlt noch an einer monographischen Behandlung des Künstlers und einer systematischen Veröffentlichung seiner Arbeiten. Weitaus das meiste ist noch niemals abgebildet, ja anscheinend überhaupt noch nicht aufgenommen, sodaß es einstweilen ein hoffnungsloses Unternehmen wäre, die kunstgeschichtliche Stellung und die künstlerische Entwicklung des Meisters auch nur in den größten Linien andeuten zu wollen. Nur zu der Bewertung, die Xavery in der kunstgeschichtlichen Literatur gefunden hat, sei hier kurz Stellung genommen. Das abschätzige Urteil, das Paul Vitry[10]) fällt, in dem er von allégories assez banales und bustes officiels assez médiocres spricht, ist zweifelsohne zu hart. Xavery ist gewiß keiner der ganz Großen im Reich der Bildhauerkunst, aber mindestens seine Porträts und seine Putten gehören zu den besseren der Zeit, und von seinen zahlreich erhaltenen Modellen hat A. E. Brinckmann mit Recht in sehr anerkennendem Ton gesprochen[11]). Ein abschließendes Urteil über den Künstler wird aber erst gefällt werden können, wenn einmal seine Werke sorgfältig gesammelt und in guten Abbildungen veröffentlicht sind. Dazu wollen die vorliegenden Zeilen anregen, damit zugleich in bescheidenem Maße den Anfang machen.

---

[10])) Bei André Michel, Histoire de l'Art Bd. VII, 1, S. 354, Paris 1923.

[11]) Die Ansicht van Gelders: „voor een figuur van den tweeden rang, voor een der besten onder de kunstenaars, die wij toen bezaten, mag hij toch zeker doorgaan" trifft zweifellos das Richtige.

Anhang.

Verzeichnis der in der Literatur erwähnten Werke des Bildhauers J. B. Xavery (1697—1742).

Vorbemerkung: Der Redaktion von Thieme-Beckers Künstlerlexikon bin ich für den Nachweis der Xavery-Literatur zu großem Dank verpflichtet. Ich habe alles erreichbare Material eingesehen, aber mit geringen Ausnahmen nur wenig Brauchbares gefunden. Um anderen die gleiche Arbeit zu ersparen, gebe ich im Folgenden eine Zusammenstellung der mir aus literarischen Erwähnungen bekannt gewordenen Arbeiten Xaverys, für deren Authentizität ich mich allerdings nicht in allen Fällen verbürgen kann. Die datierten Denkmäler sind in chronologischer Ordnung an die Spitze gestellt, es folgen die, deren Aufenthaltsort bekannt ist, in alphabetischer Reihe; zum Schlusse werden die Werke unbekannten Aufenthaltsortes genannt. Den einzelnen Denkmälern füge ich die wichtigste Literatur in abgekürztem Zitat bei; ausführliche Literaturangaben im Folgenden. „Abb." bedeutet, daß das betreffende Werk in der angeführten Quelle abgebildet ist.

G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon Bd. 22 (München 1852), S. 162.

Georg Galland, Geschichte der holländischen Baukunst und Bildnerei, Frankfurt a. M. 1890, S. 360 und passim.

Edmond Marchal, La sculpture et les chefs-d'oeuvre de l'orfèvrerie Belges, Brüssel 1895, S. 476.

Alfred von Wurzbach, Niederländisches Künstlerlexikon II, 1910, S. 562.

H. E. van Gelder, Werk van oude Haagsche Beeldhouwers, Mededeelingen van den dienst voor Kunsten en wetenschappen der gemeente 'S-Gravenhage. II, Nr. 2, 1920, S. 55 ff.

A. E. Brinckmann, Barock-Bozzetti III, Frankfurt a. M. 1925, S. 64 ff. und Tafel 31—36.

A. E. Brinckmann, Barockskulptur (Handb. d. Kunstwissenschaft) S. 385.

A.

1. Amsterdam, Rijksmuseum, Flußgott, Tonmodell, 1720. Abb. Brinckmann III, Taf. 31.
2. Heusden (Holland), Grabmal des Barons von Friesheim. Nagler, Galland, Marchal, v. Wurzbach. Vgl. Nr. 3.

3. Amsterdam, Rijksmuseum, Tonmodell zum Grabmal Heusden, 1728, Abb. A. E. Brinckmann, Barockskulptur S. 385, van Gelder. (Nach einer von der Direktion des Rijksmuseums freundlichst zur Verfügung gestellten Photographie zu schließen, bildet das Modell eine interessante Parallele zum Grabmal Lilljenstedt.)
4. Amsterdam, Retrospektive Ausstellung 1883, Faun und Faunin, Elfenbeinstatuetten, 1729. Christ. Scherer, Elfenbeinplastik seit der Renaissance, Leipzig 1902, S. 45. (Identisch mit zwei von Nagler erwähnten Elfenbeinstatuetten, die 1817 verkauft wurden?)
5. Haag, Mauritshuis, Büste des Statthalters Wilhelm IV., 1733. Vgl. Nr. 8 Nagler, Marchal, Vitry (bei A. Michel), v. Wurzbach.
6. Haag, Rathaus, Giebelrelief. Nagler, Galland, Marchal, v. Wurzbach, van Gelder.
7. Haag, Gemeente-Museum, Tonmodell zum Giebelrelief am Rathaus (Nr. 6), 1734. van Gelder, Abb.
8. Haag, Mauritshuis, Büste der Gattin des Statthalters Wilhelm IV., 1736. Vgl. Nr. 5, Nagler, Marchal, Vitry (bei A. Michel), v. Wurzbach.
9. Cassel, Landesmuseum, Sechs Putten (Vier Jahreszeiten, Luft, Wasser), Tonmodelle, 1737. Brinckmann III, Taf. 32—34 (Abb.), und Bau- und Kunstdenkmäler im Reg.-Bez. Cassel VI (Cassel-Stadt, Cassel 1923), Taf. 217 (Abb.)
10. Cassel, Landesmuseum, Büste Landgraf Wilhelms VIII., Tonmodell, 1737. Brinckmann III, Taf. 35 (Abb.), und Bau- und Kunstdenkmäler Taf. 482 (Abb.).
11. Cassel, Landesmuseum, Büste Landgraf Friedrichs I., Tonmodell. Brinckmann III, Taf. 35 (Abb.), und Bau- und Kunstdenkmäler Taf. 482 (Abb.). Vgl. Nr. 12.
12. Cassel, Landesmuseum, Büste Landgraf Friedrichs I. (Königs von Schweden), Marmor-Ausführung, 1738. Brinckmann III, S. 69 (Abb.), und Bau- und Kunstdenkmäler Taf. 480 (Abb.). Vgl. Nr. 11.
13. Haag, Gemeente-Museum, Zwei Karyatiden (Diana und Herkules), Tonmodelle, 1740. van Gelder S. 58 (Abb.), Brinckmann III S. 71 (Abb.).
14. Haag?, Privatbesitz, Zwei Karyatiden (Juno und Jupiter), in enger Anlehnung an Nr. 13. van Gelder S. 60 (Abb.).

B.

1. Breda, Statue des Mars, ehemals vor dem Kastell aufgestellt. Nagler, Galland, Marchal, v. Wurzbach.
2. Dongjum (Friesland), Grabmal des Sicco von Goslinga und seiner Gattin. Galland, v. Wurzbach.
3. Haag, Grabmal des Admirals Landgrafen von Hessen-Philippsthal, † 1721. Galland, v. Wurzbach.
4. Haag, Statthalterpalais, Oraniensaal, Relief mit Apollo und Diana. Marchal.
5. Haarlem, St. Bavo, Relief zur Erinnerung an die Stiftung der Orgel. Nagler, Galland, Marchal („1730"), v. Wurzbach.

6. Paris, Coll. François Flameng, Büste eines Herrn. „Les Arts" 1918, Nr. 165, S. 7, und Nr. 167, S. 21 (Abb.). (Identisch mit einer der unter C 1—4 genannten Büsten?)
7. Tiel (Geldern), Grootekerk, Grabmal des Barons Steven van Welderen, † 1709. Galland, Marchal, v. Wurzbach.
8. Wyckel (Friesland), Kirche, Grabmal des Ingenieurs Menno van Coehoorn, † 1704. Galland (als fraglich), v. Wurzbach.
9. Lenningh (Geldern), Kirche, Grabmal des Generals Graf von Hompesch. Marchal.

C.

1. Büste des holländischen Staatssekretärs Fagel. Nagler.
2. Büste des Prinzen Eugen von Savoyen. Marchal.
3. Büste des Herzogs von Malborough. Marchal.
4. Büste des Malers Balthasar Denner. Nagler, Marchal.
5. Zwölf kleine Palmholzfiguren. Nagler. 1817 versteigert.
6. „Zahlreiche Skulpturen für die Gärten und Paläste des Prinzen Wilhelms IV." Wurzbach. Vgl. A 5 und 8 und B 4.

Tafel I



Stralsund, Marienkirche:
Grabmal des Grafen Lilljenstedt von J. B. Xavery.

Tafel II



Stralsund, Marienkirche:
Grabmal des Grafen Lilljenstedt von J. B. Xavery.

Tafel III





Stralsund, Marienkirche.
Grabmal des Grafen Lilljenstedt von J. B. Xavery.

Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern

von **Geheimrat Dr. Hoogeweg.**

Dieses Klosterbuch umfaßt alle Stifter und Klöster Pommerns, auch die Ritterorden, und gibt auf Grund aller erreichbaren Archivalien und sonstigen Quellen und unter Benutzung der einschlägigen Literatur eine Darstellung der Geschichte jedes einzelnen Klosters von der Gründung bis zur Aufhebung.

Da der gesamte urkundliche Stoff bearbeitet ist, wird das Buch auch für den Fachmann nach dem Jahre 1325, dem Schlußjahr des Pomm. Urkundenbuches, viel Neues bieten und vielleicht noch für lange Zeit die einzige Quelle bleiben.

Band I 46 Bogen mit 2 Karten brosch. 13 M., Halbleinen gbd. 15 M., Ganzleinen gbd. 16.50 M.

Band II 66 Bogen stark mit 2 Karten, brosch. 15,50 M., Halbleinen 18,50 M., Ganzleinen 19,50 M.

Elisabeth, Prinzessin von Braunschweig, eine ungekrönte preußische Prinzessin

von **Professor Dr. O. Altenburg.**

Auf Grund eines umfangreichen Quellenmaterials behandelt der Verfasser zum ersten Mal das Schicksal der früh geschiedenen Gemahlin König Friedrich Wilhelms II.; ihre langjährige Verbannung in Stettin bietet wertvolle Beiträge zum gesellschaftlichen und geistigen Leben des 18. und 19. Jahrhunderts.

Halbleinen gbd. 3.30 M.

Heimatkunde und Heimatschutz.

Ein Verzeichnis wichtiger Schriften, vornehmlich Pommern betreffend. Herausgegeben vom Bund Heimatschutz Landesverein Pommern E. V.

Bearbeitet von **R. Besch,** Stettin.

Ein Wegweiser und Ratgeber durch die reiche Literatur unserer Heimatprovinz. Für jedes Sachgebiet ist aus dem sehr umfangreichen Schrifttum das Wesentliche und Empfehlenswerte herausgehoben. Brosch. 0,50 M.

Soldaten und Garnisonen in Pommern und im Bezirk des II. Armeekorps

von Albedyll.

Männer, die einst mit Stolz und Freude den Rock eines der pommerschen Truppenteile getragen haben, leben noch und werden sich die Treue und Anhänglichkeit an ihr altes Regiment, an ihre alte Truppe bewahren. Für sie in erster Linie ist dieses Buch bestimmt, das ihnen Erinnerungen an ihre alten Truppenteile bringen soll. Aber nicht nur der Truppe soll gedacht werden, sondern auch der Städte, in denen die pommerschen Regimenter und Formationen in Garnison gestanden haben. Kart. 3,50 M., Halbleinen 4,50 M.

Die älteren Stettiner Straßennamen im Rahmen der älteren Stadtentwickelung

von **Lemcke-Fredrich.** 2. verm. Auflage.

Der neue Herausgeber gibt entsprechend der fortgeschrittenen Forschung, an der er selbst starken Anteil hat, soviel Neues und soviel mehr, daß der Umfang des Werkes sich verdoppelt hat. Besonders erweitert sind die Teile über die ältere Entwicklung der Baugeschichte der Stadt. Neu sind die Pläne und Ansichten. — Die Arbeit gilt mit Recht als eine der besten wissenschaftlichen. Kart. 2,80 M., Halbleinen 3,60 M.

Von der **Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde** sind herausgegeben in Leon Sauniers Buchhandlung in Stettin:

I. Inventar der Baudenkmäler Pommerns.

Teil I:

Die Baudenkmäler des Regierungs-Bezirks Stralsund.

Bearbeitet von **E. von Haselberg.**

Kreise Franzburg 2,— M., Greifswald 4,— M., Grimmen 2,— M., Rügen* und Stralsund 5,— M.

Teil II:

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungs-Bezirks Stettin.

Bearbeitet von **H. Lemcke.**

Band I Kreise Demmin*, Anklam*, Ückermünde 5,— M. und Usedom-Wollin*. Band II Kreise Randow*, Greifenhagen 8,— M. und Pyritz 8,— M., Anhang Pyritzer Weizacker 10,— M. Band III Kreise Satzig 7,— M., Naugard 7,— M. und Regenwalde 10,— M. Band IV Kreis Greifenberg 10,— M., Kreis Kammin in Vorbereitung. Band V Das Königliche Schloß in Stettin 7,— M.

Teil III:

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungs-Bezirks Köslin.

Bearbeitet von **L. Böttger** und **H. Lemcke.**

Band I Kreise Köslin und Kolberg-Körlin*, Belgard*, Schlawe*. Band II Kreis Stolp*, Kreise Bütow und Lauenburg 10,— M. — Jedes Heft auch einzeln.

Sämtliche Hefte nur brosch. erhältlich.

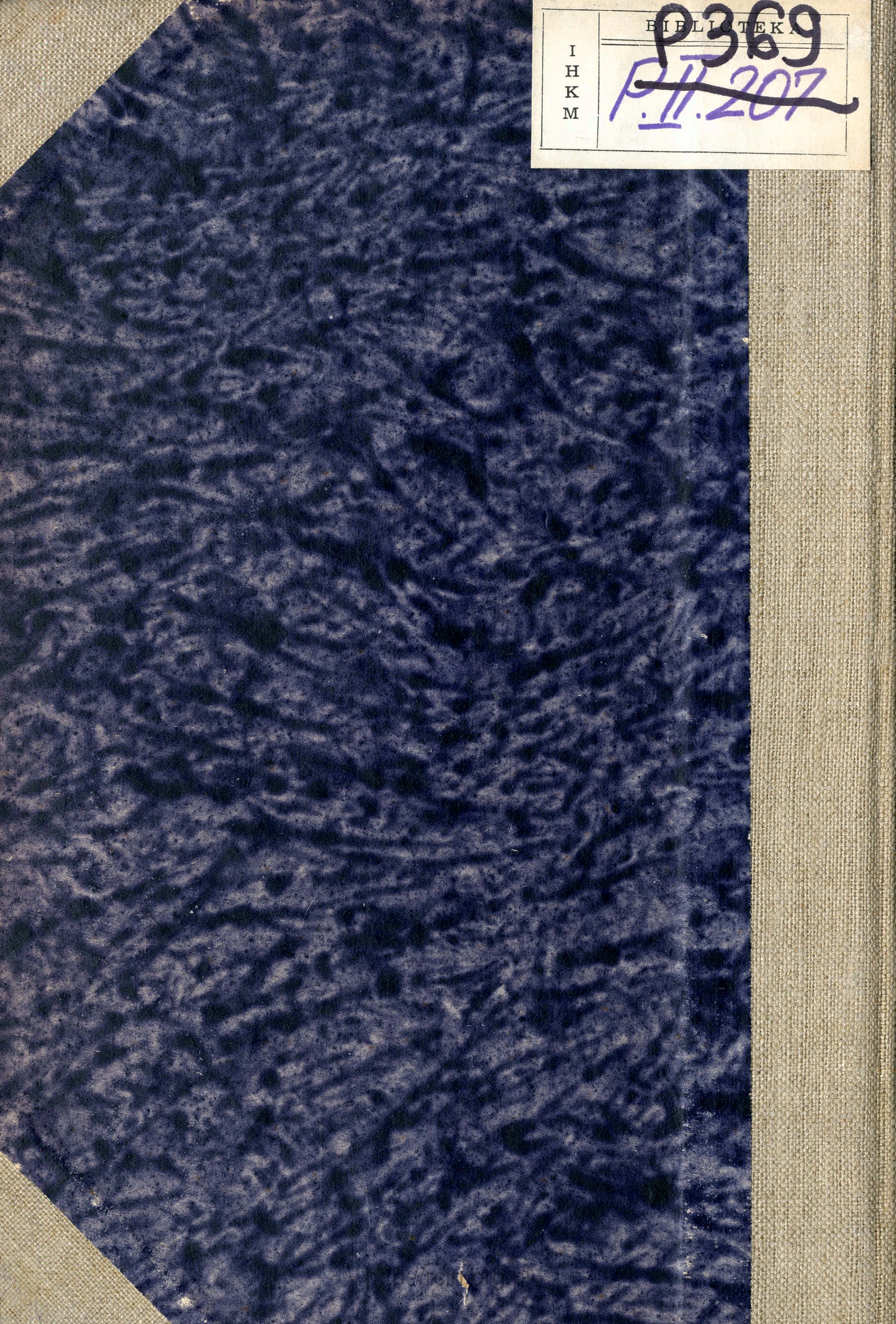
* Die mit einem Stern versehenen Hefte sind vergriffen.

II. Quellen zur pommerschen Geschichte.

1. **Das älteste Stadtbuch der Stadt Garz a. R.** Herausgegeben von **G. von Rosen.** 1885. Brosch. 4,— M.
2. **Urkunden und Copiar des Klosters Neuenkamp.** Herausgegeben von **F. Fabricius.** 1891. Brosch. 6,— M.
3. **Das Rügische Landrecht des Matthäus Normann.** Herausgegeben von **G. Frommhold.** 1896. Brosch. 7,— M.
4. **Johannes Bugenhagens Pomerania.** Herausgegeben von **O. Heinemann.** 1900. Brosch. 7,— M.
5. **Liber beneficiorum des Karthäuserklosters Marienkron bei Rügenwalde.** Bearbeitet von **Hugo Lemcke.** 1922. Brosch. 10,— M.

Die **Alte Folge** der **Baltischen Studien** weist schon starke Lücken auf. Die **Neue Folge** der **Baltischen Studien** ist bis auf Band 15 und 23 lieferbar.

Herrcke & Lebeling, Stettin.


BIBLIOTEKA
I H K M
P369
P.II.207